1918 . 36

Freischützfunken.

Drei Erzählungen

von

Moriz Reichenbach.

I. Samiel hilf!
II. Sechse treffen, Sieben äffen!
III. Die Schreckensschlucht.

Erstes Bändchen.

Leipzig, 1829.
bei Christian Ernst Kollmann.

I.

Samiel hilf!

1.

Der Studiosus Feldner war zum Candidaten der Theologie creirt worden. Nach einem vierstündigen harten Examen trat er ermattet in sein Stübchen, und fand es gerade heute überaus ärmlich und düster. Sonderbar! warum gerade heute? da es ihm vier Jahre seiner Studienzeit hindurch als ein geräumiger, lichter Musensitz erschienen war. Hatte der Titel — Candidatus theologiae — seinen Stolz erweckt? oder erregte heute der Anblick seiner Armuth falsche Schaam in seinem Herzen, weil in lebendiger Fülle das Bild Louisens, der reichen Kaufmannstochter, welcher er auf seinem Heimwege begegnete, ihm noch vor Augen schwebte? Vertraulicher als sonst hatte er sie begrüßt, dreister als jemals in ihr geistvolles Auge geblickt, denn die neue Würde — vielleicht auch ein Blick auf die schwarzseidenen Strümpfe und Beinkleider, die er nur an ho-

hen Festtagen anlegte — gaben ihm heute ein gewisses Selbstgefühl, welches seinem Herzen unendlich wohl that. Deshalb trat er auch jetzt unwillkührlich vor den kleinen Spiegel — die einzige Zierde seines Zimmers — legte den Busenstreifen unter der weißen Weste in zierliche Falten, und musterte — die linke Hand auf dem stählernen Gefäße des antiquen Staatsdegens ruhend — wohlgefällig seine jugendliche Candidatenfigur. Pfeilschnell hatte sich auch schon der lauschende Dämon, Eitelkeit, hinter ihn postirt und flüsterte ihm schmeichelnd ins Ohr: „Candidat Feldner, Du bist ein stattlicher Jüngling!“

Lächelnd maß er diesem Zuruf vollen Glauben bei, denn sein Spiegel zeigte ihm ja klar und deutlich, daß der Dämon nicht gelogen hatte; und in der That war Feldner ein junger kraftvoller Mann, der bei einem wohlgefälligen Aeußern eine ausgezeichnete Geistesbildung besaß. Doch gleich so vielen seiner Mitbrüder, die den Musen huldigen, hatte ihn Fortuna zwar mit Geistesgaben weidlich ausgestattet, doch den nervus rerum gerenda-

rum — Geld — weit von ihm entfernt; denn seit seinem neunzehnten Jahre befand er sich als eine vater- und mutterlose Waise auf der Universität, und mußte — zwar mit einigen magern Stipendien versehen — sich doch den größten Theil seiner Lebensbedürfnisse selbst verdienen.

So stand er, sich selbst überlassen, allein in der großen Welt, zufrieden mit seinem Schicksale, ja — wohl oftmals nach den Regeln der Philosophie die irdischen Güter verachtend. Nur wenn ein Reicher mit Stolz und Geringschätzung auf ihn herabblickte, empfand er den Druck seiner Armuth, oder wenn der Mangel an nothwendigen Büchern ihn in seinen Studien hinderte, dann verließ ihn seine Philosophie zuweilen und er wünschte reich zu seyn.

Aber besonders seit kurzer Zeit, da ganz eigne Wünsche und Gefühle in seinem Herzen laut geworden waren, verwarf er den weisen Grundsatz: es ist alles eitel — gänzlich und vertauschte ihn mit dem sonderbarem Wahlspruche: „Samiel hilf!“ Dieser Wahlspruch

aber hatte eine ganz besondere Beziehung auf seine Verhältnisse, denn jener Samiel, den er um Hülfe anrief, war keineswegs mit dem wilden Jäger in Kind's Freischützen verwandt, sondern ein alter reicher Oheim, der in einer der vorzüglichsten, deutschen Seestädte lebte, sich aber ganz und gar nicht um seinen Neffen, den Candidaten, bekümmerte.

Feldners Mutter war seine leibliche Schwester gewesen, wurde aber schon bei ihren Lebenszeiten von ihm als todt betrachtet, da sie wider seinen und ihres Vaters Willen einen armen Landprediger geheirathet, weshalb sie auch enterbt wurde und der Theil ihres Vermögens dem Samiel zufiel. Wenn nun die gute Mutter ihrem Sohne, als er sich noch auf der Stadtschule befand, ihre sauererspartten Nothpfennige schickte, so tröstete sie ihn zu Ende des Briefes gewöhnlich mit der Hoffnung auf eine Versöhnung mit ihrem Bruder, welcher gewiß wenigstens ein Theil ihres Vermögens folgen würde, und versprach ihn dann fürstlich herauszuputzen und mit einer prächtigen Bibliothek zu versehen. Doch leider starb

die gute Frau, ohne ein freundliches, tröstendes Wort von ihrem Bruder erhalten zu haben, kurz nach dem Tode ihres Gatten, und hinterließ ihrem Sohne fast nichts als einen ehrlichen Namen, trübe Aussichten für die Zukunft und eine ungewisse Hoffnung auf Samiels vielleicht doch noch zu erweichendes Felsenherz.

Der junge Feldner versäumte seine traurige Pflicht keineswegs, seinem reichen Oheim das Hinscheiden seiner beiden Eltern demüthig zu melden, sandte auch nach der Zeit noch einige zierliche Briefe an ihn ab, erhielt aber niemals eine Antwort zurück. Schon seit einigen Jahren hatte er deshalb den alten Oheim beinahe gänzlich vergessen, doch nun, da der Wunsch, ein reicher Mann zu werden, ihn mehr als jemals beschäftigte, lebte plötzlich seine Hoffnung wieder auf und daher kam es auch, daß er jetzt oftmals, wenn ihn irgend ein Mangel an seine Armuth erinnerte, im Drange seines Herzens ausrief: „Samiel hilf!“ —

2.

Louise war die einzige Tochter des reichen Kaufmanns Walburg, ihres Vaters Stolz, und wurde mit Recht als die Krone der Jungfrauen ihrer Vaterstadt gepriesen; denn ihre wirklich schöne Gestalt beseelte ein hoher Geist für alles Edle, Gute; fühlend schlug ihr Herz voll Engelsmilde, theilnehmend an fremdem Leid und Glück.

Nach dem Tode ihrer Mutter neigte sich erst das Herz ihres Vaters, der früher, nur für seine Geschäfte lebend, mit dem Zahlensinne eines ächten Kaufmanns begabt, im rastlosen Eifer für Handel und Speculationen, die sanftern Gefühle für Familienglück gänzlich vernachlässigte, voll zärtlicher Liebe ihr zu. Der alte Walburg hatte wacker gearbeitet. Von frühester Jugend an für den Handel bestimmt, lebte sein Geist auch nur für denselben, und als er später für seinen eignen Heerd in Thätigkeit trat, konnte er fast jeden seiner

Lebenstage mit irgend einem glücklich durchgeführten Handelsgeschäfte bezeichnen, so daß er jetzt für den reichsten Mann seiner bedeutenden Vaterstadt galt.

Doch mit der abnehmenden Lebenskraft wurde auch sein Geist nach und nach für seine Geschäfte abgestumpft, und er überraschte heute an seinem sechzigsten Geburtstage seine Tochter mit dem festausgesprochnen Entschlusse, daß er seine bedeutende Handlung gänzlich aufzugeben Willens sey.

Schon mehrere reiche und tadellose junge Männer hatten sich um Louisens Hand beworben, doch keinem gelang es, ihre Liebe und das Jawort des Vaters zu gewinnen, dessen Herz, ungeachtet seiner erwachten zärtlichen Zuneigung zu seiner Tochter, nur zu sehr noch an seinen Reichthümern und irdischen Glücksgütern hing, so daß er oftmals sich verlauten ließ, die doch größtentheils blühenden Glücksumstände der abgewiesenen Freier wären seinen Wünschen nicht angemessen gewesen. Doch zeigte sich es bald, daß dies nicht allein der Grund ihrer Zurückweisung war, sondern daß er we-

gen der Verheirathung seiner Tochter einen geheimen Plan in seinem Innern hegte. Louise, mit ihrem reinen mildthätigen Herzen, frei von Stolz und Hochmuth, achtete den Reichthum ihres Vaters nur in so fern, als er ihr Gelegenheit gab, die süße Menschenpflicht des Wohlthuens auszuüben, und war weit entfernt, wenn sie an eine zukünftige, eheliche Verbindung dachte, der Eitelkeit, oder der Sucht nach Glücksgütern die wichtige Wahl eines Gatten zu überlassen. Sie nährte vielmehr in ihrem Herzen bescheidenere Wünsche und ein geheimes Gefühl, das sie oft mit unbeschreiblicher Wonne erfüllte, welches sie aber nie sich zu enträthseln und klar auszusprechen wagte.

Bei der überraschenden Nachricht, daß ihr Vater seine Geschäfte niederlegen wolle, küßte sie ihn freudig bewegt, mit wahrer Herzlichkeit, verhieß ihm von nun an ein neues, glückliches Leben und versprach ihm, jeden seiner künftigen Lebenstage durch ihre kindliche Zärtlichkeit zu würzen und zu beleben. Walburg hatte, zur Feier seines Geburtstages, ein festliches Mahl bereiten lassen, mehrere bedeutende Handels-

freunde waren bereits eingeladen, und lächelnd überraschte er seine Tochter mit der Frage: wen sie wohl sonst noch bei der Gesellschaft zu sehen wünsche?

Louise war betroffen; die Purpurröthe ihrer Wangen verrieth ihre Verlegenheit, doch bald erwiederte sie gefaßt: „den Hofrath Berg — den Doctor Heimlich — den Diaconus Freimuth — den Amtmann Lichtner — den Commerzienrath Reiber, und — und —" der letzte Name mußte ihr bedeutende Herzwallungen verursachen, denn höher rötheten sich ihre Wangen, als sie endlich fast gewaltsam herauspreßte: „und — den Candidaten Feldner, meinen Musiklehrer."

„Was suchst Du Dir aber da für eine sonderbare Gesellschaft aus, Louise?" — erwiederte ihr der Vater lachend. „Was soll der junge lebenslustige Candidat unter den alten Todescandidaten, die das Podagra und die Gicht schon so weidlich heimsucht, daß sie wohl schwerlich Deiner Einladung werden Folge leisten können? doch —" fuhr er freundlich fort — „es sey Dir gewährt, meine gute

Tochter —“ und gab sogleich Befehl, die Einladungen zu besorgen.

Mit dankenden Blicken verließ Louise ihren Vater, hüpfte nach der Küche und tummelte sich dort, unter den Köchinnen und Küchenmädchen, so geschäftig herum, als ob sie auf diese Art ihr Brod verdienen müsse; der alte Walburg aber brummte, ihr nachblickend, leise vor sich hin: „Feldner, Candidat Feldner? hm! hm!“ und ging in sein Cabinet.

3.

Die alte Aufwärterin Marthe trat eben zum bescheidnen Pförtchen des Feldnerschen Musentempels herein und forderte Geld, um das Mittagsessen aus dem nahen Gasthofe zu holen, als der arme Candidat den leeren Beutel bereits schon mehrmals durch die Finger gezogen, ohne darin auch nur die kleinste Münze zu verspüren; denn seinen letzten Gulden sah er sich genöthigt, nach überstandnem Examen,

dem gratulirenden Pedell, mit wehmüthigem Lächeln, in die dargebotene, krumme Hand zu drücken.

„Ich werde wohl heute in der Sonne speisen —“ erwiederte er der Geldbegehrenden kleinlaut und knöpfte sein abgetragnes Flausröckchen enger zusammen.

„In der Sonne? nun da wird sich der Herr den Magen gewiß nicht verderben —“ schnarrte die Alte, welche diese Redensart armer Musensöhne wohl kannte, welche ihren Hunger zuweilen, in Ermangelung zweckdienlicherer Mittel, durch einen Spaziergang in der Mittagssonne zu beschwichtigen suchen. „Guten Appetit, Herr Candidat!“ fuhr sie kichernd fort und wollte sich entfernen, als sie Feldner mit den Worten zurückhielt:

„Mutter Marthe! kennst Du den Kaufmann Walburg?“

„Ei, du meine Güte!“ kreischte die Alte laut auf — „Sie halten mich auch für recht dumm. Ich werde doch den reichsten Mann in der Stadt kennen, gehe alle Tage ein und aus in seinem Hause, denn die dicke Junge-

magd, die Magdalene, das ist meines seligen Mannes Schwestertochter, müssen Sie wissen —"

„Weißt Du vielleicht, was für ein Fest heute in Walburgs Hause gefeiert wird?" unterbrach sie Feldner. „Ich sah diesen Morgen Loui — die Demoiselle —"

„Ja, ja, Mamsell Louischen, das Engelskind, ist mir auch begegnet, und ihr Mädchen hinterdrein, mit einem großen, mächtigen Korbe voll Blumen —" berichtete Marthe nun mit stets bereitwilliger Geschwätzigkeit. „Ja, ja, das Mamsellchen, Herr Feldner — oder wenn Sie wollen, Herr Candidat Feldner, denn: Ehre, dem Ehre gebührt! das Mamsellchen ist ein Ausbund von einem guten Gemüthe, sie thut keiner Maus was zu Leid und keiner Fliege, und ein weiches, semmelweiches Herzchen hat sie. Alle Weihnachten beschenkt sie die Armuth, und die dienenden Personen in ihrem Hause haben's wie im Himmel, das können Sie mir aufs Wort glauben, denn ich halte nichts von Lug und Trug, und die dicke Magdalene, meines seligen Mannes Schwe-

stertochter, kann sie gar nicht genug heraus-streichen, und wenn Sie mir nun noch nicht glauben, da sehen Sie einmal die schöne, funkelnagelneue Kattunjacke, die ich da anhabe, recht genau an; die hat sie mir geschenkt, daß ich mich auf meine alten Tage noch her-ausputzen kann, wie eine Schuhmachers-frau —"

So würde die Sprachselige wahrscheinlich noch ein Stündchen in Louisens Lobeserhebungen fortgefahren seyn, wenn Feldner ihren ergiebigen Redefluß nicht wieder mit den Worten unterbrochen hätte: „aber ich will wissen, was heute für ein Fest dort gefeiert wird?"

„Was wird's für ein Fest seyn?" erwiederte ihm die Alte, die sich ungern in ihrer Rede unterbrochen sah, verdrießlich — „des alten Herrn Geburtstag wird gefeiert; da wird gesotten und gebraten, gekocht und gebacken, daß es eine Freude ist. Hätten Sie Ihren Gottestischrock noch nicht ausgezogen, könnten Sie noch hingehen und gratuliren; Sie sind ja bekannt im Hause, Sie lernen ja dem Mamsellchen die Musik. Ja, Herr Candidat,

wenn sie nicht so unmenschlich reich wäre, das wäre so ein Frauchen für Sie. Wenn ich mir die im Hochzeitsputze denke, da gehen mir gleich die alten Augen über, denn da muß sie doch aussehen wie ein lebendiges Heiligenbild. Gott vergelt's, was sie an mir und andern armen Menschen Gutes thut, und wenn der Himmel meine Bitte erhört, so wird er's ihr in der Ehe gesegnen."

Hier hielt sie ein in ihrer Rede und trocknete sich mit der Schürze die Thränen von der runzlichten Wange; Feldner aber trat ans niedre Fensterchen, um seine nassen Augen zu verbergen, denn ihre Worte hatten ihn tief erschüttert. Louise, die reiche Erbin, war durch ihre Verhältnisse so weit von ihm entfernt, und doch stand sie seinem Herzen so nahe. Schweigend, mit gefalteten Händen, blickte er durchs offne Fenster, wehmüthig haftete sein Blick auf den blühenden Gärten tief unter ihm, die Louisens Vater gehörten. Oft hatte er hier gelauscht, wenn sie die duftenden Blumen pflegte und von Beet zu Beet hüpfend, die schönsten, würzigsten Blüthen

brach; doch heute war es so öde und leer in der schönen Natur, denn die lieblichste Blume im Garten war nirgends zu schauen. Er glaubte sie zu sehen beim Festmahl in ihres Vaters Hause, umringt von reichen Freiern, er glaubte die rauschende Musik, die lärmende Freude zu hören — sich selbst aber erblickte er einsam und verlassen, von drückendem Mangel und bittern Sorgen umgeben, und zum ersten Male in seinem Leben stand er im Begriffe, in laute Klagen gegen sein Schicksal auszubrechen — da erwachte er plötzlich aus seinen Träumen. Ein Vogel schwirrte nahe bei ihm vorüber: er trug Speise ins Nest, wo die zwitschernde Brut ängstlich seiner Rückkehr harrte. Dieser Anblick löste die bittre Empfindung ab von dem gläubigen Herzen, unwillkührlich erhob sich sein Auge zum Himmel, muthiger schritt er im niedern Zimmer auf und ab, sich kaum noch des mahnenden Hungers erwehrend, und leise, ganz leise flüsterte er die Worte hinaus in den bläulichen Aether: „Samiel hilf!“

Kaum waren ihm diese Worte entflohen, als es leise an seiner Thür klopfte, gleich darauf im vollen Staate ein Livreebedienter des Kaufmanns Walburg hereintrat und dem Staunenden eine Einladungskarte zum Mittagsmahl überreichte. Lange starrte er die zierliche Karte an und erst, als der Ueberbringer wieder verschwunden war, machte er seinem Herzen Luft durch lauten Jubel. Eine solche Auszeichnung von einem Manne, der ihn bisher nicht vielmehr als einen Domestiken seines Hauses geachtet hatte, kam ihm höchst unerwartet; doch nahm er sich nicht Zeit, dieses ihm unerklärbare Ereigniß zu enträthseln, sondern legte mit möglichster Eile seinen vor Kurzem erst abgelegten Festtagsstaat wieder an und wollte eben ohne Hut zur Thür hinaus, als ihn die alte Marthe noch zurückhielt, ängstlich fragend, ob's bei ihm rapple?

„Laß mich," fuhr er sie an — „ich muß zu ihr — ich bin zum Feste geladen!" ergriff seinen Hut und flog die Treppe hinab.

„So, so!“ brummte die Alte ihm nachschleichend — „da braucht er heute die Sonnenmahlzeit nicht — kann sie aufheben auf ein andermal!“

3.

Der Kaufmann Walburg saß in seinem Kabinet und las einen so eben erst erhaltenen Brief, welcher folgendermaßen lautete:

„Vor acht Tagen ist nun endlich mein „Sohn von der Universität zurückgekommen, „doch müßt' ich's lügen, wenn ich sagen sollte, seine Ankunft hätte mir Freude gemacht. „Du weißt, daß ich seine Erziehung — weil „ich, aufrichtig gesagt, selbst nichts davon verstand — einem Hofmeister überließ, welcher es zur ausdrücklichen Bedingung machte, „mit seinem Zöglinge auf einem meiner entfernten Güter zu wohnen, um in seiner „Erziehungsmethode durch kein bindendes Lebensverhältniß — wie er sich auszudrücken be-

„liebte — gestört zu werden. Ich war's zu-
„frieden, schickte Beide nach Freithal, welches
„fast getrennt von der ganzen Umgegend, mit-
„ten im Forste, zwischen Bergen liegt, wohin
„sich nur selten ein Fremder verirrt. Kam ich
„zuweilen dorthin, um selbst nachzusehen was
„sie trieben, so fand ich meinen Jungen kern-
„gesund, hörte nichts als gelehrte Floskeln von
„ihm, wovon ich alter Knabe keine Sylbe ver-
„stand, glaubte ihn daher gut aufgehoben und
„verließ sie zufrieden wieder, wenn mir auch
„manches in ihrem Aeußern auffiel, was
„mir eben nicht behagte; denn wer Beide nicht
„näher kannte, hätte sie wohl eher für ein
„Paar meiner rüstigen Schaafknechte, als für
„meinen Stammhalter und seinen Lehrer ange-
„sehen. Als der Junge sein siebenzehntes
„Jahr erreicht hatte, sagte mir sein Hofmei-
„ster, daß er bereits die alten Sprachen aus
„dem Fundamente verstehe und es nun Zeit
„sey, ihn auf eine Universität zu schicken,
„um seinen Erziehungsplan dort zu vollenden.
„Ich ließ ihm auch hierin seinen Willen.
„Mein Sohn war nun ganzer fünf Jahre ab-

„wesend, und während dieser Zeit bekam ich ihn
„nicht einmal zu Gesicht, erhielt aber zuwei-
„len von seinem Hofmeister Briefe, worin er
„mir verkündigte, daß sein Zögling nun bald
„zu einem seltnen Gelehrten reif und nächstens
„die Welt mit seiner Weisheit in Erstaunen
„setzen werde. Das war mir aber nicht recht,
„denn mein Sohn soll ein tüchtiger Landwirth
„werden, wobei zuviel Gelehrsamkeit oft lästig
„und hinderlich wird, und ich drang deshalb auf
„seine Rückkehr. Nach geraumer Zeit erhielt
„ich endlich Antwort und zwar von meinem
„Sohne selbst, welcher mir meldete, daß sein
„Hofmeister ihn heimlich verlassen, in einem
„zurückgelassenen Schreiben aber benachrichtigt
„habe, daß er eine Reise nach Egypten zu
„unternehmen Willens sey, um dort im Lande
„der Wunder die bisher unerforschlichen Ge-
„heimnisse der Natur zu ergründen, wohin er
„ihn aber unmöglich mitnehmen könne, da ihn
„noch Verhältnisse an seinen Vater und sein
„Vaterland knüpften. Der Schurke hat, wie
„ich nun erfahren, mehr als fünftausend Tha-
„ler, die ich zu seinem und meines Sohnes

„Unterhalte ihm schickte, wahrscheinlich theils „allein durchgebracht, theils mit auf die Reise „nach Egypten genommen; denn mein armer „verblendeter Junge hat, wie ich jetzt wohl „einsehe, seiner erbärmlichen Lebensart nach, „kaum hundert Thaler davon in den ganzen „fünf Jahren verbraucht.“

„Endlich kam er selbst, mein Gottlieb, und „bei seinem ersten Anblicke wurde mir's klar, „daß der Hofmeister nunmehr sein Werk voll„endet und einen seltnen Narren aus ihm ge„bildet hatte. Drei Tage lang konnte ich's „nicht über mich gewinnen den Jungen anzu„sehen, und als ich nun endlich seine ungereim„ten Predigten über Naturfreiheit und dergleichen — die er an meine Tagelöhner und „Dienstleute hielt — mit anhörte, da brach „mein Vaterherz und laut verwünschte ich den „Schurken von Hofmeister, der mich so schänd„lich um meine schönsten Hoffnungen betro„gen.“

„In wie fern also noch auf die Erfüllung „unsres liebsten Wunsches zu hoffen sey, magst „Du, bei so bewandten Umständen, selbst ent-

„scheiden. Ich habe ihm eine menschliche, „standesmäßige Kleidung mit Gewalt anlegen „lassen, ihn in einen Wagen gepackt und schik„ke ihn Dir, in der Hoffnung, daß er unter „gebildeten Menschen vielleicht von seinen Thor„heiten und falschen Weltansichten geheilt „wird. Er weiß nichts von unserm Plane; „vielleicht wirkt der Umgang mit Deiner Toch„ter mehr, als alle gewaltsamen Mittel, ihn „auf den rechten Lebensweg zurück zu brin„gen."

„Mit Sehnsucht erwartet recht bald eine „tröstende Antwort

„Dein bekümmerter Freund

„Hans von Starkenfeld."

Kopfschüttelnd legte Walburg den Brief bei Seite, klingelte dem Bedienten und befahl diesem, seine Tochter zu rufen; Louise kam.

„Wir bekommen einen Gast, laß einige Zimmer zu seinem Empfange bereiten," redete sie ihr Vater endlich an, nachdem er lange schweigend auf und abgegangen. „Mein alter Freund, der Baron von Starkenfeld" — fuhr er fort — „schreibt mir so eben — ich habe

Dir schon oft von ihm erzählt. — Er ist der reichste Mann im Lande — es ist derselbe, der mich in seinem Hause liebreich aufnahm, als ich auf einer meiner Reisen, durch einen Sturz mit dem Pferde, nahe bei seinem Landsitze den Arm gebrochen. Ohne seine schnelle Hülfe und seltne freundschaftliche Pflege wäre ich jetzt ein Krüppel, ja, vielleicht schon längst nicht mehr am Leben. Beim Abschiede, nachdem ich völlig wieder hergestellt, schlossen wir einen festen Freundschaftsbund und gründeten darauf einen Plan zur engern, ewigen Verbindung unsrer Familien — doch, davon ein andermal. — Er schreibt mir so eben, daß sein Sohn, vielleicht schon heute, bei uns eintreffen wird — Du könntest einen Theil von Deines Vaters Schuld bezahlen, doch — laß die Zimmer bereiten!" brach er plötzlich ab.

„Du befiehlst, mein gütiger Vater!" erwiederte Louise und verließ eilig das Zimmer, ihre Thränen zu verbergen. Sie hatte ihres Vaters Worte wohl verstanden und nun erst wurden ihr die heimlichen Gefühle klar, die unenträthselt, tief verborgen, noch bis jetzt in

ihrem Busen ruhten. Ihr Herz war nicht mehr frei, wie konnte sie damit des Vaters Schuld bezahlen? —

5.

Das Zeichen zur Tafel wurde gegeben. Die zahlreiche Gesellschaft, unter welcher sich auch, der Einladung zu Folge, Feldner befand, begab sich in den Speisesaal. Walburgs fröhliche Laune, womit er den festlichen Tag begonnen, war verschwunden; er hörte die poetische Gratulation des Candidaten nur halb, deutete, ihn unterbrechend, auf ein Couvert am Ende des Tisches und nöthigte die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, Platz zu nehmen. Feldner hatte vermuthet, bei dieser Gelegenheit einige freundliche Worte von Louisens Vater zu hören, aber eine solche Begegnung kam ihm ganz unerwartet. Wie betäubt wankte er nach dem ihm angewiesenen Platze und kam erst wieder zur Besinnung, als ihm sein Tisch-

nachbar, ein alter Buchhalter, mit der ziemlich barschen Anrede: „beliebt's, mein Herr!" einen Teller Suppe vorhielt. Nach und nach gewann er jedoch wieder so viel Fassung, daß er es wagte die Augen zu erheben und verstohlene Blicke auf Kundschaft auszuschicken, wodurch er gar bald tiefe Züge stillen Kummers auf Louisens Antlitz gewahrte. Was konnte ihr immer heitres Gemüth an diesem, für sie so erfreulichen, festlichen Tage zur Traurigkeit stimmen? was bedeuteten die trüben Wolken auf ihres Vaters Stirn, die jeden Frohsinn von der Tafel verscheuchten? das waren ihm unauflösliche Fragen. Doch indem er sich durch tausend Vermuthungen bemühte, diese für ihn so wichtigen Räthsel zu entziffern, wurde er plötzlich in seinen Kalkülen durch einen heftigen Lärmen gestört, welcher die Strasse entlang, Walburgs Hause immer näher zu kommen schien. Die übrige Gesellschaft, größtentheils zu sehr beschäftigt, die unzähligen Leckereien, welche die Tafel darbot, näher kennen zu lernen, achtete wenig darauf; doch als bald darauf ein Bedienter hastig eintrat, dem

alten Walburg etwas leise zuflüsterte und dieser sich plötzlich von der Tafel entfernte, stutzten alle Anwesenden. Man sprang auf, eilte ans Fenster, und erblickte das Haus umringt von Bettelbuben und neugierigen Müßiggängern, welche laut genug sich die Worte: „Zigeuner — Landstreicher!“ zuraunten.

Walburg trat aus dem Speisezimmer in den Vorsaal und fand hier, zu seinem nicht geringen Erstaunen, einen Gensd'armes und zwei Gerichtsdiener, zwischen welchen ein junger Mensch mit gebundenen Händen stand und so ruhig umherblickte, als ob er hier schon längst bekannt sey. Langes Haar hing, in wilder Unordnung, von seinem Scheitel bis über die Schultern herab, und ein Hemd von grauer Leinwand, ein Paar Beinkleider von demselben Stoffe, durch einen Riemen über den Hüften befestigt, und eine Art Sandalen an den bloßen Füßen, waren die Bestandtheile seines sonderbaren Costüms. Verächtlich belächelte er die wichtige Miene, mit welcher die Häscher bei Walburgs Ankunft ihre Häupter entblößten und einige Schritte zurückwichen.

Kühn trat er ihm entgegen und wollte eben zu reden beginnen, als ihm der Gensd'armes zu schweigen gebot und dem erstaunten Hausherrn berichtete, daß er diesen Menschen auf der Landstraße angetroffen, wie er eben ein Pferd von einem Wagen, dessen Besitzer im nahen Felde beschäftigt gewesen, losgespannt und durch lauten Zuruf angetrieben, seine Freiheit zu benutzen. Durch dieses Benehmen befremdet, habe er ihn nach Namen, Gewerbe und Reisepaß befragt, aber weder eine Antwort, noch eine schriftliche Legitimation von ihm erhalten, weshalb er genöthigt gewesen sey, ihn der hiesigen Stadtpolizei zu überliefern. Bei genauer Untersuchung habe man mehrere Bücher und in einem derselben einen Brief, an den Kaufmann Walburg addressirt, bei ihm gefunden. Auf die wiederholte Frage, wohin er zu reisen gedenke, habe er endlich kurz geantwortet: „nach Egypten!“ worauf der Polizeidirector befohlen, den Stadtphysikus herbeizurufen, um über die Gesundheitsumstände des Gefangenen sein Gutachten zu ertheilen, vorher denselben jedoch hierher zu führen und den

Brief zu überreichen, ob darin vielleicht ein näherer Aufschluß enthalten sey?

Walburg empfing mit sichtbarer Bestürzung das Schreiben und las, was er bereits ahnete:

„Der Ueberbringer dieses ist mein Sohn „Gottlieb. Versuche was in Deinen Kräften „steht, ihn in einen vernünftigen Menschen „umzuschaffen, darum bittet Dich mit bekümmertem Herzen Dein alter Freund

„Hans von Starkenfeld."

Schweigend legte er den Brief zusammen und erwiederte dem Gensd'armes, nicht ohne Verlegenheit: „ich werde selbst dem Herrn Polizeidirector näheren Aufschluß ertheilen — der junge Mensch ist an mich empfohlen und ich leiste Bürgschaft für ihn —" worauf die Diener der Gerechtigkeit, so zart als ihren Fäusten nur möglich, den Gefangenen von seinen Fesseln befreiten und sich mit tiefen Reverenzen entfernten. Dieser ließ sie ruhig gewähren, faltete die freien Hände über der Brust und rief mit hohem Pathos aus: „o böse Welt, du liegst im Narrenfieber!"

Ernst und finster redete ihn endlich Walburg an, um seine immer mehr steigende Verlegenheit zu verbergen. „Mein Herr! Sie sind also der junge Baron von Starkenfeld?“

„Herr bin ich nicht —“ erwiederte dieser hochtrabend — „ich bin ein freier Mensch! Baron? o leerer Schall! ich bin ein Schüler aller Weltweisen. — Von Starkenfeld? — Ich nenne mich Theophilus, da es nothwendig und erforderlich, daß der Mensch als Kenn- und Unterscheidungszeichen einen Namen führe.“

Kaum noch seiner mächtig, fuhr jetzt Walburg zornig auf: „Sie sind ein —“

„Philosoph!“ fiel ihm der Schüler der Weltweisen gelassen ein und verhinderte so die Vollendung seines Ausspruchs, der wahrscheinlich mit — Narr — wo nicht mit noch anzüglichern Ehrentiteln geschlossen haben würde.

„Ihr Vater ist mein alter Freund —“ fuhr Walburg sanfter fort — „er hat Sie mir dringend empfohlen und Sie werden sich be-

quemen müssen, eine Zeit lang unter meiner Obhut hier im Hause zu bleiben. Ihre Zimmer sind bereit. Folgen Sie mir."

„Obhut? hier im Hause bleiben?" wiederholte ruhig der Philosoph und predigte mit stolzer Miene: „Wer unter Obhut steht, ist nicht mehr frei. Ich bin ein freier Mann und folglich wähl' ich selbst mir meinen Aufenthalt — ich will nicht bleiben! Durch die freie, auf Vernunftgründen beruhende Wahl des Wollens und Nichtwollens, unterscheidet sich der Mensch vom Thier — ich bin kein Thier, folglich will ich, was ich als Mensch wollen muß und meine Vernunft mir zu wollen gebietet!"

Walburg sah jetzt wohl ein, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sey, er versuchte es daher, durch gütiges Zureden Vertrauen bei ihm zu gewinnen und fragte daher: „aber warum wollen Sie nicht bei mir bleiben, da Sie doch der Wunsch Ihres guten Vaters zu dieser Reise bewogen?"

„Ich gehe nach Egypten —" erhielt er zur Antwort — „Du reiche mir Speise und Trank

und laß mich selbiges in freier Natur genieſsen.“

In seiner Herzensangst zeigte ihm Walburg den Weg nach dem Garten, schickte ihm einen Diener mit Speisen nach und verfügte sich zur Gesellschaft zurück, wo er seine Tochter heimlich benachrichtigte, daß der Sohn seines Freundes angekommen, und ihr zugleich andeutete, daß sie sich durch sein Aeußeres keineswegs abhalten lassen sollte, ihm als einem Gaste des Hauses zu begegnen.

6.

Auf grünem Rasen ausgestreckt, lag Theophilus, als der Diener, mit Speisen schwer beladen, näher trat und ihn mit ängstlichen Blicken betrachtend fragte: ob er für ihn in der Schweizerhütte serviren solle? welche nur wenige Schritte entfernt, zwischen künstlichen Felsen, ohnweit eines Bassins erbaut war. „Hier, Sklav des Sklaven, will ich meinen

Hunger stillen“ — erhielt er zur Antwort. Zitternd setzte er den Korb zur Erde nieder und trat ängstlich einige Schritte zurück, den seltsamen Gast mit heimlichem Grauen beobachtend. Dieser betrachtete kopfschüttelnd die kostbaren Speisen, schob sie verächtlich bei Seite, wählte endlich ein Stück Brod und Honig, was er im Korbe vorfand und rief dem Diener zu: „laß mich allein! Dein jämmerlicher Anblick stört mich im Genuß der Gottesgabe!“ Der Livreeträger, dem alles was er sah, so unbegreiflich schien, ließ sich nicht zweimal zum Weggehen auffordern, sondern eilte vielmehr, als ob er verfolgt würde, dem nahen Hause zu, worauf der Philosoph gemüthlich am Bassin sich niederließ und zu seiner frugalen Mahlzeit klares Wasser, mit der Hand schöpfend, genoß. Indessen fand sich ein Pudel des Gärtners in seiner Nähe ein, welcher die Leckereien witternd, die noch unangerührt verdampften, lüstern um den Speisekorb schlich und durch freudiges Gebell seine Sehnsucht danach nicht undeutlich zu verstehen gab, der aber, an strenge Disciplin gewöhnt, nicht wagte, ohne Erlaubniß zuzu-

langen. Dies bemerkend, ging der Philosoph bereitwillig zu ihm, breitete sämmtliche Speisen, zu freier Auswahl, vor ihm aus und nöthigte, durch freundliches Zureden, den ungebetenen Gast zum Genuß, welcher sich gar bald erbitten und sich's trefflich schmecken ließ, wofür er auch nach beendigter Mahlzeit seinen Gönner mit treuer Anhänglichkeit auf jedem seiner Schritte begleitete.

So wandelten sie selbander unter den schattenspendenden Platanen auf und ab, der Philosoph im tiefen Denken — der Pudel im Verdauen begriffen. —

Die Gesellschaft im Speisesaal hatte sich längst in den anstoßenden Zimmern zerstreut, als Louisens immer banger klopfendes Herz sie hinaustrieb in die freie Natur. Sie eilte nach dem Garten. Hier mit sich selbst allein, überdachte sie die räthselhaften Worte des Vaters und wagte es jetzt, die tief verborgenen Gefühle zu deuten, die sie mit bittern Schmerzen und süßer unnennbarer Wonne zugleich erfüllten. Nur ein Wesen wünschte sie in dieser bangen Stunde sich nahe, das mit ihr fühlte,

dem sie ihr heiligstes Geheimniß anvertrauen könnte, durch Mittheilung die ängstlichen Gefühle zu zerstreuen, die ihr Herz beschwerten. Dem Vater, dem nächsten Freunde, den ihr die Natur verliehen, durfte sie sich nicht entdecken; sie kannte seine strengen Grundsätze, mit welchen er den höchsten Werth des Lebensglückes im Reichthum suchte, und mußte daher befürchten, die kaum erwachte, väterliche Liebe durch ein offnes Bekenntniß ihrer seligsten Wünsche auf immer wieder von sich zu verscheuchen. In tiefe Träume versunken, ließ sie sich in einer blühenden Jelängerjelieberlaube nieder und blickte, in sich selbst versunken, vor sich nieder auf ein Blumenbeet.

Indessen war Theophilus aus seinen philosophischen Träumereien erwacht, und gewahrte jetzt erst am Ende der Platanenallee ein Bienenhaus mit mehreren Körben.

„Was?“ rief er zornig aus — „auch euch, ihr freien und geflügelten Geschöpfe der allgewaltigen Natur, zwingt man zum Sklavendienst, um eures Fleißes Frucht zu ärndten? Zerstört sey der habgierigen Tyrannen Narren-

werk! Auf, zieht hinaus durch Flur und Hain, willkührlich schwärmt umher, wie's freien Weltgeschöpfen ziemt!" Mit wilden Blicken riß er die Bienenkörbe herab, zerschlug sie mit der Faust und zerstreute sie zertrümmernd weit umher, verschiedene Stiche nicht achtend, womit die Befreiten seine Heldenthat zu belohnen suchten. Der ungeheure Bienenschwarm, von seiner Königin begleitet, zog die lange Allee hinab. Mit stolzen Schritten folgte ihm der Vertheidiger der Freiheit, und rief mit lauter Stimme nach: „Heil! Heil! die Knechtschaft ist gebrochen! ein freies Volk zieht aus, in freier Wahl ein neues Haus zu gründen!" Der erste Ruhepunkt, der sich dem entfesselten Schwarme darbot, war die Jelängerjelieberlaube, welche am Ende der Allee, von Sonnenstrahlen rings beleuchtet, mit ihrem gewürzreichen Dufte die ganze Umgegend erfüllte.

Louise ruhte hier noch einsam, als sie durch ein seltsames Geräusch aufgeschreckt, den Eingang zur Laube bereits schon in so dichten Massen von dem freien Bienenvölkchen umschwärmt erblickte, daß an keine Flucht aus

derselben mehr zu denken war. Zitternd vor Angst, verbarg sie sich in den tiefsten Winkel der Laube und rief laut um Hülfe. Theophilus stand triumphirend in der Nähe, und freute sich mit stolzem Lächeln des gelungenen Werkes, ohne daran zu denken, der Geängstigten beizustehen. Da kam eilig der Candidat Feldner die Allee herab; er hatte die Spuren der Verwüstung des Bienenhauses im Vorübergehn bemerkt. Der Philosoph war der erste Mensch, dem er begegnete, er hielt ihn, seinem Aeußern nach, für einen Gartenarbeiter und fragte ihn daher barsch: wer hier um Hülfe rufe und was die Zerstörung der Bienenkörbe bedeute?

Mit verächtlichem Lächeln erhielt er zur Antwort: „Hinweg, Tyrann! Du Sklav des Eigennutzes! Du bist des erhabenen Anblicks eines entfesselten Volkes nicht würdig! — Ihre Freiheit ist mein Werk und ich bin stolz darauf!“

Starr vor Staunen stand der Candidat. Er traute seinen Ohren nicht, denn solche Worte von einem Menschen ausgesprochen, den

er für einen Gartenknecht hielt, klangen ihm wunderseltsam; da ertönte von Neuem Louisens hülferufende Stimme, er erkannte sie und machte sich nun muthig mit seinem Taschentuche Bahn zur Laube. Der Philosoph, dem dies Benehmen als ein neuer Frevel an der Freiheit seiner Schützlinge erschien, hielt ihn zurück; doch plötzlich fühlte er sich durch einen kräftigen Stoß zu Boden gestreckt, indeß sich Feldner glücklich durch den wilden Schwarm hindurchgeschlagen, in der Laube das Gesicht der halb ohnmächtigen Louise mit seinem Tuche bedeckte und sie heraustrug, ängstlich forschend, ob sie verwundet sey. Sanft lächelnd, mit dankbaren Blicken, drückte die Gerettete seine Rechte an ihren hochwallenden Busen, indem sie mit der Linken unwillkührlich ihre Stirne bedeckte, und hier erblickte er das Merkmal eines Bienenstiches. Er hielt die Heißgeliebte zum ersten Male in seinen Armen, er fühlte das Klopfen ihrer Pulse, und seiner nicht mehr mächtig, drückte er die heißen Lippen auf die frische Wunde; die ganze Welt schien ihm entschwunden — da stand plötzlich wie ein Me-

belbild, mit zornigem Antlitze, der alte Walburg vor ihm, riß ihm die Tochter aus seinen Armen und deutete stumm und ernst nach der Gartenthür. Betäubt, beschämt, sprachlos, folgte Feldner der ernsten Weisung und verließ eilig den Garten. Walburg führte seine Tochter nach dem Wohnhause und der Philosoph, der noch immer ausgestreckt auf grünem Rasen lag, schien von allem, was um ihn her vorging, nichts zu bemerken; denn er hielt so eben dem treuen Pudel, der sich vertraulich neben ihn gelagert, eine Vorlesung über die Freiheit der Thiere, wobei dieser, nach wiederholtem Gähnen, sanft entschlief.

7.

Ohne Hut eilte Feldner aus dem Garten und auf der Straße fort bis zu seiner Wohnung. Jedermann blieb verwundert stehen und blickte ihm nach. Einige seiner Bekannten riefen ihm zu: „was ist Dir begegnet?“ doch

ohne darauf zu achten, verdoppelte er seine Schritte und kam athemlos auf seinem Stübchen an. Erschöpft warf er sich hier in einen Stuhl und fing an, nach und nach seine Gedanken zu ordnen. Alles schien ihm nur ein Traum gewesen. Noch konnte er nicht begreifen, wie es zuging, daß er in den seligsten Augenblicken seines Lebens, durch Walburgs ernsten Wink aufgeschreckt, feig entflohen sey? warum er ihm nicht frei und offen Rede gestanden, wie's dem Manne ziemt? Das Bild Louisens schwebte noch in lebendiger Fülle vor seiner Phantasie, er bemerkte ihre zärtlich dankenden Blicke, die zarte Röthe, mit der sich ihre bleichen Wangen färbten, als sie sich von seinen Armen umschlungen sah! Sie widerstrebte nicht, indem er seine Lippen — als wolle er das Gift aus der Wunde saugen — auf ihre Stirn drückte; wie? wenn er in diesen seligen Augenblicken das schüchterne Geständniß seiner heißen Liebe gewagt? wenn sie — doch, da stand auch plötzlich das Bild des erzürnten Vaters wieder vor seiner Seele, und der liebliche Gedanke ging, wie ein farben-

loser Nebelduft, an seiner Phantasie vorüber.

„Armer, armer Feldner!“ rief er bitter aus — „wie kannst Du einer so thörigten Hoffnung den Eingang verstatten? Dein Erbtheil ist Armuth, das Ihrige eine halbe Million! — Doch gegen ihren Vater will ich mich rechtfertigen —“ fuhr er fort — „will ihm den sonderbaren Vorfall erklären, ihn von meiner Unschuld überzeugen. Ja, ich will ihm schreiben —“ da bemerkte erst der Arme die stechenden Schmerzen in seiner rechten Hand. Mehrere Bienenstiche hatten eine so bedeutende Geschwulst darauf verbreitet, daß seine Finger, wie gelähmt, die Feder nicht zu führen vermochten. Schweigend legte er jetzt die wunden Hände auf seine thränenschweren Augen und seufzte tief aus schmerzbeladener Brust, als ein Diener Walburgs hereintrat, ein Billet überreichte und ohne Antwort zu erwarten sich entfernte. Hastig erbrach es Feldner und las:

„Nach dem heutigen Vorfall in meinem „Garten, muß ich für die Zukunft Ihre Ge-

„genwart in meinem Hause verbitten, überhebe „Sie also hiermit der Mühe, ferner darin zu „erscheinen, und sende Ihnen zugleich für die „Unterrichtsstunden das Honorar für den lau„fenden Monat.“

„Walburg.“

Lange starrte er das Schreiben an, die letzte Hoffnung seines Lebensglückes war gescheitert, und mit dieser auch die letzte Stütze seines kümmerlichen Unterhaltes zertrümmert. Schweigend legte er endlich das Billet zusammen und blickte, wehmüthig lächelnd, durchs offne Fenster in die glänzenden Wolken, die vom glühenden Abendrothe beleuchtet, in stiller Majestät am Himmel vorüberzogen. Doch das erhabene Schauspiel der Natur war nicht vermögend, seinen Unmuth zu zerstreuen; seine Augen füllten sich mit Thränen bittern Schmerzes — noch einen fragenden Blick warf er in die unermeßlichen Räume des Himmels und schloß das Fenster. Durch die blinden Scheiben drangen sparsam nur die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, und in abendliche Dämmerung gehüllt, stand er einsam in sei-

nem ärmlichen Zimmer. Bange Sorgen einer drohenden Zukunft erfüllten seine sonst so heitre Seele, grübelnd forschte er, womit er ferner die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bestreiten sollte, denn auch die dürftigen Stipendia, welche er als Studiosus bezogen, waren dem Candidaten abgenommen und bereits andern Leidensbrüdern angewiesen; er wußte nicht, womit er im zukünftigen Monat seinen Unterhalt erwerben sollte. Da fiel sein Blick auf eine Predigt, welche ausgearbeitet auf seinem Schreibetisch lag, womit er am künftigen Sonntage die größentheils siechen und armen Zuhörer in der Lazarethkirche erbauen wollte. Der tröstende Glaube an eine gerecht waltende Gottheit leuchtete darin hervor; mit tiefer Empfindung hatte er den Grundtext aus dem Evangelium Matthäi C. 6. V. 24. bis zu Ende, aufgefaßt; sie war meisterhaft gerathen. Doch in der düstern Stimmung, in der er sich befand, seinen eignen Gefühlen nicht mehr trauend, las er einige Stellen mit zweifelnden Blicken, legte sie zur Seite und nahm ein aufgeschlagenes Gesangbuch zur Hand. Der

erste Gesang, der ihm hier in die Augen fiel, war des biedern Reformators treffliches Lied:

„Eine feste Burg ist unser Gott,
„Eine gute Wehr und Waffe."

Schon bei Lesung der ersten Zeilen röthete sich seine bleiche Wange, feurig glühte sein Auge, leichter wogte das Blut durch seine Adern und als er geendet, öffnete er das Fenster wieder, blickte beschämt hinaus in die rothen Feuerstrahlen der scheidenden Sonne, und erhob gläubig die gefalteten Hände zum Himmel. Heitrer ging er nun im engen Stübchen auf und ab, dachte auf neue Pläne für seine Erhaltung; doch als er fand, daß sie beinahe alle nur auf leichten Sand gebaut waren, rief er lächelnd, doch aus tiefer Seele, innig bittend: „Samiel hilf!"

8.

Auf seinem Zimmer hatte Walburg so eben seiner Tochter den Unterschied der Stände und

den Werth des Reichthums weitläufig auseinandergesetzt, jede ihrer warmen Vertheidigungen Feldners aber kaltsinnig zurückgewiesen, worauf sie sich, seinem Befehle gemäß, nach ihrem Zimmer verfügte, als der alte Christian, ein treuer Diener des Herrn von Starkenfeld, demüthig hereintrat.

Auf die Frage nach seinem Begehren, erwiederte er mit betrübter Miene: „Meines gnädigen Herrn schuldigen Respekt zuvor. So eben bin ich angekommen mit der grünen Staatskarosse und den beiden Isabellen, aber leider Gottes ohne meinen Passagier, den mir der gnädige Herr doch, so zu sagen, auf die Seele gebunden. Sie sehen hier einen ruinirten Mann vor sich — so etwas erleben zu müssen auf meine alten Tage! — Der gnädige Herr jagt mich stracks aus dem Dienste, denn sein Gottlieb ist heidi! über alle Berge.“ —

„Also Er hat den saubern Patron transportiren sollen? und auf welche Weise ist er ihm entkommen?“ fragte Walburg lächelnd.

„Ja, sehen Sie“ — versetzte Christian — „das weiß der liebe Himmel! Nicht aus den

Augen hab' ich ihn gelassen, denn ich merkte Unrath. Mit studirten Menschen, dacht' ich, ist nicht zu spaßen, und der nun vollends kam mir gleich so überstudirt vor. Im letzten Nachtquartiere bracht' ich ihn auf ein nettes Zimmer, das schien ihm aber nicht zu gefallen und er verlangte mit Gewalt, ich sollt' ihn in die Scheune führen. Nun denken Sie sich den tollen Gedanken! Ein hübscher, junger, gnädiger Herr — denn in seinen feinen Kleidern, die ihm der Herr Baron mit Gewalt hatte anziehen lassen, sah er wirklich aus wie ein recht honetter Mensch — der will auf Gottes Erdboden schlafen, wie ein Scheerenschleifer. Ich wollt's nicht leiden und stemmte mich mit Händen und Füßen dagegen; doch das half alles nichts. Wie besessen rannte er in den Hof und weil dort ein großes Schloß vor der Scheune lag, setzte er sich in die Karosse, bei allem meinen Appelliren stumm wie ein Fisch, und schlief richtig ein. Schlaf zu! dacht' ich und ging zu meinen Pferden in den Stall. Als kaum der Morgen graute, steh' ich auf und gucke in den Wagen — aber's Nest

war leer. Die schönen Kleider lagen alle drin, und der Kutschkasten, worin er beim Einpacken vor meinen Augen, doch ohne Wissen des gnädigen Herrn, ein Päckchen mit seinen Studirkleidern hineingelegt — war ausgeräumt. Hören Sie, das ging mir durch Mark und Bein! ich frage im ganzen Dorfe, ich laufe, ich renne — keine Seele kann mir Auskunft geben! Wo sollt' ich armer Teufel nun mit meiner leeren Kutsche hin? rückwärts, dacht' ich, ist er nicht, also vorwärts denn, was die Riemen halten. Und richtig! eine gute Stunde von hier sagten mir die Leute auf dem Felde, der Gensd'armes hätte einen Menschen in einem Matrosenhabite eingefangen. Matrosenhabit! dacht' ich, halt! jetzt hast du ihn, denn so ein Ding hatte er an, wie er von der Universität kam, und somit fuhr ich wohlgemuth zur Stadt hinein und komme vor allen Dingen zu Ihnen, mein passirtes Malheur unterthänig zu vermelden; nachher will ich gleich auf die Polizei gehen und mir meinen Passagier wieder ausbitten."

„Hast's nicht nöthig, Alter!“ entgegnete ihm Walburg — „er ist schon richtig abgeliefert und befindet sich in meinem Hause.“

„Hussa!“ jauchzte Christian — „da bin ich ja auf einmal aus der Klemme; 's lag mir schwer auf dem Herzen! Nehmen Sie's nicht übel — aber auf die Freudenpost muß ich eins trinken!“ und schneller als er gekommen, war er zur Thür hinaus.

9.

Indessen ließ sich Theophilus in seiner philosophischen Vorlesung durch das laute Schnarchen des Pudels nicht stören, als ihn plötzlich ein lautes Gelächter unterbrach. Er fuhr schnell empor, und sank in demselben Augenblicke betroffen wieder zurück, denn vor ihm stand ein wunderniedliches Mädchen, des Gärtners blühendes Röschen. Der Bediente, welcher dem Philosophen die Speisen in den Garten brachte, hatte Wunderdinge von dessen

seltsamen Aufzuge und Benehmen erzählt, weshalb auch Röschen, neugierig spähend, bereits im Garten umhergeschlichen war, um durch eignen Augenschein sich von der Sonderbarkeit des fremden Gastes zu überzeugen. Hier fand sie ihn endlich, eine eifrige Rede an ihren schlafenden Pudel haltend, und dieser Anblick kam ihr so komisch vor, daß ihre Lachlust keine Grenzen fand. Die kleinen Hände auf ihren vollen Busen gedrückt, stand sie noch immer lachend, die schelmischen Blicke auf die beiden Freunde gerichtet. Unwillig raffte der Philosoph sich nochmals empor, um mit kräftigen Worten ihre thörigte Lachlust zu zügeln, doch mit offnem Munde, wie vom Blitz getroffen, sank er wieder zurück, als tief sein Auge in das ihrige geschaut. Das weibliche Geschlecht stand in seinem philosophischen Systeme tief unter dem männlichen und unter der Benennung „Geißeln freigeborner Männer" aufgeführt; deshalb hatte er es auch seine ganze Lebenszeit über gemieden, und würdigte die schönsten Mädchen in der Universitätsstadt kaum eines verächtlichen Blickes. Zum ersten

Male in seinem Leben hatte er jetzt gewagt, ein weibliches Wesen mit weit geöffnetem, hellen Auge zu betrachten und, eine wundersame Regung seines kalten Herzens gab ihm zum ersten Male den Beweis, daß noch ein menschliches Gefühl darin wohne. Unwiderstehlich fühlte er — noch immer am Boden liegend — sein Auge hingezogen nach der niedlichen Gestalt des holden Mädchens, und als er endlich mit Gewalt den Blick von ihr zum Himmel wendete, da glaubte er sich geblendet, denn wie ein farbiger Schleier schwamm's vor seinen Augen.

„Ungezogener Mensch!“ rief ihm Röschen endlich schelmisch zu — „ich stehe hier schon eine feine Weile, doch weder — Gott zum Gruß! noch — guten Abend! hört' ich von dem Ungethüm. — Nun — wird's bald?“ fuhr sie fort und erhob drohend den Finger.

Da ertönte es dumpf und leise aus Theophilus Munde: „Guten Abend!“ Er war seiner Besinnung nicht mehr mächtig, denn in seiner Brust wogte der Sturm niegekannter Empfindungen.

„Und das brummt man einem jungen Mädchen so mürrisch zu, und bleibt dabei im Grase liegen? du fauler Mensch!“ schalt Röschen mit komischer Gebehrde. — „Aufgestanden! den Augenblick! und mir eine tiefe Reverenz gemacht, sonst wird's nicht gut!“

Aber Theophilus hörte von allen ihren Worten nichts mehr; unbeweglich lag er noch immer und starrte in die Wolken. Da ergriff ihn Röschen, die es sich nun einmal vorgenommen, ihren Spaß mit dem närrischen Menschen zu treiben, beim Kopf, und richtete ihn mit Anstrengung aller ihrer Kräfte empor. Er stand aufrecht, allein durch das Antreffen ihrer kleinen weichen Hände an seinem bloßen Halse, wurde der Sturm der erwachten Gefühle noch mächtiger und seine Betäubung vermehrt. Damit noch nicht zufrieden, daß sie ihn aufgerichtet, forderte jetzt das lose Mädchen, er solle ihre tiefe Verbeugung, die sie ihm komisch affektirt vormachte, erwiedern. Doch starr wie eine Bildsäule stand der Schüler der Weltweisen.

„Ich will Dich Artigkeit lehren!“ rief sie endlich lachend aus, schlich leise um ihn herum und gab ihm wieder einen so empfindlichen Backenstreich, daß er unwillkührlich seinen Nacken beugte und ohne selbst zu wissen, was er that, lauter als vorher sein: „Guten Abend!“ wiederholte.

„So — nun mag's für heute genug seyn! Aber find' ich Dich morgen wieder, dann bitt' ich mir's aus, daß Du mehr Geschick bei meinen Lectionen zeigst! — Gute Nacht, Du närrischer Sonderling Du!“ rief sie ihm noch freundlich zu, und verschwand unter den langen Schatten der Platanenallee.

Da stand der stets denkende Philosoph, jetzt keines Gedankens fähig, und schnappte nach Luft. Ein Mädchen — sonst für ihn ein Gegenstand des Spottes, der Verachtung — hatte den enthusiastischen Freiheitsschwärmer zur Marionette umgewandelt, die nach Gefallen, wie am Leitfaden gefesselt, mit sich spielen ließ. So schnell und übermannend war das natürliche Gefühl der Geschlechtsneigung in seinem kalten, verbildeten Herzen emporgestiegen, daß

es wildstürmend seine Sinne betäubte und die seit Jahren triumphirenden, mit glühendem Eifer vertheidigten philosophischen Grundsätze — wenn auch nur auf Augenblicke — doch jetzt gänzlich zu Boden drückte. „Was war das?“ rief er endlich aus. — „Ein wunderbarer Zauber der Natur hält mich umfangen! ich fühle meinen starken Geist gebrochen — mein Augenlicht strebt hin nach dem leichtfertigen Schimmer einer Truggestalt, und haftet frevelnd darauf, die Reize eines Weibes einzusangen. — Ich leugne diesen Reiz! es ist nichts Wahres, Wirkliches! es war der trügend falsche Schein der Phantasie; ein Weib hat keinen Reiz für einen freien Sohn der allgewaltigen Natur!“

Doch so sehr er sich auch bemühte, die spitzfündigsten Sophistereien aus seinem Hirn hervorzulocken, sie schwiegen diesmal mäuschenstill, denn kräftig und gebietend sprach die Stimme der natürlichen Gefühle in seinem Herzen. Die Dämmerung war völlig hereingebrochen und hüllte schweigend die Natur in ihren dichten Schleier. — Er stand im großen Garten ganz allein mit seinem treuen Pudel, doch achtete

er nicht mehr auf deſſen Luftſprünge und ſeltne Künſte, durch welche ihn dieſer zum Weitergehen zu bewegen ſuchte, ſondern wies ihn gleichgültig von ſich, denn ein leiſes Sehnen nach dem Umgange mit Menſchen ſtieg zum erſten Male in ihm auf. Röschens Bild ſtand noch in voller Klarheit vor ſeiner Seele, und ſchon regte ſich der Wunſch in ihm, ſie aufzuſuchen. Starr vor ſich hinausblickend, nicht des Weges achtend, ſchritt er fort, mit ausgebreiteten Armen, wie ein Nachtwandler, greifend nach dem Bilde ſeiner Phantaſie. Eine dunkle Geſtalt dicht vor ihm ſchien zu winken, er ſprang hinzu und — ſtand plötzlich bis an die Knie im Baſſin, mit beiden Armen die ſteinerne Nymphe feſt umſchlingend, welche aus ihrem offnen Munde das quellende Waſſer, gleich einem Sturzbade, auf ſein Haupt herabſprudelte. Lautbellend ſprang der Pudel ihm nach und plätſcherte luſtig herum im naſſen Elemente. Das Phantaſiebild war plötzlich verſchwunden, und durch die Bäche kalten Waſſers, welche über ſeinen ganzen Körper herabfloſſen, ſchien auch ſeines Herzens wilder Aufruhr faſt gänz-

lich gedämpft. Mißmuthig stieg er heraus aufs trockne Land, und sprach unwillig zu sich selbst: „Theophilus! ich beschuldige Dich einer Thorheit! Der Weise folgt niemals den Lockungen seiner Sinne — bleib ein Weiser!“ —

Forschend blickte er jetzt umher nach einer Lagerstätte, denn ins Haus zu gehen wagte er nicht, eine heimliche Schaam hielt ihn zurück. In voller Pracht war der Mond aufgegangen und erleuchtete hell mit seinen Silberstrahlen den innern Raum der Schweizerhütte, die mit offner Thür ihm unweit gegenüber stand. Mechanisch schritt er darauf zu, trat hinein und wollte sich eben auf der Diele niederlegen, als er durch lautes Winseln des Pudels — der ihm auch hierher gefolgt und sich schüttelnd in einem Winkel zusammenkroch — aufmerksam gemacht wurde, daß er friere. Auch er selbst empfand heftigen Frost, denn die kühle Abendluft und die durch das Sturzbad durchnäßten leichten Kleider hatten auf seinen Körper gewirkt. Er erblickte einen Ofen, Brennholz und Feuerzeug im Zimmer, griff nach dem Holze zuerst und versuchte, ehe er sich der ihm ver-

haßten künstlichen Mittel bediente, dasselbe nach Art der Wilden, durch heftiges Reiben zweier Stücke aneinander, zu entzünden. Doch vergebens. Die Kräfte und die Geschicklichkeit der gebornen Wilden mangelten dem eingebildeten Sohne der Natur, und beschämt griff er jetzt nach den vorgefundenen Feuermaterialien. In wenig Minuten war ein Feuer angezündet, doch nicht im Ofen, sondern auf den Dielen; denn gleichsam als wolle er sich rächen für die Kränkung, die er so eben in seinem Thun durch seine schwache Körperkraft erfahren, übersah er den Ofen verächtlich als eine thörichte Erfindung der Bequemlichkeit und wies dem Feuer willkührlich seinen Platz an. Ausgestreckt lag er in einiger Entfernung am Boden und blickte unverwandt in die hellen Flammen. Er kam zu ruhiger Besinnung, und gaukelnd im bunten Farbenspiel umflatterte ihn auch Röschens Bild von neuem. Unwillig drückte er die Augen zu, und entschlief.

Indessen wurde Walburg durch wichtige Geschäfte abgehalten, seines Gastes zu gedenken, er gieng nach den für ihn bereiteten Zimmern

und fand sie leer. Betroffen schickte er eilig seine Diener aus, ihn aufzusuchen. Einige derselben giengen nach dem Garten, erblickten in der Ferne schon ein helles Feuer in der Schweizerhütte, und eilten ängstlich dorthin. Wenige Schritte davon kam ihnen laut winselnd des Gärtners Pudel entgegen gesprungen. Das Feuer hatte die Dielen ergriffen und lodernd schlugen die Flammen schon an den hölzernen Wänden der Hütte empor und drohten das Dach zu ergreifen. Theophilus lag auf der Thürschwelle; aufgeweckt durch die zunehmende Hitze, betäubt durch den dichten Dampf, welcher das ganze Zimmer erfüllte, wollte er sich retten, und war hier ohnmächtig niedergesunken. Indem einige um Hülfe riefen und das Feuer zu löschen suchten, wurde der Unglückliche ins Wohnhaus gebracht.

10.

Hier saß Louise einsam in ihrem Zimmer, und überdachte mit schmerzlicher Rückerinnerung

die Vorfälle des vergangnen Tages. Da stand vor allem Feldners Bild vor ihrer Seele, wie er, seiner selbst nicht achtend, Gesicht und Hände den Stichen des zügellosen Völkchens preisgab, um sie ihrer ängstlichen Lage zu entreissen. Diese That war ihrem Herzen unendlich theuer, und obgleich keine Lebensgefahr damit verknüpft war, so galt sie ihr jetzt doch eben so viel, als wenn er sie reißenden Wogen eines wilden Stromes entrissen hätte. Sie achtete ihn als einen feingebildeten jungen Mann, der sich mit Fleiß und Aufopferung jedes Vergnügens, seinem Studium hingab, und so mancher Zug seines edeln Herzens war ihr nicht verborgen geblieben. Sanft fühlte sie sich zu ihm hingezogen, wenn er mit feuriger Beredsamkeit über den Druck der unverschuldeten Armuth sprach, den er nur selten an sich selbst beachtete, an Andern aber nach Kräften stets zu lindern suchte. So vereinigten sich schon seit geraumer Zeit ihre Gefühle, und ohne daß sie jemals mit ihrem Herzen Rechenschaft gehalten, entsproßten zarte Keime der innigsten Liebe aus den so nahe verwandten Empfindun-

gen. Seit zwei Jahren schon sah sie ihn wöchentlich wenigstens zweimal, wenn er sich um die festgesetzte Zeit seiner Unterrichtsstunden bei ihr einfand, und herzlich bewillkommte sie ihn stets, wenn er schüchtern, mit einer tiefen Verbeugung, in ihr Zimmer trat. Wie sollte sie ihn morgen empfangen nach dem heutigen Vorfalle? denn noch wußte sie es nicht, daß ihm ihr Vater den fernern Eingang in ihr Haus verboten. Lächelnd führte sie die Hand nach ihrer Stirn, wo sie noch das Feuer seiner Lippen zu fühlen glaubte, und hocherröthend gieng sie nach dem Fortepiano, eine schwere Sonate zu exerciren, womit sie ihn morgen zu überraschen gedachte — da fuhr sie plötzlich erschrokken auf — sie hörte Feuer! Hülfe! rufen, und eilte zitternd ans Fenster.

Es gieng nach dem Garten, und von hier aus erblickte sie das brennende Dach der Schweizerhütte, die eben in ihren Trümmern zusammenstürzte. Eilig sprang sie die Treppe hinab — da brachte man ihr schon auf der Hausflur den Ohnmächtigen entgegen. Halbgeöffnet starrte sein großes, schwarzes Auge hervor aus dem

bleichen Antlitz, sein langes Haar floß von der Trage, auf welcher er regungslos hingestreckt lag, bis zur Erde nieder, und seine halbverbrannte Kleidung deckte kaum noch seinen Körper. Laut aufschreiend floh Louise bei diesem schrecklichen Anblicke, doch hörte sie noch den schmerzlichen Ausruf ihres Vaters: „Unglücklicher Sohn meines Freundes!“ und dann die ängstlich wiederholte Frage: „sind die Zimmer völlig eingerichtet für den Fremden?“ Ein neuer Schrecken durchbebte sie. Ohne Antwort zu geben, keines Wortes mächtig, kam sie auf ihrem Zimmer an, und sank erschöpft in einen Stuhl.

Fürchterlich tönten ihres Vaters ernste Worte, die er diesen Morgen zu ihr sprach, in ihrem Herzen wieder: „der Sohn meines Freundes ist angekommen, laß Dich durch sein Aeusseres nicht abhalten, ihn als einen Gast des Hauses zu beachten“ — und dann wieder: „Du könntest einen Theil von Deines Vaters Schuld abtragen!“ Von marternden Gefühlen überwältigt, sank sie zurück und verhüllte weinend ihr Gesicht. Sie kannte die Festigkeit ihres

Vaters in Ausführung seiner Pläne und mußte das Schrecklichste befürchten. Der grausenvolle Anblick des Ohnmächtigen beschäftigte ihre Phantasie und durch den Ausruf ihres Vaters wurde ihr es klar — es war der ihr bestimmte Bräutigam. — Zu heftig hatte sie der Schrecken ergriffen, ihre Glieder waren gelähmt, wankend erreichte sie das Bett, und hier durchwachte sie in wilden Fieberträumen die schrecklichste Nacht ihres Lebens.

11.

Theophilus wurde durch die zweckdienlichsten Mittel und die schnelle Hülfe eines Arztes ins Leben zurückgerufen, doch zeigten sich noch immer keine Spuren seines Bewußtseyns. Lautlos lag er ausgestreckt, jedoch litt er geduldig, was man auch mit ihm vornahm, ihn aus seinem Starrsinn zu erwecken. Der Arzt befand sich in Verlegenheit, als er auf alle seine Fragen keine Antwort von ihm erhielt, und sich

durch den Pulsschlag und das in weiten Kreisen umherrollende Auge von dem Leben des Kranken überzeugte, dessen Seelenzustand ihm bei weitem gefährlicher schien, als die äußern, durch das Feuer erlittenen, unbedeutenden Verletzungen. Als er endlich alle seine Bemühungen, ihm nur einige Worte abzulocken, vergebens verschwendet hatte, empfahl er eine sichere Wache am Bette des Patienten, verordnete noch einige Mittel und entfernte sich. Doch keiner von Walburgs zahlreicher Dienerschaft wollte sich zu dieser Wache bequemen; die sonderbaren Sagen von der auffallenden Handlungsweise des Fremden, die sich theils als gegründet, zum Theil auch nur erdichtet, im ganzen Hause schnell verbreiteten, vor allem aber sein wirklich grausenerregender Anblick, erfüllte sie mit fast kindischer Angst, und scheuchte sie aus seiner Nähe zurück.

Walburgs Verlegenheit stieg mit jeder Minute, und schon faßte er den Entschluß, dem Sohne seines Freundes selbst eine Nacht aufzuopfern; da trat Röschen, die bisher an der halboffnen Thür gelauscht, keck ihm näher, und

bot sich freiwillig als treue Wächterin am Krankenbette an. Ueberrascht durch diesen seltsamen Antrag, willigte Walburg doch mit Freuden ein, denn der Anblick des Kranken erfüllte ihn selbst mit heimlichem Grausen; deshalb beorderte er auch einige Diener, auf ihrem Zimmer wach zu bleiben, um nöthigenfalls gleich zu Röschens Beistande bereit zu seyn. Röschen fühlte inniges Mitleiden mit dem armen Unglücklichen und ihre angeborne Dreistigkeit litt keine Furcht in ihrem Herzen; deshalb nahm sie auch ruhig Platz auf einem Stuhle, dicht am Bette des Kranken, als sie sich allein mit ihm befand, und belauschte sorgfältig jeden seiner Athemzüge. Bis gegen Mitternacht lag er fast immer noch regungslos in seiner Erstarrung, doch nach und nach streckte er endlich seine Arme aus, mit seinen Händen nach beiden Lichtern greifend, welche noch auf dem Tische brannten. Eine mächtige Regung schreckenvoller Rückerinnerungen schien seine Seele dabei zu beschäftigen, denn eine dunkle Purpurröthe überzog sein Angesicht und tiefe Athemzüge in minutenlangen Pausen verrie-

then die Beklemmung seines Herzens. Dies bemerkend, verlöschte Röschen beide Lichter, zog die Gardinen zurück, daß sanft die ersten Strahlen des kaum erwachten jungen Tages durchs Fenster drangen, mit bleichem, magischen Scheine das Zimmer erfüllend. Da schien der böse Traum von ihm zu weichen und langsam sanken die ausgestreckten Arme nieder. Ein sanfteres Roth bedeckte nur seine Wangen noch und ein mildes Feuer belebte seine Augen, die sich jetzt ruhig in ihren Kreisen bewegten. Ein leises Zucken wurde auf seinen Lippen sichtbar, es schien als ob er Worte flüstere, doch unverständlich. Ihm freundlich ins Auge blickend, beugte sich jetzt Röschen über ihn hin und ergriff seine Hand. Theilnehmend fragte sie ihn, ob er sich jetzt besser befände? — „Wohl! wohl!“ antwortete er ihr lächelnd und mit schwacher Stimme. Voll herzlicher Freude, daß er ihre Frage verstanden, daß sie wieder das erste Wort aus seinem Munde hörte, fragte sie ihn scherzend wieder, ob er ausgeträumt?

Doch schweigend hing sein Auge an dem ihrigen, er schien seine Gedanken zu ordnen und legte sinnend die Hand auf seine Stirn.

„Was ist mit mir geschehen?“ sprach er endlich leise vor sich hin, und mit Geschwätzigkeit berichtete ihm nun Röschen alles, was sie am vergangenen Abende von den ausgeschickten Bedienten über den seltsamen Vorfall erfahren.

„So war es doch kein Traum!“ fiel er ihr in die Rede, und freundlich fragte er wieder: „doch wer bist Du? mir ist, als hätt' ich Dich schon irgendwo gesehen!“

„Ei,“ erwiederte Röschen lachend — „das wollt' ich meinen! gestern Abend im Garten. — Es hat mir Mühe genug gekostet, dem jungen Herrn einen guten Abend abzutrotzen. Aber nun will ich auch gewiß nicht wieder so leichtsinnig mit Ihnen scherzen. Sie mögen wohl etwas viel Vornehmeres seyn, als ich mir dachte, denn Herr Walburg scheint viel auf Sie zu halten — der hat sich geängstigt —“

„Wer ist Herr Walburg?“ fragte er schnell.

„Ei nun, Herr Walburg ist ja der reichste Kaufmann in der Stadt —“ versetzte Röschen — „Sie müssen ihn doch kennen —“

„Ja, der Name ist mir sehr bekannt —“ fuhr er tief sinnend fort — „mein Vater hat mir viel von ihm erzählt, mein Vater —“

Doch Röschen unterbrach ihn plaudernd wieder: „nicht wahr? Sie sind mir nicht bös wegen meiner Lection von gestern Abend? Es war nur ein dummer Scherz — ich bin ein albernes Mädchen. Bitte, bitte, lieber, guter Herr! nicht bös auf mich seyn!“ und mit komischem Flehen streckte sie ihre gefalteten Händchen nach ihm aus.

Ein sanfter Feuerstrahl erglänzte jetzt in seinem Auge und mit herzlichem Tone rief er ihr entgegen: „nein, liebes Kind! ich bin Dir nicht böse — ich bin Dir —“ doch weiter wagte er es nicht zu sprechen. Fast unwillig wendete er sein Auge von ihr ab und sprach seufzend: „ich bin so wunderbar bewegt; es scheint ein andrer Geist in mir zu wohnen. Laß mich allein!“

Da trat Walburg herein, sich theilnehmend nach dem Befinden seines Gastes zu erkundigen, doch dieser gab keine Antwort auf seine Fragen. Verstohlen winkte ihm Röschen und beide verließen leise das Zimmer.

12.

So lag er bis gegen Mittag ungestört im tiefen Sinnen, und seine erste Frage an den eintretenden Diener war — nach Röschen. Sie wurde herbeigeholt. Freundlich nickte er ihr zu, als sie eintrat, und bat sie, sich neben ihn zu setzen; dann mußte sie ihm nochmals die Vorfälle des vergangnen Tages wiederholen, wobei er oft beschämt sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Verstand und Herz waren bei ihm nur verbildet durch die Irrlehren des betrügerischen Hofmeistes, welcher den Erziehungsplan seines Zöglings nur auf seinen Vortheil gründete; deshalb schien es auch jetzt, als ob ein mächtiges Naturgefühl in ihm erwacht

sey, welches die Fesseln seines durch grobe Irrthümer verdunkelten Geistes gebrochen und seinen schiefen Ideen von Welt, Natur und Menschen eine geradere und klare Richtung gegeben hätte. Er unterhielt sich lange mit seiner freundlichen Pflegerin, und aus seinen Reden, die er zwar noch hochtrabend und in gesuchten Worten sprach, leuchtete doch schon mancher Funke seines erhellten Geistes hervor. Auch säumte Röschen nicht, mit ihrem geraden, offnen Verstande seine Irrthümer zu bestreiten und disputirte mit ihm über Naturgegenstände und Lebensverhältnisse der Menschen, Trotz einem eifrigen Opponenten.

„Nun dächte ich, ließen wir's genug seyn!“ rief sie endlich aus — „ich will Ihnen den Herrn Diaconus recommandiren, der hat viele lateinische Bücher gelesen und kann sich besser mit Ihnen herumstreiten, als ich einfältiges Mädchen. Hätt' ich doch gestern Abend im Garten während meiner muthwilligen Streiche nicht geglaubt, daß ich heute so eine gelehrte Lection mit Ihnen halten würde. Weil Sie aber auch jetzt wieder so ziemlich vernünf-

tig sprechen, will ich mich nun auch recht oft mit Ihnen unterhalten. Aber eins muß ich Sie doch noch bitten — wenn Sie wollen, daß ich Sie freundlich anschauen soll, so lassen Sie sich die garstigen, langen Haare abschneiden, sonst fürcht' ich mich vor Ihnen und laufe davon!"

Er aber antwortete kein Wörtchen, ließ es jedoch geduldig geschehen, daß sie sich mit der Scheere seinem Haupte näherte und es der überflüssigen philosophischen Zierde beraubte.

Wohl schien, als sie ihm lachend jetzt den Spiegel vorhielt, ein leichter Unmuth seine Stirn zu umwölken; doch bald erheiterte sich seine Miene wieder, als das lose Mädchen, um ihn herumhüpfend, die durch ihren Raub hervorgebrachte vortheilhafte Veränderung seines wirklich wohlgebildeten Gesichtes pries. Lächelnd faßte er ihre Hand und zog sie näher zu sich hin, indem er mehrmals sich vergeblich zu reden bemühte. Eine schüchterne Bitte schien auf seinem Herzen schwer zu lasten, die er nicht in Worte einzukleiden vermochte; doch das schlaue Röschen las den Wunsch in seinen

Augen, und drückte freiwillig einen glühenden Kuß auf seine Wangen.

„Ei, ei, ei!“ erscholl es plötzlich drohend hinter ihr. Rasch fuhr sie auf und erblickte Herrn Walburg, ernst, mit aufgehobenem Finger, in der offnen Thür.

„O weh!“ rief sie überrascht, und fuhr dann, dreister zu ihm gewendet, fort — „aber es ist auch gar nicht recht von Ihnen, daß Sie uns belauschen. Wir haben so vernünftig mit einander gesprochen, wie ein Paar Gelehrte —“

„So, so! wenn das, was ich so eben sah, die ganze Unterhaltung war, so sind' ich wahrlich nichts Gelehrtes darin —“ erwiederte Walburg, der nicht wußte ob er lachen oder zürnen sollte.

„Lieber, bester Herr Walburg!“ fuhr sie schmeichelnd fort — „was Sie gesehen, war nun freilich nichts Gelehrtes, aber was wir sprachen — und bei meiner Seligkeit! es geschah auch nur aus wahrer, herzlicher Freude, daß sich der junge Herr so wohl befindet.“

„Schon gut! ich will's nicht weiter unterſuchen!“ rief ihr Walburg zu und winkte ihr lächelnd zu gehen. Als ſie ſich entfernt hatte, ſprach er mit ſeinem Gaſte, ohne Erwähnung des Vergangnen, von der Nothwendigkeit einer nützlichen Anwendung ſeiner Zeit, um ſich Kenntniſſe zu erwerben, die ihm bei ſeinen Lebensverhältniſſen, an den jetzigen Weltlauf gefeſſelt, brauchbar werden könnten; er führte ihn dann unbemerkt auf ſeinen alten Vater zurück, ſchilderte ihm mit herzlichen Worten deſſen getäuſchte Hoffnungen, ſeine ängſtlichen Sorgen um das künftige Wohl ſeines Sohnes, und ſonderbar! als ob Röschens Kuß alle noch übrigen Zweifel und Irrthümer beſeitigt, und ſeine Gefühle geläutert hätte, ſo ging Theophilus jetzt fügſam ein in Walburgs Weltanſichten und ſein Syſtem des gebildeten Menſchenvereins in cultivirten Staaten. Mit faſt kindiſchem Kleinmuthe wagte er es nur ſelten, deſſen Behauptungen zu widerlegen, drängte gewaltſam ſeine ſonſt ſo geläufigen Sophismen zurück, daß ſie leiſe auf ſeiner Zunge erſtarben, und gab ſo ſeinem väterlichen Freunde bedeu-

teten Hoffnung, ihn vielleicht bald der gebildeten Welt als ein nützliches Mitglied zuführen zu können. Ohne Weigerung legte er die für ihn herbeigebrachten standesmäßigen Kleider an und verließ mit Walburg das Zimmer, um an seiner Seite das Mittagsmahl zu genießen.

13.

Louise war nicht zugegen; sie ließ sich durch Unpäßlichkeit entschuldigen. Der besorgte Vater eilte sogleich zu ihr und fand sie in einem sehr bedenklichen Zustande. Eine hartnäckige Fieberhitze und fast gänzliche Bewußtlosigkeit ließen eine nicht unbedeutende Krankheit vermuthen, und eilig wurde der Arzt herbeigerufen. Vor einigen Stunden ließ Louise — obgleich sie sich nach der völlig durchwachten Nacht sehr ermattet fühlte — sich doch ankleiden, um ihren Musiklehrer zu erwarten. Die bestimmte Stunde schlug und ging vorüber, ob-

ne daß der so sehnlich Erwartete erschien. Ihr war sein Außenbleiben unbegreiflich, denn seit zwei Jahren hatte er in ihren Stunden die pünktlichste Ordnung beobachtet. Von Minute zu Minute wurde ihr ängstlicher ums Herz und unzählige Male öffnete sie die Thür, die Tritte jedes Kommenden belauschend, bis endlich wie von Ungefähr die alte Marthe kam, welche sie sogleich mit der Frage empfing, woher sie komme.

„Von meinem jungen Candidaten komme ich so eben," hub diese seufzend an. „Gott sey's geklagt! mit dem ist's ein wahres Leiden! Die arme Seele soll morgen predigen und hat beide Hände über und über verbunden, daß sich auch kein Finger rühren kann. Weiß der liebe Himmel, was mit dem muß vorgegangen seyn, denn er kommt mir ganz verzweifelt vor. Ich weiß ja wohl, daß er sonst Sonnabends um die zehnte Morgenstunde zu Ihnen ging — das war ihm allemal ein Fest, da wurde gebürstet und gepunt, und ein weißes Halstuch mußte ich ihm jedesmal parat halten, sonst hatt' ich meine liebe Noth; zwanzig Mal sah

er nach der Uhr, um ja keine Minute zu versäumen, doch heute wollte er noch keine Anstalt machen, um sich anzuziehen. Ich fragte ihn also ganz von Weitem, ob ich's abbestellen sollte, aber da — Mamsellchen — hatt' ich erst den rechten Fleck getroffen. Große Thränen liefen ihm über die Backen herunter, und mit einer wehmüthigen Stimme — ach! ich kann's Ihnen gar nicht beschreiben, wie mir's durchs Herz schnitt, sagte er: „ich gehe nie mehr dorthin, ich bin aus dem Hause verwiesen.“ Nun sagen Sie selbst, liebes Mamsellchen, er ist doch gestern bei Ihnen zu Tische gewesen, ich kann doch nimmermehr glauben daß er sich vielleicht auf eine unartige Manier —“

Louise hörte ihre letzten Worte nicht mehr. Ohnmächtig sank sie nieder und mußte von der Alten zu Bett gebracht werden. Auch die letzte Hoffnung, den geliebten Jüngling zu sehen, sich in seiner Gegenwart zu erheitern, war ihr grausam entrissen, und nur um so heftiger schlugen die verzehrenden Flammen der Liebe in ihrer Seele empor. Als sie sich wieder al-

lein befand mit ihrem grambelasteten Herzen, da umflorte eine dunkle Nacht ihr Auge, und so lag sie noch, fast ohne Bewußtseyn, als ihr Vater eintrat. Seine sanften Worte erweckten sie aus ihrer ängstlichen Betäubung, doch sprach sie noch in wilder Fieberhitze und starr haftete ihr Auge an dem seinigen. Der Arzt trat ein, sie wurde ruhiger, das Fieber schien zu weichen. Mit thränenfeuchtem Auge blickte sie nach ihrem Vater und reichte ihm schmerzlich lächelnd beide Hände; er hielt sie fest in den seinigen, sein Haupt neigte sich zu ihr herab und nachdem sich der Arzt entfernt, bat er sie mit zärtlicher Besorgniß, ihm die Ursache ihrer Leiden zu entdecken. Sie liebte ihren Vater mit kindlichem Sinn und längst schon sehnte sich ihr Herz nach Mittheilung, deshalb zauderte sie jetzt nicht länger und gestand ihm erröthend ihre innige Liebe zu Feldner. Ueberrascht, erstaunt stand Walburg auf, ging mit tiefem Ernste in Blick und Mienen im Zimmer auf und ab, wendete sich dann zu ihr ohne sie anzublicken, sprach mit fester Stimme: „Meine Vorwürfe spar' ich auf! doch hege keine Hoff-

nung für Deine thörigten Wünsche — denn nimmermehr erhältst Du meine Einwilligung —" und verließ das Zimmer.

14.

So waren Louisen bereits vier Wochen unter Kummer und Thränen verflossen; eine Geist und Körper zerrüttende Krankheit hatte sich ihrer bemächtigt, und einem Schatten gleich schwankte sie umher, bleich und kraftlos, unbrauchbar für das leichteste Geschäft, todt für jedes Vergnügen, das ihr täglich die ängstliche Sorgfalt ihres Vaters darbot. Er hatte ihr in den letztvergangenen Tagen oftmals seinen Plan wegen ihrer Verbindung mit dem Sohne seines Freundes offen dargelegt und sie dabei dringend gebeten, diesen seinen Lieblingswunsch zu erfüllen. Nur selten erwähnte er dabei des armen Feldners und dann nur mit Geringschätzung, wobei auch jedesmal eine nähere Verbindung mit ihm als ganz unmöglich verworfen wurde. Doch in den letzten Tagen,

als Louise auf alle seine Bitten fest dabei beharrte, unvermählt zu bleiben, und von Stunde zu Stunde sich ihr krankhafter Zustand verschlimmerte, da schien, beim Anblick ihrer Leiden, sein Vaterherz bewegt zu werden und er stand ab von seinem Plane, durch der Tochter abgezwungenes Jawort seinem Stolze zu schmeicheln und neue Schätze zu den seinigen zu häufen. Mit strengem Ernste suchte er jedoch die unwürdige Leidenschaft — wie er sich ausdrückte — zum Candidaten Feldner aus ihrem Herzen zu verbannen; doch Louisens reine Liebe lebte still und unverlöschlich fort in ihrer gramzerrißnen Brust.

Indessen lebte Theophilus ein neues Leben. Er lernte in Walburgs Hause manchen nützlichen Gegenstand kennen, den er früher einer nähern Betrachtung gar nicht werth geachtet, und gelangte durch eifriges Nachdenken zur völligen Einsicht seiner vorigen Verblendung. Der Diaconus Freimuth, ein alter Freund Walburgs, bemühte sich ernstlich, seine neuen Welt- und Lebensansichten zu berichtigen, und behandelte ihn bei seinen Unterhaltungen mit

ihm wie einen zwölfjährigen Catechumenen. Durch dieses zweckmäßige Verfahren wurde der Verblendete stufenweise von seinen Irrthümern gereinigt und sein Verstand nach und nach befreit von den drückenden Fesseln seiner, seit der frühesten Jugend eingesognen, thörigten Weisheit. In seinem ganzen Benehmen zeigte sich jetzt eine so merkliche Veränderung, daß alle Bewohner des Hauses in ihm den sonderbaren Phantasten nicht wiedererkannten. Vor allen aber legte Röschen ihre herzliche Freude über seine Umwandlung an den Tag. Wenn es ihr nur irgend möglich war, von ihren Geschäften abzukommen, so suchte sie ihn auf und vertändelte durch ihre schuldlosen Scherze mit ihm die freien Stunden. So saßen sie eben wieder beisammen in der verhängnißvollen Jelängerjelieberlaube, und Theophilus machte ihr sanfte Vorwürfe, daß sie ihn eine Ewigkeit von zwei Stunden allein gelassen.

„Nun, nun!“ erwiederte sie scherzend — „es wird vielleicht bald eine Zeit kommen, wo Sie sich nach der Gegenwart des armen Gärtnerröschens nicht mehr sehnen werden.“

„Warum?“ fragte er befremdet.

„Das ist ein wichtiges Geheimniß!“ fuhr die Kleine fort — „doch wenn Sie mir versprechen, daß Sie mich nicht verrathen wollen, will ich's Ihnen wohl entdecken.“

Ein sanfter Druck seiner Hand schien ihre Bedenklichkeiten zu heben, und sie begann: „das Stubenmädchen der Mansell ist meine Freundin, sie hat diese mit dem alten Herrn belauscht, und — denken Sie sich nur — gehört, daß Sie Ihr Herr Vater hierhergeschickt, um das schöne Töchterchen vom Hause zum Altar zu führen. — Hab' mir's gleich gedacht, daß so etwas dahinter stecken müßte, denn Herr Walburg war gar zu besorgt um Sie — je nun freilich — um seinen Schwiegersohn! —“ Sie stand auf und machte ihm eine tiefe Verbeugung, als ob sie sich entfernen wollte.

Doch unbefangen hielt er sie zurück, und erzählte ihr lachend, daß er durch Walburg selbst längst schon von Allem unterrichtet sey, seine bestimmte Braut jedoch noch nicht einmal gesehen, und den festen Entschluß gefaßt habe, obgleich man ihm hier alle seine freigeistigen

Ideen abdisputirt, doch wenigstens die, jedem wackern Mann heilige, von der freien Wahl des Herzens, unerschütterlich zu behaupten.

„Ei ja!“ fiel Röschen schalkhaft ein — „und das wird auf jeden Fall eine ganz vortreffliche Wahl! Es giebt der reichen und schönen Fräuleins genug hier in der Stadt, die sich zu so einem schmucken Herrn köstlich passen.“

„Gewiß keins so, wie Du, mein liebes Röschen!“ erwiederte er, sie zärtlich umfassend. Doch ängstlich rief sie, sich von ihm loswindend — „Um Gottes Willen! lassen Sie mich! wenn Sie so ungereimtes Zeug sprechen, fürchte ich, Sie bekommen Ihre philosophische Krankheit wieder, und dann versteh' ich auch kein Wörtchen, was Sie sprechen.“

„Du wirst mich schon verstehen“ — fuhr er fort, sie nicht von sich lassend — „in Deiner Nähe fühl' ich mich im Paradiese, Du wirst mein Weib, oder Keine!“ Fester schlang er seinen Arm um sie, und die ganze Welt vergessend, drückte er einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Da knisterte es leise an der Laube, und als sie aufblickten, stand in Lebensgröße der alte Hans von Starkenfeld vor ihnen, und grüßte mit freundlichem Kopfnicken das überraschte Pärchen. Die Vatersorge um seinen Stammhalter hatte ihn hierhergetrieben. Er war so eben erst angekommen, hatte seinen alten Freund nicht zu Hause getroffen, seine Rückkehr im Garten abwarten wollen, und hatte so seinen metamorphosirten Gottlieb im Paradiese überrascht.

Herzlich erfreut, seinen schon verloren gegebenen Sohn in menschlicher Kleidung und mit menschlichen Empfindungen — wie er meinte — wiederzufinden, erwähnte er mit keinem Worte des Vorgefallenen, sondern ließ das bestürzte Röschen ruhig ihres Weges gehen, und wandelte selbst mit seinem Sohne Arm in Arm dem Hause zu. Hier kam ihnen Walburg entgegen, und mit ungestümer Freude umarmte Starkenfeld bald diesen, bald seinen Gottlieb, den er immerwährend mit thränenden Augen musterte.

„Gott sey Dank!“ rief er endlich aus vollem Herzen — „jetzt kann ich wieder sagen: ich habe einen Sohn!“

„Doch unser Plan,“ — versetzte Walburg mit tiefgefurchter Stirn — „er ist gescheitert! — Bitten und Drohungen hab' ich verschwendet, meine Tochter widersetzt sich —“

„Sie will nicht?“ — fiel ihm Starkenfeld in die Rede — „auch gut! — Was, Plan hin, Plan her! ich habe meinen Gottlieb wieder! er sieht aus, wie ein vernünftiger Mensch — aber, Junge, jetzt werde mir auch vernünftig, und laß Dein tolles Wischiwaschi vertrockneten Bücherwürmern, die sich den Magen damit füllen, wenn sie der Hunger zwickt. — Apropos!“ fuhr er fort — „Spitzbube! wer war das flinke Mädchen, mit dem Du in der Laube Mariage spieltest? Denkst Du vielleicht, weil Dich Deine Dir bestimmte Braut nicht will, so kannst Du Dich nach Deinem Gefallen verplempern?—“

„Mein lieber Vater!“ erwiederte Theophilus — „Röschen ist zwar nur eines Gärtners Tochter, doch ist bei ihrem Anblicke der erste

Zweifel an meinen Irrthümern in mir rege geworden. Sie hat durch ihren klaren, offnen Verstand meine Heilung begründet. Ich liebe sie herzlich, denn sie verdient es; sie ist so gut, so liebenswürdig, so unschuldvoll —"

„Still, still!" gebot ihm der Vater — „ich kenne dergleichen Signalements verliebter Bursche von ihren Mädchen. Aber Sapperment! da bin ich ja wohl gar der kleinen Hexe noch Dank schuldig. Junge, fordre heute, was Du willst — es sey Dir gewährt! Bring' Dein Mädchen her, sollst sie haben! aber gleich laß sie kommen, jetzt bin ich noch im Freudentaumel; denn wenn ich erst wieder zu Verstande komme, möcht' ich Dir doch noch einen Querstrich durch die Rechnung machen. Uebrigens, wenn sie brav ist und wirthschaftlich — das ist die Hauptsache — nun so mag's in Gottes Namen vor sich gehen!"

Walburg gab ihr zwar das beste Zeugniß, doch schüttelte er unwillig sein Haupt bei der schnellen Zusage seines Freundes; Gottlieb aber eilte auf Flügeln der Liebe nach dem Garten, sein Röschen aufzusuchen.

15.

Nach einer Stunde befand sich Walburg allein auf seinem Zimmer; er hielt einen versiegelten Brief in der Hand, den er vor wenigen Minuten der zur ungewöhnlichen Zeit in seinem Hause herumschleichenden alten Marthe fast mit Gewalt abgenommen. Er ahnete den Schreiber desselben und hatte ihn sogleich zu sich beschieden. Nach einer Pause trat Feldner bleich und verstört herein, und fragte nach seinem Begehren.

„Sie haben meiner Tochter heimlich einen Brief übersenden wollen" — erwiederte Walburg — „Sie erhalten ihn uneröffnet zurück, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß alle an meine Tochter gerichtete Briefe an mich abgegeben werden."

„Sie scheinen einen Inhalt zu vermuthen," versetzte Feldner ruhig — „der Ihren Wünschen entgegen ist. Ich sage in diesem Briefe meiner achtungswerthen Schülerin das letzte Lebewohl, und bitte sie herzlich und als Freund,

sich dem Willen ihres Vaters nicht zu widersetzen. Oeffnen Sie ihn, und überzeugen Sie sich selbst. Finden Sie dies strafbar, so beruhigen Sie sich damit, daß dies die letzten Zeilen sind, die zu den Händen Ihrer Tochter gelangen sollten, denn in wenig Stunden reise ich ab, und sehe diese Gegend wohl niemals wieder."

Walburg öffnete den Brief und überzeugte sich von der Wahrheit seiner Aussage. — „Brav! recht brav!" rief er ihm zu, als er geendet, gieng dann schweigend nach seinem Büreau, nahm eine Rolle Gold heraus und drückte sie ihm mit den Worten in die Hand: „Reisen Sie mit Gott, Herr Candidat!"

Doch Feldner wies ernst und bestimmt das angebotene Geschenk zurück, indem er mit weicher Stimme sprach: „als ein armer Schüler kam ich an in dieser Stadt, nur eine Kleidung und ein Paar Bücher waren mein ganzer Reichthum. Als armer Candidat verlasse ich sie, denn wahrlich, nicht viel mehr als ich hierhergebracht, nehme ich mit mir. Behalten Sie Ihr Gold, ich bin an Ueberfluß nicht gewöhnt,

ein reines Gewissen und Vertrauen auf Gott sind meine Reisegefährten — leben Sie wohl!"

„Noch einen Augenblick, Herr Candidat" — rief Walburg bewegt — „ich fühle inniges Mitleiden mit Ihrer Lage. Meine Tochter hat mir ein Geständniß gethan, das ich nicht billigen kann. Sie gefallen mir, Sie haben mir Achtung eingeflößt, allein Ihre Verhältnisse trennen Sie von mir, und —"

Feldner war keines Wortes mehr mächtig, zitternd hielt er sich an einem Stuhle fest, und heiße Thränen rannen über seine Wangen herab. — Seine schönsten Jugendjahre hatte die Armuth getrübt, seinem eifrigen Streben nach Ausbildung in den Wissenschaften stand die Armuth im Wege; er achtete sie nicht, versagte sich jedes Vergnügen, und ersetzte durch Fleiß, was er an Hülfsmitteln entbehrte. Doch als nun hier, im wichtigen Momente der ersten Annäherung an den Mann, in dessen Händen sein ganzes Lebensglück lag, die Armuth wie eine kalte, schroffe Scheidewand den ersten freundlichen Sonnenstrahl verdrängte und ihm für ewig die Aussicht ins blühende Frühlings-

land einer seligen Liebe zu rauben drohte, da brach sein gequältes Herz, er fühlte hart die schweren Fesseln, die ihn drückten. Nur die letzte Hoffnung, die er schon seit Jahren nährte, hielt er auch jetzt in der Verzweiflung noch fest, und kaum hörbar, doch aus tiefster Brust, entfuhren ihm die dumpfen Worte: „Samiel hilf!“

Da öffnete sich die Thür, ein hagres Männchen trat herein, nannte seinen Namen und wurde von Herrn Walburg freundlich empfangen.

Kaum traute Feldner seinen Ohren, als der Fremde den Familiennamen seiner Mutter als den seinigen genannt, der ihn jetzt mit unverwandten Blicken musterte, dann sich zu Walburg wendend sprach: „Ich habe vernommen, Sie legen Ihre Geschäfte nieder, und begeben sich zur Ruhe. Ich habe ein Gleiches gethan, und die weite Reise unternommen, meinen Neffen aufzusuchen, den ich, wenn ich einen redlichen Mann in ihm finde, zum Erben einzusetzen Willens bin, da ich keine nähern Anverwandten habe.“

Feldner stand wie eingewurzelt. —

„Ist Ihr Neffe in einer hiesigen Handlung?“ fragte Walburg.

„Nein —“ versetzte jener — „er hat studirt, und, wie ich von einigen Professoren erfahren, sich bei der drückendsten Armuth Kenntnisse gesammelt, die ihm die völlige Achtung seiner Lehrer erworben. Es thut mir jetzt herzlich leid — ich hätte ihn schon früher unterstützen sollen; doch — nah' am Grabe erst erwacht oft das Bewußtseyn unsrer Schuld. — Ich habe an seiner Mutter großes Unrecht verübt, und schäme mich nicht, es hier vor diesem fremden jungen Manne laut zu bekennen; gern will ich's ihrem Sohne vergelten, wenn ihn mein Reichthum glücklich machen kann. — Sie war meine leibliche Schwester und heirathete wider meinen und meines Vaters Willen einen armen Landprediger, Namens Feldner —“

„Heiliger Gott! mein Oheim!“ rief Feldner außer sich, stürzte zu seinen Füßen nieder und bedeckte seine Hände mit heißen Küssen.

„Wie? wär' es möglich!“ rief dieser innig bewegt — „so hat mich doch mein Auge nicht betrogen. Die täuschende Aehnlichkeit Deines Gesichts mit den Zügen meiner guten seligen Schwester überraschte mich bei Deinem ersten Anblicke. Komm her an meine Brust — Du bist mein Sohn und all' mein Hab' und Gut ist Dein!“

16.

Am andern Morgen schon erschien der Onkel Samiel als Freiwerber seines Neffen beim alten Walburg, und erhielt — keine abschlägliche Antwort. Feldner war ihm zagenden Herzens gefolgt, und freundlich nahm jetzt Walburg seine Hand, ihn auf Louisens Zimmer führend. Sie saß sinnend am Fortepiano, das seit der letzten Musikstunde unangerührt blieb. Als sie die Thür öffnen hörte, wollte sie aufstehen, um sich in ein Seitengemach zurückzuziehen; doch als sie Feldnern an der Hand ihres Vaters erblickte, sank sie mit einem lauten

freudigen Ausrufe auf den Stuhl zurück. „Nimm ihn hin!“ rief der Letztere ihr mit inniger Freude zu — „er ist Dein Bräutigam!“

Leise drückte Louise — kaum ihren Sinnen trauend — die rechte Hand auf beide Augen, als ob sie das liebliche Bild festhalten wolle, das sich jetzt vor ihren Blicken entfaltete. Mit thränenschweren Augen stand ihr Vater neben ihr, und legte segnend beide Hände auf ihr Haupt. Zu ihren Füssen kniete Feldner, und zog im Uebermaße seines Glückes, alles um sich her vergessend, ihre Hand an seine Lippen. Seitwärts lehnte sein Onkel am Fenster, und blickte voll inniger Rührung auf das glückliche Paar. Da trat auch, um die malerische Gruppe zu vollenden, der Exphilosoph herein, sein bräutliches Röschen am Arme; ihm folgte sein Vater, der beim Anblicke der Seligen die gefalteten Hände zum Himmel erhob und laut ausrief: „der Herr gebe seinen Segen bis in Ewigkeit! Amen!“

II.

Sechse treffen, Sieben äffen.

1.

Während der Leipziger Ostermesse stand eines Tages im dichtesten Gedränge zwischen Christen, Juden und Türken der Commerzienrath Schimmel, und handelte mit vornehmer Geringschätzung, doch mit der auffallendsten Genauigkeit, um eine goldne Damenuhr. Endlich war der wichtige Handel abgeschlossen, doch, wie es schien, nicht eben zur Zufriedenheit beider Partheien. Der Verkäufer fand den Preiß zu billig, der Käufer viel zu hoch, und indem dieser sich mit dem seidnen Tuche große Schweißtropfen von der Stirn trocknete, zog er unter lauten Seufzern den wohlgespickten ledernen Beutel, welcher inwendig mit einem feinen Drahtgitter versehen war, um den darin eingesperrten Goldkinderchen jede Gelegenheit zu benehmen, durch irgend eine Oeffnung ihrer Haft zu entschlüpfen. Sorgfältig ließ er sie die Musterung passiren, wählte endlich mehrere

verbogene, verblichene und unveränderte aus, wog sie nochmals bedächtig auf den Fingern, schnippte sie von da einzeln auf den Ladentisch, der sie sogleich zu seinem nicht geringen Leidwesen verschluckte, und bald darauf ertönte ihm ihr letztes, leises Klingen im weitumfassenden Bauche des Unersättlichen. Es klang ihm wie Abschiedsruf beim Scheiden eines Freundes, und gab ihm die traurige Gewißheit, daß die Geliebten seinen nachstarrenden Blicken nun auf ewig entschwunden. — Dieser erschütternde Gedanke brach sein weiches Herz, welches wirklich mit seltner Liebe und Treue an seinen goldnen Freunden hieng; mochten sie schwer oder leicht seyn, er wußte jeden nach seinem Werthe zu schätzen. Indem er noch sinnend stand, den Beutel in der Hand wiegend, schien er plötzlich dessen seit diesem Morgen verringertes Gewicht zu bemerken. Ein heimlicher Schauer durchrieselte sein innerstes Mark, hastig griff er nach der Uhr, legte sie ins Futteral, schob sie sorgfältig in den nur halbgeöffneten Geldbeutel, verwahrte diesen tief in der starkgefütterten Seitentasche seines Rockes, den

er fest zuknöpfte, und winkte seinem alten Andreas, seinem einzigen Diener, der sich auf einer Kiste, welche dicht vor dem Laden stand, des ungewohnten, ihm auf die Seele gebundenen Ballastes — in großen und kleinen Päckchen, Pappschachteln, auch einer Meerkatze im Käfich bestehend — entledigt hatte, und verpuhstend, mit weitaufgerissenen Augen die ausgestellten Meßherrlichkeiten betrachtend, dabei stand. Den ersten Wink verstehend, umfiengen seine langen, knöchernen Arme maschinenmäßig die ihm anvertraute Bürde, und ohne auf die häufigen Rippenstöße, noch auf die Witzeleien alter und junger Spaßvögel zu achten, welche abwechselnd ihm und der Meerkatze galten, hinkte er keuchend seinem gebietenden Herrn nach, der mit halbgeschlossenem Auge — wahrscheinlich um den Lockungen seiner heutigen, sonst nie an ihm bemerkbaren Kauflust zu widerstehen — sich eiligen Schrittes nach dem Hôtel begab, worin er gestern als Fremder abgestiegen.

Kaum angekommen auf seinem Zimmer, warf er sich erschöpft in einen Stuhl, ließ von

Andreas seine Schätze vor sich ausbreiten, zog eine Bleifeder hervor, numerirte jedes Stück einzeln, und schrieb den Preiß davon in sein Taschenbuch. Nummer Eins: eine lebendige Meerkatze in einem eleganten Käfich. — Zwei: eine Pappschachtel; enthielt eine ächte Pariser Ballrobe, mit schwerer, goldgestickter Bordüre. — Drei: ebenfalls eine große Pappschachtel mit einem grünsammtnen Reitkleide, mit altdeutschen Aermeln und reich mit Gold gestickt. — Vier: die neue Himmelsleiter ins Paradiesgärtlein, ein Erbauungsbuch für fromme Christen; dabei ein elegantes Kniekissen mit Luft gefüllt, angeblich direct aus Rom. — Fünf: eines unglücklichen Jünglings letzte Liebesschauer und endliche Thränenauflösung; neuer empfindsamer Roman in Briefen, und dabei einen crystallnen, feingeschliffenen Flacon in Gold gefaßt, mit lebenserweckendem Spiritus gefüllt. — Sechs: die bewußte goldene Damenuhr. — Endlich, Nummer Sieben —

„Andreas! Unglücklichster der Sterblichen!“ rief er leichenblaß, als er noch ein Paquet

vermißte. „Wo iſt Nummer Sieben, die wichtigſte aller Nummern?“

„Kann's nicht ſagen!“ erwiederte dieſer trocken und ſuchte phlegmatiſch nach dem vermißten Paquete; doch leichtfüßig ſprang der Commerzienrath vom Stuhle auf, durchkreuzte mit wunderlichen Sprüngen das ganze Zimmer, ſchoß zur Thür hinaus, im Vorſaal ängſtlich ſpähend, dann jede Treppenſtufe bis zur Hausthür muſternd — doch umſonſt. Bleicher noch als vorher, zitternd, leiſe mit den Zähnen knirſchend, kam er zurück. Da trat ihm ruhig ſein Andreas entgegen und ſprach: „beruhigen ſie ſich, Herr Commerzienrath, die Nummer Sieben werd' ich wohl noch in der Rocktaſche haben.“

„Heraus, heraus damit!“ rief dieſer, Athem ſchöpfend, und ſtreckte zitternd beide Hände aus. Andreas ließ nicht lange warten und zog ein Paquet hervor, deſſen Inhalt gar bald das ganze Zimmer mit einem mephitiſchen Dufte erfüllte. Doch dieſes nicht bemerkend, riß es Schimmel gierig auseinander und fand darin — ſein Leibgericht, einen ganz vortreff-

lichen Limburger Käse. Doch keineswegs durch dessen Anblick beruhigt, der ihm sonst sein freundlichstes Lächeln abnöthigte, warf er ihn jetzt zornentbrannt seinem Andreas vor die Füsse, sich selbst aber in einen Sopha, und rief lautjammernd: „Nummer Sieben! Dreißig Louisd'or! verloren — beraubt — geplündert! ich bin ein Kind des Todes!“

Andreas, dem bei diesen räthselhaften Exclamationen nicht wohl zu Muthe wurde, suchte seine Retirade, bemächtigte sich jedoch mit guter Manier noch des gemißhandelten Limburgers, schlich sich leise damit zur Thür hinaus und brummte vor sich in den Bart: „o weh! o weh! der lieben Gottesgabe so verächtlich mitzuspielen, das ist nicht christlich — und damit's nun dem gottlosen Herrn so ungerochen nicht dahingehe, so soll er dich auch sein Lebtag nicht mehr riechen!“

Eben schickte er sich an, mit seinem Taschenmesser ein ansehnliches Stück davon abzuschneiden, da stürmte der junge Doctor Fröhlich die Treppe herauf und fragte hastig: „Wo ist mein Onkelchen, mein Schimmelchen?“

Doch mit wichtiger Miene rief ihm Andreas ein langgezogenes — „Pst!“ entgegen, und lehnte sich stumm und säulenähnlich vor die Thüre seines Herrn, noch immer liebäugelnd mit seinem Raube.

„Ist er nicht auf seinem Zimmer?“ fragte der Doctor wieder, und erhielt ein leises: „ja wohl!“ zur Antwort.

„Nun, so laß mich zu ihm, Tölpel!“ fuhr er unwillig fort, und versuchte handgreiflich die angewurzelte Schildwache von ihrem Posten zu verdrängen; doch diese erwiederte kalt und verdrossen: „Herr Doctor, lassen Sie mich in Frieden! ich weiche und wanke nicht, denn der Herr Onkel ist ein Kind des Todes!“

„Was sagst Du?“ versetzte dieser überrascht — „Kerl, bist Du rasend?“

Doch mit der größten Ruhe entgegnete der treue Wächter: „ist mir noch nichts dergleichen arrivirt, mein Herr Doctor; aber der Herr Onkel hatten so eben einen höchst bedenklichen, sonderbaren Anfall von — Pst!“ — unterbrach er sich plötzlich und horchte an der

Thür. — Nach einer Pause fuhr er fort: „'s ist mäuschenstill! jetzt wird's vorüber seyn! nun gehen Sie in Gottes Namen!"

In gespannter Erwartung stürzte der Doctor ins Zimmer, und fand seinen Oheim ausgestreckt auf dem Sopha und weinend wie ein Kind.

„Ums Himmels Willen, lieber Oheim! was ist Ihnen?" — rief er ihm entgegen.

„Gut, daß Du kommst, mein lieber Neffe," — erhielt er, von leisem Schluchzen unterbrochen, zur Antwort — „ich bin sehr schwach. Ein harter Schlag des Schicksals hat mich dermaßen zu Boden gedrückt, daß ich wohl an meinem Aufstehen zweifeln möchte. Ich bin ein Kind des Todes!"

Und kaum hatte er diese letzten Worte ausgesprochen, so steckte auch Andreas schon den Kopf zur Thür herein, und rief mit triumphirender Miene: „da, Herr Doctor, da hören Sie's selbst! Hab' ich gelogen? bin ich noch rasend?"

„Eulenspiegel!" brummte Frölich verdrießlich, und wollte eben seinem Onkel nach dem

Pulse fühlen; allein es hatten an diesem die Worte, so wie der Anblick seines Dieners, ein Wunder geübt und seine kürzlich erst noch bezweifelte Auferstehung plötzlich bewirkt, denn mit blitzenden Augen und geballter Faust sprang er nach der Thür, den vorlauten Sprecher zu züchtigen; doch verkündigte ein lautes Gepolter auf der Treppe dessen auf kürzeste Weise gesuchten Rückzug, ehe er den Vorsaal erreichte.

Mit zorniger Miene kehrte er zu seinem Neffen zurück, der staunend um Erklärung dieser seltsamen Räthsel bat, und nun endlich folgenden Aufschluß erhielt:

„Du weißt, mein lieber Neffe," — hub der Commerzienrath, noch immer mit klägli-cher Miene, seufzend an — „daß ich bereits vor wenigen Tagen eine Reihenfolge von sie-benmal sieben Jahren zurückgelegt habe, daß ich bis zu diesem wichtigen Zeitpunkte standhaft allen Regungen meines Herzens Trotz geboten, weil ich fest entschlossen bin, erst in meinem neun und vierzigsten Jahre eine eheliche Ver-bindung zu knüpfen. In diesem für mich so

wichtigen Jahre geht, nach der Weissagung des berühmten Astrologen Steinbock, gewissermaßen erst die Sonne meines Glückes auf: Von dieser Zeit an wird mein Leben ein immerwährender Frühling seyn, wenn ich mich nehmlich gewissenhaft, dem weisen Ausspruche des Astrologen gemäß, verhalte. Bis auf diesen Augenblick habe ich alle seine Vorschriften treulich erfüllt, und stehe nun auf dem wichtigen Punkte meines Lebens, um sieben auserwählte Jungfrauen zu freien, und diejenige zur Ehegattin auszuwählen, welche mir die überzeugendsten Beweise ihrer Zuneigung giebt. Um nun meine Anwerbungen gewissermaßen einzuleiten, kaufte ich unter mancherlei Herzensstößen sieben Geschenke, sinnreich gewählt und passend für die Lieblingsneigung einer Jeden von den Auserwählten, welche ich am bestimmten Tage, gleich sieben verwundenden Liebespfeilen, abzusenden gedachte. Doch denke Dir meine Verzweiflung, als ich so eben jede Nummer einzeln in mein Taschenbuch eintragen will, und die wichtigste aller Nummern, die Sieben fehlt — ein kostbarer Shawl für

dreißig Louisd'or! nirgends zu finden — wahrscheinlich durch die Nachlässigkeit und Dummheit meines unglückseligen Andreas verloren, oder gestohlen. — Und nicht allein, daß ich dadurch eine ansehnliche Summe verloren, so scheint mir dieser Verlust auch eine schlimme Vorbedeutung für die glückliche Erfüllung meiner heimlichen Wünsche, denn die Nummer Sieben war für die in jeder Hinsicht liebenswürdige Auguste Thalen bestimmt, die ohnedem meinem Herzen am nächsten steht."

„Auguste Thalen? die Tochter der verwittweten Räthin Thalen?" fragte Frölich überrascht, und wagte es, als er zur Antwort erhielt: „nun ja, dieselbe, ich kenne keine andre dieses Namens in der Residenz," sehr kleinlaut zu bemerken, daß diese siebenzehnjährige, blühende Auguste doch für den alternden, neun und vierzigjährigen Herrn Oheim etwas zu jung sey. Doch damit hatte er die Eitelkeit des Commerzienraths so empfindlich verwundet, daß ihm dieser seine voreilige Bemerkung in einer langen, wohlgesetzten Rede nachdrücklich verwies, worin er die Ehrentitel: junger Laffe,

unmündiges Bürschchen, und dergleichen mehr, in jeder Période als rhetorische Kraftausdrücke heraushob, so daß am Ende derselben der arme Doctor gezwungen war, sein Unrecht einzugestehen, und die ihm zwar unbekannten Jugendreize seines Oheims doch anzuerkennen und laut zu preißen.

Dadurch besänftigt, würdigte ihn auch jetzt der Commerzienrath der Gnade, sich von ihm einen guten Rath ertheilen zu lassen, wie die verschwundne Nummer Sieben am schnellsten, und auf die wohlfeilste Art zu ersetzen sey. Nach kurzem Besinnen versprach der Doctor ein passendes Geschenk einzukaufen, nahm seinem Oheim — ohne Antwort abzuwarten — die lederne Börse aus der Hand — als dieser mit kläglicher Miene die Schaar der kleinen Gefangenen überblickte und zu überlegen schien, wie viele von ihnen er wohl genöthigt sey, ihrer Haft zu entlassen — und verschwand damit augenblicklich. Schimmel stand noch mit offnem Munde, über die rasche That seines Neffen fast der Besinnung beraubt, den starren Blick auf die Thür gerichtet, aus welcher

er verschwunden war, als dieser schon wieder zurückkehrte, einen Spitzenschleier, eine Laute von seltner Güte und den ledernen Beutel mit dem übriggebliebenen Inhalte überbrachte, und gewissenhaft von seinen Ausgaben Rechnung ablegte. Mit diesen aber war der selten zu befriedigende Oheim so zufrieden, daß er des vorigen, gewaltsamen Angriffs auf sein Eigenthum — gleichsam auf seine Seele — vergaß, ihm kleinlaut eine große Belohnung — versprach, und nun eilig Befehl zur Abreise ertheilte; doch war sein flüchtiger Andreas nirgends zu finden. Nach langem vergeblichen Suchen fand ihn endlich ein Marqueur des Hôtels im Brandweinkeller eines abgelegenen Seitengäßchens, wo er auf seiner Flucht eine Freistatt gefunden, in welcher ihm vergönnt war, bei einem Glase Doppelkümmel seinen erbeuteten Limburger in Ruhe und Frieden zu verzehren. Mit finstern Blicken empfieng ihn sein Herr, als die Pferde bereits schon vorgespannt waren. Dieser schien Rache zu brüten über den durch die Nachlässigkeit des Dieners herbeigeführten Verlust des siebenten Paquets, und

befahl ihm jetzt mit schelmischem Lächeln — da er ihm eine empfindliche Strafe zugedacht hatte — diesmal nicht neben dem Kutscher zu sitzen, sondern auf das Packbret des Wagens zu steigen, während der ganzen Reise den Käfich mit der Meerkatze im Arme zu halten, und sie mit Sorgfalt zu pflegen und zu hüten. Seufzend, mit herabhängendem Haupte, wie ein armer Sünder, gehorchte der Verurtheilte, und wurde gar bald gewahr, daß mit Katzen ein gefährlicher Umgang sey. Denn die wilde Bestie, durch das Rütteln und Stoßen des Wagens gereizt und in immerwährender Bewegung, achtete wenig auf sein freundliches Zureden, noch auf die süßen Wiegenlieder, womit er sie, wie ein ungezogenes Kind, in den Schlaf zu lullen gedachte; sondern streckte geschickt ihre langen Pfoten durch die Messingstäbe ihres Gefängnisses, und zerkratzte damit Gesicht und Hände ihres unfreiwilligen Wärters dermaßen, daß er kaum noch kenntlich in der Residenz ankam, wo ihn auch sogleich einer seiner Collegen spottend frug: ob er vielleicht jetzt bei einer gewissen Dame in Condi-

tion stehe? welche beim geringsten Versehen — vermöge ihrer stets gewaffneten Finger — die gewöhnlich nichtssagenden Gesichter ihrer Dienerschaft mit sehr deutlichen, geometrischen Figuren auszuschmücken pflegte; weshalb sie auch allgemein in den Bedientenklubbs unter dem Namen der gestrengen mathematischen Dame bekannt war.

2.

Als der jetzige Commerzienrath Schimmel seinem Vater, einem reichen Liefranten, unzeitig geboren worden war, schickte dieser sogleich nach seinem Hausfreunde, dem Astrologen Steinbock, durch den er gewöhnlich bei jedem vorhabenden Geschäfte die Gestirne um Rath befragen ließ, um auch wegen dieses wichtigen Ereignisses den Stand der Himmelszeichen zu observiren. Dieser, sogleich bereitwillig, seinem Freunde zu dienen, durchwachte die ganze Nacht auf seiner Sternwarte und

brachte am andern Morgen dem glücklichen Vater das Resultat seiner Forschungen in Versen, in welche er seine Weissagungen einzukleiden gewohnt war. Die Hauptpunkte daraus lauteten folgendermaßen:

„Ein Knäblein, unzeitig geboren,
Nur sieben Monden im Mutterschooß,
Mit kleinen Augen und langen Ohren,
Wird nach der Regel nie allzugroß.
Doch weil dies Kindlein am siebenden April,
Und zwar des Morgens drei Viertel auf Sieben,
Das Licht erblickt, so steht gar viel
Für seine Zukunft am Himmel geschrieben.“

„Vor allem soll er das Siebengestirn
Zu seinem künftigen Führer wählen.
Sein Einfluß verspricht zwar ein kleines Gehirn,
Doch große Talente zum Rechnen und Zählen.
Es wirkt auf sein Schicksal und auf sein Leben,
Die Sieben als eine heilige Zahl;
Drum was er auch thut ein Glück zu erstreben,
Das thu' er gewissenhaft siebenmal.“

„Die Venus im Wiederschein hell und klar,
Wird in der Lieb' ihn mit Unglück bedenken,
Drum darf er vorm siebenmal siebenden Jahr
An keine Jungfrau sein Herz verschenken.

Auch soll er — ist er standhaft gewesen,
Und hat er das wichtige Ziel erreicht —
Von sieben Jungfrauen die sich erlesen,
Die ihre Liebe am deutlichsten zeigt."

„Dann glänzt ihm der Jugend Frühlingssonne
Mit ihrem schönsten goldenen Strahl,
Und glücklich wird er in ewiger Wonne
Sich preißen siebenmal siebenmal!"

Der Lieferant Schimmel achtete diese Weissagung so heilig, als ob sie ein Ausspruch des Pabstes sey, ließ sein Siebenmonatskindlein in Baumwolle wickeln, in Malaga baden, die Wärme des Zimmers gleichmäßig nach dem Thermometer abmessen, und alle Vorschriften der Aerzte aufs Gewissenhafteste befolgen, um diesen seinen einzigen Stammhalter am Leben zu erhalten. Dies gelang ihm auch vollkommen, und er glaubte nun sicher diese seltene Gnade des Himmels nur allein seiner Ehrfurcht — welche er der heiligen Zahl Sieben, besonders bei der Taufe seines Kindes gezollt — zuschreiben zu müssen. Denn sieben Pathen hatte er sich auserwählt, siebenmal sieben Gäste waren nach der heiligen Handlung zur

Tafel geladen, eben so viel Lichter brannten im Saale, sieben Gerichte und sieben Weinsorten wurden aufgetragen und siebenmal trank er aus einem großen Pokale die Gesundheit seines Söhnleins, so daß er bald in einen Schlaf verfiel, aus dem er erst nach sieben vollen Stunden wieder erwachte.

Der kleine Schimmel wuchs unter steter sorgsamer Obhut wie ein zartes Treibhauspflänzchen nur spärlich empor, so daß in seinem vier und zwanzigsten Jahre — um welche Zeit ihm beide Eltern und sein alter Freund und Lehrer, der Astrolog, durch den Tod entrissen wurden — seine ganze Körperlänge vier Fuß sieben Zoll nach der Leipziger Elle betrug. Die Größe seines Geistes schien der seines Körpers völlig angemessen, denn außer der Rechenkunst, welche er vollkommen verstand, waren ihm fast alle übrigen Künste und Wissenschaften fremd. In gesellschaftlichen Zirkeln, welche er nur selten besuchte, wurde er oft das Stichblatt der Witzlinge, denn seine ganze Unterhaltung betraf gewöhnlich nur sein eignes Ich, oder unbedeutende

Vorfälle seines Lebens, welche er mit Pathos erzählte und mit tragischen Ausrufungen und Phrasen auszuschmücken pflegte, die er aus Romanen und Comödien, seiner einzigen Lectüre, entlehnte. Durch den Tod seiner Eltern wurde er Herr eines sehr bedeutenden Vermögens, welches er zwar mit seiner ältern Schwester theilen mußte, doch blieb ihm so viel, daß er von seinen Interessen leben und sich mit dem gekauften Titel eines Commerzienraths vor der Welt brüsten konnte, welches um so mehr geschah, seitdem er zum Vormund seines Neffen und zum Verwalter von dessen bedeutendem Vermögen ernannt worden war, nachdem die Eltern desselben beide verstorben.

Frölichs Mutter war seine leibliche Schwester gewesen, und hatte ihrem Bruder in den Testamentsverordnungen die Vormundschaft ihres Sohnes übertragen, mit der ausdrücklichen Bedingung: sich aller Vormundschaftsrechte bis zur Verheirathung seines Mündels zu bedienen; welche Vorschrift auch der gute Oheim im strengsten Sinne an seinem Neffen ausübte. Denn er hielt ihn so karg auf der Universität, daß

dem jungen Manne, welcher Characterfestigkeit genug besaß, keine leichtsinnigen Schulden zu machen, nichts übrig blieb, als alle kostspieligen Vergnügungen zu meiden, sich den Musen in die Arme zu werfen, und Kenntnisse zu sammeln, welche ihm auch gar bald den Doctorhut erringen halfen. Doch noch weit empfindlicher mußte der junge Frölich den Druck der Oberherrschaft seines zum Vormund bestallten Oheims empfinden; denn dieser suchte nicht nur auf jede Weise seinem Verlangen nach der alleinigen Disposition über sein Erbtheil, sondern auch sogar dem Herzen seines Neffen Fesseln anzulegen, indem er ihn vor jeder unreifen Liebe — wie er sich auszudrücken pflegte — zu bewahren, und ihn fast täglich zu überreden suchte, seinem Beispiele zu folgen, und vor seinem neun und vierzigsten Jahre keine eheliche Verbindung zu schließen.

Der junge, lebenslustige Doctor schien zwar vor den Augen seines Oheims die ihm angelegten Herzensfesseln willig zu tragen, doch kaum aus seiner Nähe entfernt, wußte er sie geschickt abzustreifen, um seinen geheimgehaltenen Ge-

fühlen durch ihren Druck ja nicht wehe zu thun, denn er liebte bereits mit dem ganzen Feuer der Jugend ein liebenswürdiges Mädchen, welches seine Empfindungen theilte und erwiederte. Doch leider blieb ihnen nur wenig Hoffnung zu einer nähern Verbindung, da vorauszusehen war, daß der goldliebende Oheim eine Verheirathung seines Neffen, um dessen Vermögen so lange als möglich verwalten zu können, gänzlich hintertreiben, oder doch wenigstens, nach seinem eignen Beispiele, noch Jahre lang verzögern würde. Bei den seltsamen Vorbereitungen, welche der Commerzienrath zu seiner Brautwahl getroffen, konnte Frölich sich anfangs kaum des Lachens erwehren; doch als ihm dieser jetzt seine geheime Neigung anvertraute, überfiel ihn eine peinliche Herzensangst, denn jene Auguste Thalen, welcher sein Oheim den ersten Preiß zuerkannte, war es, die seinem Herzen so unendlich theuer war. Eine qualenvolle Unruhe verdrängte seinen sonst immer fröhlichen Sinn und machte ihm seinen geräuschvollen Aufenthalt verhaßt. Nach kurzer Ueberlegung beschloß er, zu seiner geliebten

Auguste zu eilen und sie von der Gefahr zu benachrichtigen, welche ihrer Liebe Verderben drohte. Ohne Säumen bestieg er den raschesten Miethgaul, der nur aufzutreiben war, und flog, seinem Oheim offne Fehde verkündigend, nach der Residenz.

3.

Daselbst kaum angekommen, eilte er nach der Wohnung der Räthin Thalen, und trat, im Drange seines Herzens allen Anstand vergessend, ohne sich anmelden zu lassen, in Augustens Zimmer. Es war dasselbe, worin er schon so oft verweilte, die langen Winterabende mit der Geliebten und deren würdiger Mutter durch heitre Scherze und fröhliche Unterhaltung zu Minuten kürzte. — Sie war es selbst, die jetzt ihm hier entgegenkam; sein Auge konnte ja nicht trügen, denn fester als sein eignes, hatte er in seiner Phantasie ihr Bildniß aufgefaßt. Die sanfte Milde, die reinste

Unschuld, und tiefverborgen — doch belebend wie ein flüchtiger Lichtstrahl, der das zarte Himmelsblau durchblitzt — die lose Schelmerei, erglänzten noch wie sonst im Spiegel ihres Auges; doch Befremdung, fast leisen Unwillen sprachen ihre Mienen deutlich aus, als sie sich fremd verbeugend, ihm entgegen trat. Das Ueberwallen seiner Empfindungen beim Anblicke ihrer wirklich reizenden Gestalt ließ nicht die Ahnung eines Zweifels keimen, und weit entfernt, in diesem Augenblicke seinen Geist mit der Enträthselung ihres freilich überraschenden Benehmens zu beschäftigen, ergriff er ihre Hand, sie feurig küssend, und drückte sanft sie an sein Herz, mit einem sprechenden Blicke leisen Vorwurf deutend. Doch um so mehr schien auch in ihrem Auge Verwunderung sich auszusprechen, als sie, ihm ihre Hand entziehend, die abgebrochnen Worte sprach: „mein Herr! ich kann mich nicht entsinnen —"

„Ich bitte dringend, nur in diesem Augenblicke keinen Scherz" — bei Frölich fast gekränkt ihr ein — „bei Ihrem Anblicke schwand mir augenblicklich der quälende Gedanke der

Gefahr, die unsrer Liebe droht, der unaufhaltsam mich hierhergetrieben; doch wie ein Schreckbild drängt er sich auch von neuem ein in meine Seele, wenn ich in Ihrer Miene die Kälte, die Befremdung lese, die ihr Herz, fühlt es dem meinigen gleich, doch nur erkünstelt. — O, ich liebe Sie so unaussprechlich! könnten Sie —"

„Sie sehen mich überrascht durch Ihre sonderbare Anrede, indem ich versichere, daß ich mich nicht entsinnen kann, Sie jemals gesehen zu haben, und ich möchte fast zürnen, daß Sie mich so unvorbereitet mit einer Liebeserklärung bestürmen, die ich mir bis jetzt noch nicht zu deuten weiß, die aber wahrscheinlich einer Würdigern bestimmt war —" erhielt er zur Antwort, und war bereits durch diese Erwiederung so außer Fassung gebracht, daß er lautlos die Sprechende anstarrte. Diese blickte jetzt freundlicher bald auf ihn, bald nach der Thür; der Ernst auf ihrer Stirn schien gänzlich entschwunden, ein sanftes Lächeln schwebte auf ihren Lippen, und ehe Frölich noch es wagte, seinen fragenden Blick von ihrem Antlitze zu wenden,

fühlte er einen leisen Schlag auf seiner Schulter, der plötzlich, wie electrisch, seine Erstarrung löste. Doch von neuem fühlte er sich wie durch Zauberkraft gebannt, als er schnell einige Schritte zurücktrat und jetzt in lebendiger Wirklichkeit Augustens Bild mit allen seinen Reizen zum zweiten Male erblickte. Beide standen jetzt vor ihm in vertraulicher Umarmung, und glichen so dem engverschlungenen Rosenpaare, einem Zweige entkeimt, das gleich an Fülle wie an Farbenpracht, ein kaum erwachter Sonnenstrahl entfaltet. Und wie beim Anblicke eines täuschenden Naturspiels, das die Sinne fesselt, nur Blick und Mienen der Empfindung Sprache laut verkünden, so stand auch Frölich staunend, unbeweglich vor dem lieblichen Zauberbilde, fürchtend, durch seines Athems Hauch es aufzulösen in flüchtigen Nebelduft. Doch freundlich lächelnd, in klarer Wirklichkeit kam ihm Auguste selbst entgegen und legte sanft die Hand auf seine kalte Stirn und fragte ihn scherzend: „ob ihn ein Phantom erschrecke?“ Da schien es endlich, als ob die Fesseln seiner Sinne weichen wollten, und

mit dem ersten freien Athemzuge wagte er es auch, durch ein aus tiefster Brust heraufgeholtes „Ah!“ die Wiederkehr der unterm Druck des starren Staunens fast erstorbnen Sprache laut zu verkünden:

„Ah! — mein Herr Doctor!“ — rief ihm Auguste, mit komischer Gebehrde seine Verwunderung nachahmend, zu. „Freilich ist es höchst wunderbar, wenn man sein Bräutchen am hellen Tage, wie in einem Zauberspiegel, doppelt vor sich sieht, und mit gesunden Augen doch nicht unterscheiden kann, welche von beiden das ins Herz gefaßte Original, und welche die Trug- oder Scheinbraut sey? Beruhigen Sie sich, mein Bester, wir sind beide Originalbräute; ich schmeichle mir, für mich zum immerwährenden und alleinigen Besitzthum im tiefsten Innern Ihres Busens einen Herrscherthron errichtet zu haben, und hier, mein mir so täuschend gleich gebildetes Ich, erfreut sich nicht minder eines Fürstensitzes im Herzen eines jungen Mannes, der Ihnen wahrlich fast in jeder Hinsicht zu vergleichen steht.“

„Also sind Sie wirklich —“ stammelte Frölich, sich nach und nach erholend —

„Auguste Thalen, Ihre Braut vor Gott und Jedermann, dem daran gelegen, es zu wissen“ — ward ihm zur Antwort, eh' er noch vollendet. „Oder sollte dieses aufrichtige Geständniß nicht vermögend seyn, Ihre Zweifel zu lösen —“ fuhr die Sprecherin mit heitrer Laune fort — „so erblicken Sie hier in meinem Ebenbilde allerdings einen wesentlichen Theil meines werthen Ichs — meine geliebte Zwillingsschwester Florentine, die schon seit ihrem sechsten Jahre, fern von uns, in einer Pensionsanstalt erzogen wurde, und erst gestern wieder als eine nach den treflichsten Regeln der Pädagogik gebildete Jungfrau bei uns eintraf, der Sie wahrscheinlich im Fieberparoxismus vor wenigen Minuten eine Liebeserklärung zukommen ließen, die ich aber, mich auf ältere Ansprüche berufend, sogleich zurückbegehre, und Ihnen zugleich als wohlverdiente Strafe zuerkenne, mein Schwesterchen wegen Ihres voreiligen Betragens demüthig um Verzeihung zu bitten.“

„Mit Freuden unterwerf' ich mich dem richterlichen Ausspruche meiner Gebieterin" — entgegnete Frölich, heiter sich zu Florentinen wendend — „und die mir zuerkannte Strafe wird mir zur süßen Pflicht, indem sie mir zugleich das Glück bereitet, Ihnen meine Hochachtung bezeigen zu dürfen. In Ihrem Auge spricht die Milde sich unverkennbar aus, wie könnten Sie mir zürnen? Ihr holdes Lächeln deutet mir Verzeihung, und nur der Wunsch schwebt schüchtern noch auf meinen Lippen, daß Sie mich einst würdig finden mögen, in den Kreis Ihrer mir so theuern Familie aufgenommen zu werden."

„Den Wunsch kann ich schon jetzt erfüllen" — erwiederte ihm Florentine — „denn ehe ich Sie gesehen, erhielt ich schon ein getreues Seelenbild von Ihnen, wobei der äussern Hülle nicht vergessen ward, das keineswegs zu Ihrem Nachtheil —"

„Still, still! nicht plaudern, Kind!" fiel ihr Auguste schnell ins Wort — „der junge Mann wird stolz! die Zeit und sein Betragen müssen's lehren, ob meine Schilderung treu

gewesen. Uebrigens, mein junger Herr, kommen Sie heute noch so ziemlich wohlfeilen Kaufs davon, denn ich hatte auf unsre täuschende Aehnlichkeit bauend — welche ich wohlweislich bis jetzt verschwieg, wenn ich mit Ihnen von der entfernten Schwester sprach — mir einen köstlichen Spaß ausgesonnen, worin Sie die Ehre haben sollten, als Hauptperson zu figuriren; aber leider haben Sie mir meine Freude durch Ihr Geradezustürmen recht garstig verdorben. Ich höre im Vorsaal Ihre Stimme, ich traue meinen Ohren kaum, öffne leise die Thür, gebe meiner Schwester ein Zeichen, mich nicht zu verrathen, und belauschte so Ihre wirklich komische Situation — in welcher ich Sie treulich abzukonterfeien mir nicht versagen kann, damit ich in Zukunft in den unvermeidlichen, langweiligen Ehestandspausen Stoff zum Lachen, Sie aber ein passendes Titelkupfer gewinnen, wenn es Ihnen vielleicht einfallen sollte, ein Werkchen über die Starrsucht zu schreiben. — Jetzt aber genug des Scherzes, und nun ein ernstes Wort. — Was vermochte Sie, so plötzlich

aus dem Kreise Ihrer Musen zu entfliehen?“

„Mein Oheim, der auf meiner ganzen Lebensbahn wie ein feindlicher Schatten jeden freundlichen Sternenschimmer, der meiner Jugend lächelte, mit Nacht bedeckte, —“ erwiederte Fröhlich ernst — „droht mir auch jetzt, im stillverborgenen Garten meiner Hoffnungsblüthen die schönste Knospe zu brechen, mit diesem Raube meiner Wünsche Saat ins frühe Grab zu stürzen. Irgend ein feindlicher Dämon hat sein Herz mit Liebe erfüllt, und zwar zu Ihnen, theuerste Auguste. Seinem thörigten Aberglauben treu zu scheinen, wird er unter sieben Jungfrauen eine Braut erwählen; doch hat sein Herz die Wahl bereits getroffen, denn er gestand mir selbst, daß Ihnen nur allein der Vorzug gebühre vor allen seinen Auserwählten.“

„Und das stimmt Sie so ernst und feierlich —“ versetzte Auguste lachend — „das ist mir eben recht! — Sie haben durch Ihr plötzliches Erscheinen meiner Laune sein durchdachtes Spiel gestört, an ihm soll es von

neuem nun beginnen. Wohl ist es wahr, es wird uns niemand um den Ruhm beneiden, an Ihrem Oheim unsern Witz geübt zu haben, doch seine thörigte Eigenliebe verdient Züchtigung; deshalb sey ohne Gnade das Urtheil über ihn gesprochen, das unsern Pfeilen ihn Preiß giebt. Uebrigens beruhigen Sie sich, lieber Karl, und nehmen Sie diesen Kuß zum Pfande meiner ewigen Treue. Jetzt kommen Sie zu meiner Mutter, daß wir sie unterrichten von Ihres Oheims lächerlichem Verhaben und um ihren Beistand flehen."

Ein feuriger Kuß brannte auf Fröhlichs Wangen, und neubelebt folgte er mit Florentinen der geliebten Führerin.

4.

Im seidenen Schlafrocke saß der Commerzienrath Schimmel, und vor ihm lagen sämmtliche Geschenke ausgebreitet, die er zu convertiren und zu versiegeln beschäftigt war, um

sie dann mit den nöthigen Addressen zu versehen. Endlich hatte er vollendet und mit der letzten Aufschrift schien auch der letzte Seufzer sich von seinem Herzen loszuwinden, denn geschäftig, mit der heitersten Miene, deren sein Antlitz nur fähig war, beäugelte er mit einer Lorgnette bewaffnet, jedes einzelne Paquet, bis auch die Reihe der Musterungen die verhängnißvolle Nummer Sieben traf. Die Laute und den Spitzenschleier konnte er unmöglich zusammen in ein Couvert verbergen; er hatte daher für erstere ein elegantes Futteral fertigen lassen, dessen rothe Maroquinbegleitung ihm jedoch nicht zu gestatten schien, eine Addresse darauf zu schreiben, weshalb er jetzt sinnend davor stehen blieb und überlegend zu sich selbst sprach: „Wie soll ich dich, du theurer Verräther meiner heimlichen Gefühle, der sinnigen, hehren Jungfrau übersenden, die mein Herz in Fesseln schlug? Ob sich die himmlische Auguste meiner wohl fleißig erinnert? Wie sollte sie nicht; sprach sie doch vor acht Tagen, als ich im Park mit ihr zusammentraf, so liebreich, so gleichsam scherzender Weise mit

mir, wohl fünf Minuten lang? Barg ſie nicht die Roſe, die ich ihr damals ſchüchtern überreichte, in ihr Buſentuch, und belohnte mich dafür mit einem unbeſchreiblichen Blicke? Und als beim letzten Thee, den die Frau Hofmarſchallin gab, im Pfänderſpiel der dicke Jagdjunker zur Auslöſung meines Pfandes mir auferlegte, einer Dame der Geſellſchaft diejenige Ehrenbezeigung zu erweiſen, die nur dem Pabſte gebührt, gab ſie mir unaufgefordert mit ihrem Roſenfinger einen Wink, deutete voll hoher Grandezza auf ihr niedliches Füßchen und vergönnte mir einen heißen Kuß auf die ſeidene Spitze ihres meiſterhaft geformten Pariſer Schuhes zu drücken. Wie könnte ſie wohl jemals dieſen Kuß vergeſſen, da ich beinahe meine ganze Seele darin aushauchte! O nein! ſie denket mein gewiß, im Wachen wie im Traume. — Wie, wenn ich ihr zugleich ein Briefchen ſendete, oder gar — o, ich möchte mich küſſen für den herrlichen Gedanken — gar Verſe? ja, Verſe, und gereimte Verſe, die ſie entzücken ſollen! — So ſteh' ich denn am längſterſehnten Ziele, das mir die höchſte

Wonne bietet! — Da liegen sie vor mir, die sieben Amorspfeile, die das Thor des Paradieses mir öffnen sollen, zum eiligen Fluge bereit, um sieben jungfräuliche Herzen tödtlich zu verwunden. O du vor allen, du geliebter Siebender, dich will ich mit der Dichtkunst hohem Geist noch schärfen, damit du tief und sicher triffst dein auserwähltes Opfer. Ja, ich will grausam seyn, obschon mein Herz verblutet!"

Nach diesem Monologe klingelte er seinem Diener, um ohne Erbarmen mit Versendung der verwundenden Geschosse zu beginnen, und gleich dem aufgespannten Bogen, stand Andreas — zu Folge seines Sitzes auf dem Packbrete — mit gekrümmtem Rücken vor ihm, die langen Arme schlaff herabhängend, daß die äußersten Fingerspitzen seine Knie berührten, und schien, tief seufzend, in dieser Stellung die Auflegung des ersten Pfeiles zu erwarten. Als er aber diesen ersten Liebespfeil in Gestalt der ungebehrdigen Meerkatze — welche ebenfalls ohne Couvert sich frei in ihrem Käfiche bewegte — jetzt in den Händen seines Herrn dicht

vor sich erblickte, da schnellte noch vor Empfang der Ladung sein ganzer Körper in mehr als senkrechter Richtung zurück, und mit offenem Munde und verzerrter Miene seines gezeichneten Gesichts starrte er die Bringerin der bittern Schmerzen an, welche ihn mit einem durchdringenden Geschrei bewillkommte und ihn mit der vorgestreckten Pfote zu drohen schien. Endlich, als er sich so weit von seinem Schrekken erholt, daß er zu der Ueberzeugung gelangen konnte, jede Protestation sey hier unnütz, bat er nur noch wehmüthig um die Vergünstigung, sich mit Pelzhandschuhen versehen und die Mütze über die Ohren herabziehen zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. So gewaffnet, zum Ueberflusse noch den Kragen seines Rockes aufgekrämpt, um seine Wangen gegen jede feindliche Annäherung zu schützen, wanderte er ächzend mit dem Käfiche auf die Straße, daß nichts sein menschliches Antlitz verrieth, als seine kleinen grauen Augen, die zuweilen scheu und giftig nach der Pflegbefohlnen herüberblinzelten, welche sich jezt, da ihr jede Gelegenheit benommen war, ihre Ränke-

reien an ihm auszuüben, damit begnügte, durch ihr Geschrei und ihre seltene Fertigkeit im Gesichterschneiden die Augen der Vorübergehenden auf sich und ihren maskirten Träger zu lenken.

Der Commerzienrath aber schnitt sieben Federn, legte sieben Bogen holländisches Papier auf seinen Schreibtisch, welchen er noch ausserdem mit mehreren Vasen voll duftender Blumen belastete, ließ die Rouleaux herab, verschloß die Thür, nahm eine Prise Spaniol und schickte sich nach diesen Vorbereitungen mit seiner wichtigsten Miene zum Dichten an.

3.

Betty Murner war die einzige hinterlassene Tochter eines Steuerraths, welcher zufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt, von seinem Vermögen lebte, und da niemand, ungeachtet seines Titels, einen Rath von ihm be-

gehrte — deſſen Ertheilung ihm allerdings Mühe und Zeit gekoſtet haben würde, indem er ſich wenig um das Steuerweſen bekümmerte — ſo blieb ihm die Eintheilung ſeiner Lebenstage gänzlich ſelbſt überlaſſen. So wie faſt alle dergleichen Menſchen, welche den größten Theil ihrer Lebenszeit ſorglos im Schlafrocke zubringen, ſich eine Lieblingsbeſchäftigung als Remedium gegen die Langeweile erwählen, ſo hatte ſich auch der Steuerrath ein ganz artiges Steckenpferdchen zugelegt, das ihm oftmals unendliches Vergnügen gewährte. — Kanarienvögel, Dompfaffen, Zeiſige, Elſtern, Papageien, Hunde verſchiedener Gattung, Katzen von ſeltener Größe und Farbe, geſtalteten im ſonderbarſten Gemiſch ſeine Umgebungen, und gewährten ihm die trefflichſte Unterhaltung. Seinen Vögeln lehrte er die neueſten Melodien pfeifen und die witzigſten Einfälle ſprechen mit geläufiger Zunge, ſeine Hunde wurden in militairiſchen Exercitien und equilibriſtiſchen Künſten geübt, ſelbſt ſeinen Katzen hatte er einen Contretanz einſtudirt, den ſie auch, von ihrer eignen, abentheuerlichen Vocalmuſik be-

gleitet, geschickt genug ausführten. So gewährten ihm seine Zöglinge die abwechselndste Unterhaltung, und durch die immerwährende Beschäftigung mit ihnen hatte er sie alle so unendlich lieb gewonnen, daß ihm jedesmal beim Tode eines derselben die Thränen stromweise über die Wangen herabrollten. War es daher wohl zu verwundern, wenn seine Tochter Betty von ihrer Kindheit an die Lieblingsneigung ihres Vaters eingesogen und schon in ihrem zehnten Jahre sein Steckenpferdchen ebenfalls zu reiten begehrte? Ihrem Wunsche zu genügen, übergab er einige seiner gelehrigsten Schüler ihrer besondern Leitung, und bald sah sie ihre stets rege Sorgsamkeit, ihre mühevollen Anstrengungen als Lehrmeisterin mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Ihre eigene Erziehung überließ der Steuerrath — da der Tochter Geburt den Tod seiner Gattin veranlaßt hatte — einem alten Magister, seinem einzigen Hausfreunde, und einer alten Haushälterin, welche sich gemeinschaftlich nach Kräften bemühten, ihre Weisheitsschätze der kleinen Betty mitzutheilen. So wuchs sie zur Jung-

frau empor, zufrieden mit ihrem Wissen, das ihren Geist eben nicht allzusehr belastete, und hatte kürzlich bereits den vier und zwanzigsten Sommer erlebt, als ihr Vater an Altersschwäche, friedlich und sanft, mitten unter seinen geflügelten und vierfüßigen Lieblingsgeschöpfen verschied. Sein alter, treuer Pudel, der geschickteste seiner Zöglinge, erhob ein klägliches Gewinsel, als man seine Leiche zum Hause hinaustrug, und folgte Schritt vor Schritt, mit tief herabgesenktem Haupte, dem Trauerzuge. Selbst sein Papagei, der schon seit einigen Tagen seinen freundlichen Wärter vermißt, hatte sich von seiner Kette losgemacht, war unbeachtet bis ans offene Fenster gelangt, nahm im raschen Fluge seinen Weg zum Friedhofe, der nur wenige Schritte vom Hause entfernt lag und rief dort, zur allgemeinen Verwunderung der Leidtragenden, sein: „gute Nacht, Herr Steuerrath!“ dem Abgeschiedenen in die finstere Grube nach, welche Worte ihm der Selige in seinen letzten Lebenstagen erst noch einstudirt.

Betty lebte nun still und eingezogen, als alleinige Erbin eines ansehnlichen Vermögens und der hinterlassenen Menagerie, welcher sie sich nun seit dem Hinscheiden ihres Vaters fast gänzlich widmete. Nur zuweilen erhielt sie Besuch von einigen vertrauten Freundinnen, welche ihr die Nothwendigkeit zu heirathen mit so triftigen Gründen bewiesen, daß sie nicht umhin konnte, ihren Worten völligen Glauben beizumessen. Die Liebe war bisher ihrem Herzen fremd geblieben, denn in den wenigen Gesellschaften, die sie besuchte, traf sie wohl öfters mit jungen Männern zusammen, die ihr flüchtige Schmeicheleien sagten, doch hörte sie auch ihre leisen Spöttereien über ihre Lieblingsbeschäftigung, die sie gewöhnlich zum Gegenstand ihrer Unterhaltung wählte. Deshalb floh sie auch das ganze männliche Geschlecht als ein flatterhaftes, und erklärte es größtentheils unfähig zu einem befreundeten Umgange mit ihren Lieblingsgeschöpfen.

In einer dieser Gesellschaften war auch der Commerzienrath Schimmel zugegen, welcher sehr erfreut schien, ihre Bekanntschaft zu ma-

chen, sich fast ausschließlich nur mit ihr unterhielt, und mit einer Weitläufigkeit und Unerschöpflichkeit von seinem Kanarienvogel sprach, der den Nachtigallenschlag täuschend nachahmen sollte, daß ihm dafür ein hoher Grad ihres Wohlwollens zu Theil wurde, denn er erhielt, nachdem ihr Lieblingsthema zur Genüge abgehandelt war, die Erlaubniß, ihr seinen Besuch abstatten zu dürfen, um sich selbst von den seltnen Talenten ihrer Scholaren zu überzeugen. Der Commerzienrath benutzte diese Erlaubniß schon am andern Morgen, und konnte nicht Worte genug finden, seine Bewunderung über die gelehrigen Schüler und die gelehrte Lehrerin auszudrücken. Da er seine Besuche, so oft es der Anstand erlaubte, wiederholte, ihr auch ein Bologneserhündchen von seltner kleiner und sehr zarter Gestalt zum Präsent machte, von welchem er behauptete, daß es besondre Anlage zum Gesang besitze, so wurde nach und nach der Wunsch in ihrem Herzen rege, daß er sich geneigt fühlen möchte, sich ernstlicher um sie zu bewerben. Es schien, als sollte ihr Wunsch in Erfüllung gehen, denn bei seinem lezten Be-

ſuche, den er ihr vor ſeiner Abreiſe nach Leipzig abſtattete, hielt er eine feierliche Rede über den Eheſtand, gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er ſelbſt auf dem Punkte ſtehe, ſich zu verheirathen, daß er auch bereits ein Weſen gefunden, das ſein ganzes Herz mit Liebe erfüllt, wobei er ihr einige bedeutende Blicke zuwarf; doch, ſchloß er, muß ich die Wahl einer Gattin ganz dem Willen meines Schickſals überlaſſen. Betty verſtand ihn zwar nicht ganz, doch fühlte ſie ſich geneigt, ſein offnes Herzensbekenntniß auf ſich zu beziehen, und harrte daher von Täge zu Tage auf eine nähere Erklärung. Mehr als jemals beſchäftigte ſie ſich jetzt mit ihrem Bologneſer, und bemühte ſich ernſtlich, ſein geprieſenes Talent, welches bisher noch zu ſchlummern ſchien, aufzuwecken. Stundenlang ſaß ſie mit ihm auf dem Sopha, ſang ihm unermüdet die Scala vor, und wenn er dann unter ihren ſchmeichelnden Händen einige Töne von ſich gab, ſchien ſie entzückt, und gieng nun in ihrem Eifer, einen vortreffichen Sänger aus ihm zu bilden, ſogleich zu ganzen Melodien über. Doch obgleich ſie ihm

auch heute schon zu verschiednen Malen das einfache Liedchen: „Süßer, kleiner Gott der Liebe, lindre meines Herzens Pein u. s. w.“ vorgesungen hatte, so schien er doch nicht im geringsten aufgelegt, sich auch nur mit dem Treffen eines einzigen Tones bemühen zu wollen, sondern schüttelte gähnend sein weißes Lokkenköpfchen, streckte, sich dehnend, seine Pfötchen von sich, und hörte gelassen, mit halbgeschloßnem Auge, dem Gesange seiner Pflegerin zu, welche endlich, durch ein Geräusch im Vorsaal unterbrochen, ihre Lectionen für dieses Mal aufgab. Als sie die Thür öffnete, fuhr sie erschrocken zurück, denn wie ein unheimliches Nachtgespenst stand der vermummte Andreas auf der dunkeln Hausflur, mit weit hinausgestreckten Armen den Käfich mit der Meerkatze vor sich haltend, von Hunden und Katzen umgeben, welche den Einzug der neuangekommenen Pensionärin durch ein schauerliches Concert zu verherrlichen suchten. Nachdem Betty ihre Zöglinge zur Ruhe verwiesen, und die Schreckensgestalt näher betrachtet, gelangte auch der erstaunte Andreas nach und nach zur Besin-

nung, richtete eilig seinen Auftrag aus, setzte hastig den Käfich auf die Dielen, und entfernte sich schnell, mit scheuen Blicken auf die sonderbare Gesellschaft, welche ihn knurrend und schnurrend bis zur Thür begleitete.

Durch das Geschenk des Commerzienraths waren Betty's kühnste Wünsche übertroffen, denn von dem Besitze einer Meerkatze hatte sie — als von dem höchsten Gute, das sie jemals erlangen könnte — bisher nur zu träumen gewagt, da sie nie Gelegenheit gehabt, auch durch die höchsten Gebote ein solches Thier in ihr Institut einzuführen. Daher wurde jetzt auch plötzlich, durch die zarte Aufmerksamkeit ihres Freundes, der Liebesfunke, der für ihn in ihrem Herzen glimmte, zur vollen Flamme angefacht. Mit ungestümer Freude drückte sie den Käfich mit der Meerkatze und den Bologneser an ihren Busen, und rief entzückt: „Ja, mein einziger Freund, ich habe Dich verstanden! diese theuren Bürgen sprechen für Dich! Das Schicksal hat durch gleiche Neigung uns vereint, und ewig — ewig nenn' ich mich die Deine!"

6.

Selbstgefällig ihre Taille bewundernd, figurirte Julie Almer vor ihrem Spiegel, angethan mit dem Pariser Ballkleide, welches ihr der Commerzienrath erst vor wenig Minuten übersendet. Durch einige kühne Balletsprünge suchte sie ihre Freude über dieses ihr so theure Geschenk an den Tag zu legen, und wonneberauscht schien ihr Geist vom süßen Vorgefühle der, ihrer auf dem nächsten Balle mit Gewißheit harrenden Beifalls- und Bewunderungsbezeigungen der eleganten Männerwelt, welcher das Glück zu Theil werden sollte, sie in diesem Feengewande zu erblicken. Obgleich der Spiegel ihr liebster Freund war, so beschuldigte sie ihn doch seit geraumer Zeit der abscheulichsten Untreue, indem sie zu bemerken glaubte, daß der Wiederschein ihrer Gestalt täglich mehr und mehr an Anmuth verlöre, und sich zu einem farbenlosen, unscheinbaren Bildchen umgestal-

tete. Gerade jetzt aber, da sie durch den Glanz ihres kostbaren Gewandes den ihrer Person noch zu erhöhen strebte, glaubte sie es nur allein einer optischen Täuschung zuschreiben zu müssen, daß ihre Wangen, welche in ihrer Phantasie gleich kaum erschlossenen Rosenkelchen blühten, im Spiegel sich ganz anders, an Farbe und Fülle den längstverwelkten Lilien gleich, ihren trüben Blicken zeigten. Sie bemühte sich daher eifrig, durch leisen Hauch und sanftes Streicheln die sonst an ihrem ungetreuen Freunde gewohnte stete Bereitwilligkeit, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, ins Leben zurückzurufen; doch obgleich sie sogar, vermittelst eines seidnen Tuches, ihn mit den süßesten Liqueuren rieb und badete, so blieb er doch kalt gegen ihre Bitten, und zeigte ihr jetzt, mit dem schwärzesten Undanke für alle ihre Küsse und Liqueurspenden, ihre verblichne Gestalt nur noch mit grelleren Zügen im reinsten Lichte. — Das war zu viel. — Mit den bittersten Ausdrücken beschuldigte sie ihn des schändlichsten Betrugs, wandte sich mit tiefster Verachtung von ihm, und warf sich auf den Divan, mit Ausbietung

ihres ganzen Scharfsinns das unerklärbare Räthsel zu entziffern. Doch hätte es dazu freilich keines Scharfsinnes, sondern nur des flüchtigen Gebrauchs ihres vor Zeiten feurigen Augenpaares bedurft, denn die Auflösung des Räthsels befand sich, in Gestalt zweier an sich unscheinbarer Gegenstände, handgreiflich und in der schönsten Eintracht in ihrer Nähe. Wie ein feindseliges Ungethüm aus der Mährchenwelt, mit hundert Augen und Korallenarmen, voll heißer Gier, ein jugendliches Menschenleben qualvoll zu zerstören, lag ein sauber genähtes Schnürleibchen ihr zur Seite, und schien sie unaufhörlich einzuladen zur verderblichen Umarmung, um mit der Spannkraft seiner unzähligen stählernen und fischbeinernen Rippen den letzten Funken Lebenskraft in ihrem Busen zu erdrücken. Dicht dabei aber lagen müde und lebenssatt ein Paar zierliche Ballschuhe, welche seit der letzten Assemblee unbrauchbar, jetzt fern von rauschender, belebender Musik, in trüber Einsamkeit durch verschiedene kleine Oeffnungen ihren Geist auszuhauchen schienen. Die allzuzärtliche Vorliebe für diese beiden Gegenstände,

und der zu häufige Gebrauch derselben, waren die einzigen Ursachen des frühzeitigen Dahinwelkens ihrer Reize; doch war sie zu sehr von Eitelkeit und Tanzlust befangen, als daß sie jemals zur Erkenntniß ihres verderblichen Einflusses hätte gelangen können. Deshalb konnte sie auch jetzt, wie es ihr schon öfter ergangen, nicht zur Auflösung des ihr unerklärbaren Räthsels gelangen, beschloß daher voll Unmuth, den unhöflichen Spiegel hinfort gänzlich aus ihren Augen zu verbannen, einen gefälligern und gegen ihre Reize galantern im nächsten Laden auszusuchen, und verfügte sich, nachdem sie das Gallakleid wieder mit dem Negligé vertauscht, nach einem Nebenzimmer, um sich daselbst in das Studium neuer Modejournale zu vertiefen.

Doch sehr unangenehm fand sie sich hier durch das Eintreten ihrer Mutter gestört, welche mit kummervoller Miene und verweinten Augen, einen offnen Brief in der Hand, ihr entgegenwankte. Mit scheuen Blicken, fast furchtsam, nahm sie Platz neben der Tochter, und sprach zu ihr mit ungewisser Stimme:

„auch meine letzte Hoffnung ist gescheitert. Mein Bruder verweigert mir in den bestimmtesten, fast beleidigenden Ausdrücken gegen Deine Lebensweise, jeden Beistand. Ich habe keinen Freund mehr auf der Welt als ihn, ich bin ganz hülflos. — Durch seine Verweigerung des erbetenen Darlehns sind wir in die drängendste Verlegenheit gesetzt; mein ganzes Vermögen ist verpfändet, und uns bleibt nichts als die Gewißheit der drückendsten Armuth.“

„O, ich bitte Sie, schweigen Sie, liebe Mutter!“ entgegnete ihr Julie verdrießlich — „wie können Sie einer solchen malhonetten Idee den Eingang verstatten? Julie Almer und Armuth! das sind ja zwei Extreme, die sich niemals nähern dürfen, wie der Nord- und Südpol. Glauben Sie nicht, daß ich reich genug bin durch mich selbst? denn obgleich ich schon längst meine ächten Brillanten mit falschen vertauschte, blieb ich doch stets die Königin aller brillanten Zirkel. Mag mein dummer Spiegel mich auch täglich durch seine Täuschungen aufs empfindlichste kränken, so weiß ich doch gewiß, daß ich noch Reize genug be-

ſitze, um den reichſten aller meiner Anbeter als Gatten unauflöslich an mich zu feſſeln. Betrachten Sie dieſes unvergleichliche Pariſer Ballkleid, dieſen extrafeinen Mouſſelin, dieſe goldnen Blättchen, unten dieſe Bauſchen mit Goldſpitzen beſetzt; dazu das geköperte Leibchen und der Gürtel von demſelben Stoffe, welcher auf der linken Seite eine Reſilla bildet, und nun — ein Baret von ponceau Sammet mit Caſchemirblumen und einem Paradiesvogel! — Meinen Sie nicht, daß es nur dieſes Putzes bedarf, um alle meine Reize ins glänzendſte Licht zu ſetzen? — Der beſcheidene Geber ſoll fürſtlich belohnt werden. Im Rathe meines Herzens iſt ſein Glück beſchloſſen — ich habe mich genug an ſeiner Liebesqual geweidet, er ſey der Auserwählte, ſey mein Gatte!"

„Und darf ich um den Namen dieſes Auserwählten bitten?" fragte die zärtliche Mutter ſchüchtern.

„Den mögen Sie errathen," — erwiederte Julie leichtfertig — „wenn ich Ihnen ſage, daß er der geſchmackvollſte Elegant, der beſte, ausdauerndſte Tänzer in der ganzen Reſidenz

ist, wobei ihm seine niedliche Figur sehr zu Statten kommt. Meinen vollständigen Brautstaat habe ich bereits im Modejournale bezeichnet, es bedarf nur einiger geschickter Putzmacherinnen, ihn anzufertigen; dann bin ich zu jeder Stunde bereit, mit den grazienfesten Pas an der Hand des reichen Bräutigams zum Altar zu treten, worauf ein glänzender Ball mich für die langweilige Ceremonie genugsam entschädigen soll, und in einer rauschenden Galopade fliege ich mit meinem Schimmel in den Ehestand hinein, der all' sein Gold zu meinen Füssen legt."

„Also der Commerzienrath Schimmel" — fiel die Mutter ein — „die Wahl ist klug!" Doch leise flüsterte sie aus dem Grunde ihres Herzens: „der Himmel sey dem schwachen Männlein gnädig!"

7.

„Der Schlossermeister bringt so eben den großen Handegen, den er für das gnädige Fräu-

lein gefertigt hat; auch die Ketten zur Zugbrücke hat er bei sich" — berichtete der Gärtner seiner Gebieterin Adelheid von Freiwild.

„Willkommen, mein treuer Waffenschmidt!" — erwiederte diese, freudig nach der Thür eilend und dem im Vorsaale harrenden Schlosser kräftig die Hand schüttelnd; dann rief sie einem Mädchen zu: „kredenzt dem ehrsamen Meister einen vollen Humpen, auch etwas Imbiß holt herbei!" befahl dem Gärtner, ihr zu folgen, und eilte rasch die Stiegen hinab nach dem Garten.

Dieser war seit kurzer Zeit gänzlich umgewandelt worden, und glich jetzt einem Burghofe des zwölften Jahrhunderts. Ringsum war er von hohen Mauern umgeben und außerhalb derselben noch mit tiefen Graben versehen. In der Mitte erhob sich eine nach alterthümlichem Geschmacke erbaute Ritterburg in Duodez, von deren einzigem Thurme ein grün und gelbes Fähnlein wehte, und vor derselben verkündeten die neuaufgeführten Turnierschranken den ächten Rittersinn der Besitzerin. Auch eine Betkapelle, ein Ausfallpförtlein und ein unterirdi-

scher Gang waren nicht vergessen. Das Fräulein kam herbei, um die neuen Anlagen, die eben vollendet waren, in Augenschein zu nehmen, und mit Thränen in den Augen folgte ihr der alte Gärtner, der endlich, seine Wehmuth gewaltsam unterdrückend, zu reden begann:

„Ihr Werk ist nun vollendet, gnädiges Fräulein, und das meinige auch. Für mich giebt's hier nichts mehr zu thun, denn das Gras, das hier nun wachsen wird, das pflanzt und begießt der liebe Herr Gott selbst. Ich muß nun fort von hier, weit fort —" ein heftiger Thränenstrom erstickte seine Worte.

„Was soll das heißen, Just?" erwiederte ihm Adelheid, fast beleidigt — „glaubt Ihr, ich würde jemals den treuen Diener von mir lassen, der meinem Vater jahrelang gedient?"

„Was wär's auch mehr" — entgegnete Just gefaßter, sich die Augen trocknend — „haben doch das gnädige Fräulein die schönen Fruchtbäume, die der gnädige Herr Vater mit eigner Hand gepflanzt, auch aus dem fetten Boden, der ihnen Nahrung gab, herausreißen und ins

Feuer werfen lassen, daß mir das Herz blutete, wie ich die schönen, saftigen Reiser knistern hörte."

„Auf Eure weitere Versorgung ist bereits gedacht" — ward ihm zur Antwort — „als Schloßvoigt sollt Ihr diese Burg bewachen.—"

Doch kopfschüttelnd unterbrach sie der Gärtner: „um Gottes Willen nicht, mein Fräulein, da wollt' ich lieber meinen Bäumen in die Flammen folgen, als hier in dem unheimlichen, grauen Thurme wohnen, hier, wo sonst meine Hütte stand, wo mir beim ersten Sonnenstrahl die schöne Blumenflur in tausend bunten Farben entgegenlachte. Nein, nein, ich will diesen Boden nicht mehr betreten, denn mit dem Kies und Stein, der ihn jetzt deckt, ist auch der Segen, der aus ihm entsprossen, mit ewiger Nacht bedeckt. Ich gehe, gnädiges Fräulein, so weit mich meine Füße tragen. Dort wo die Säule steht, da stand ein hoher Strauch, der jährlich vier Maas schöne Lampertsnüsse trug — des gnädigen Herrn Vaters Lieblingsfrucht; von diesem Strauche hab' ich mir einen tüchtigen Stab geschnitten, der wird

mich stützen, wenn ich wanken sollte.“ Nach diesen Worten eilte er hinweg, sein Gesicht mit beiden Händen verhüllend, ohne auf seine ihm nachrufende Gebieterin zu achten.

Diese befand sich nun allein auf dem wüsten Platze, dem Davoneilenden verwundert nachblickend, denn sie konnte nicht begreifen, was ihn bewog, die angebotene Stelle auszuschlagen. Eine flüchtige Freude bemächtigte sich zwar ihrer, als sie jetzt mit sich allein ihr Werk betrachtete, in dem sie ein treffendes Bild der Vorzeit zu erblicken glaubte, doch eine qualenvolle Leere fühlte sie im Innern, als sie dieses Bild so kalt und todt erblickte. Der alte Gärtner war der letzte Diener, der bis zu dieser Stunde aus warmer Anhänglichkeit — da er ihrem verstorbenen Vater so manche Wohlthat verdankte — treu geblieben; als sie sich auch von diesem verlassen sah, schien es, als ob sie auf Augenblicke zur Erkenntniß ihrer Thorheit gelangen wollte, doch plötzlich, beim Anblicke der Turnierschranken, wachte die sonderbare Neigung für das rohe Alterthum in ihrem Busen wieder auf, und verdrängte daher

jene ernste Mahnung der Vernunft. Sie begnügte sich nicht allein damit, dies Bild der Vorzeit in Wirklichkeit vor ihren Augen aufgestellt zu sehen, sondern bemühte sich auch durch Worte und Handlungen, in sich selbst der Welt ein seltnes Exemplar eines ebenbürtigen Ritterfräuleins aufzustellen. Wie wenig ihr dabei ihre kleine, fast kugelrunde Figur zu Statten kam, beachtete sie nicht, sondern suchte sich stets alterthümlich herauszuputzen, und drohte ernstlich jedem Spötter mit einer Herausforderung auf Schwert und Lanze. Zu früh der Vormundschaft entgangen, hatte eine vernachlässigte Erziehung und das häufige Lesen der zahlreichen Rittergeschichten und Ritterschauspiele den Grund zu dieser seltsamen Neigung gelegt, der sie sich seit kurzer Zeit, mit Aufopferung ihres Vermögens, hingab. Doch fand sie sich zu ihrem größten Mißvergnügen dadurch einer immerwährenden Einsamkeit preisgegeben, denn ihre Freundinnen giengen furchtsam und mit eiligen Schritten an ihren so schauerlichen neuen Anlagen vorüber, ohne jemals den Wunsch zu hegen, wieder bei ihr einzusprechen. Selbst

ihre Dienerschaft hatte sie verlassen, da sich keiner dazu verstehen wollte, den schweren eisernen Panzer zu tragen, sich im Hofe herumzutummeln, oder jeden Ankommenden mit der Trompete vom Wartthurme zu verkündigen. Sie hielt daher die einzige Hoffnung fest, ein männliches Wesen zu finden, das mit gleicher Vorliebe für ihre Lieblingsidee begabt, sich geneigt fühle, die alte Ritterburg zugleich mit ihrem Herzen zu erobern, und diese beiden beneidenswerthen Güter mit ächt ritterlicher Tapferkeit gegen jeden feindlichen Angriff zu vertheidigen. Indem sie eben jetzt in ihren Gedanken die Liste sämmtlicher Männer ihrer Bekanntschaft durchgieng, und bei jedem derselben ein bedeutendes Aber hinzuzusetzen fand, verweilte sie tiefsinnend, als sie bereits zu Ende war, beim Commerzienrath Schimmel, welcher, da er kein Adelsdiplom aufzuweisen hatte, zuletzt aufgeführt wurde; doch als früherer treuer Hausgenosse war ihr derselbe stets ein willkommener Gesellschafter gewesen, indem sie sich mit ihm recht angenehm von den Fehden, Wegelagerungen, Vehmgerichten und Entführun-

gen des edlen Ritterthums unterhalten konnte.

„Dieser Schimmel“ — sprach sie zu sich selbst — „spricht so sinnig jene biedre Ritterspracht, singt Minnereimlein auch zum Lautenspiel, daß ich darob ihm schier nicht wenig hold geworden. — Doch seine zierliche Gestalt scheint für die schwere Rüstung nicht geschaffen —“

Da unterbrach sie der von ihr unbemerkt eingetretene Andreas, der, die Pappschachtel unterm Arme, ein lautes „Ah!“ von sich gab, die neuerbaute Veste anstarrte, und als das Fräulein sich freundlich zu ihm wendete, treuherzig fragte: „Was das alte Eulennest vorstellen solle?“ Doch als er den zürnenden Blick der Gestrengen bemerkte, richtete er in aller Demuth, ohne Antwort auf seine Frage zu erwarten, schnell seinen Auftrag aus.

„Ah! von Schimmel!“ rief Adelheid plötzlich erheitert.

„Ja, mit Verlaub, vom Herrn Commerzienrath Schimmel“ — verbesserte der treue Diener.

„Was treibt Dein Herr?“ fuhr das Fräulein fort.

„Was er so eigentlich treibt, weiß ich nun gerade nicht zu sagen; aber das weiß ich gewiß, er sitzt zu Hause am Schreibtische — er schreibt aber nicht“ — entgegnete Andreas.

„So eile!“ befahl ihm Adelheid — „und bring' ihm meinen Gruß und meinen Dank!“

„Will's ausrichten!“ erwiederte der Liebesbote, und gieng, immer hinter sich die ihm unerklärbaren Gegenstände voll Verwunderung anschauend.

Das Fräulein hatte indessen den Inhalt der Pappschachtel mit freudig blitzendem Auge gemustert. „Ja!“ rief sie laut — „Du sendest mir das Brautgewand, Du hast mein Herz gewonnen! Den Ritterschlag von meiner Hand sollst Du erhalten, wie unsre Herzen sollen unsre Namen sich vereinen — Freischimmel nenn' ich mich, und meine Veste — Schimmelsburg!“

8.

Im düstern Betzimmer saß mit gefalteten Händen Magdalena Beatini, gedankenlos umherblickend an den Wänden, welche mit Tapetengemälden, verschiedene Scenen aus der biblischen Geschichte vorstellend, bekleidet waren. Im Frühlinge ihres Lebens erschien sie in allen Gesellschaften als ein Flammen verbreitendes Meteor, in dessen Nähe sich mancher junge und alte Geck sein Herzchen gar gewaltig verbrannte. Doch schien es, als habe sie sich den Sonnenstrahlen dieses Frühlings, welcher ihr lächelnd jeden Lebensgenuß in Fülle spendete, zu sehr und leichtsinnig ausgesetzt, denn schon zu Anfange ihres Sommers hatten sie das zarte Roth ihrer Wangen hinweggenommen und das blendende Weiß ihrer Lilienhaut in widerliches Gelb verwandelt. Tiefe Furchen bezeichneten jetzt scharf und grell die Stellen in ihrem Antlitze, wo sonst die sanften Wellenlinien der Schönheit im reinsten Eben-

maße sich begegneten, und ein nieversiegender Thränenquell schien die leuchtenden Flammen ihres Auges auf ewig verlöscht zu haben. Mit dem Dahinschwinden ihrer Reize hatte sich die Zahl ihrer Verehrer bedeutend vermindert, ja gar bald erblickte sie sich gänzlich verlassen, und man erinnerte sich ihrer nur noch, wie man sich wohl zuweilen eines schönen Gemäldes erinnert, das man einst flüchtig bewundert. Auch war ihr bedeutendes Vermögen durch Verschwendung bis zu einer unbedeutenden Summe herabgeschmolzen, mit welcher sie sich nun in die Einsamkeit zurükzog, und hier die Worte des heiligen Hieronymus, welche er an die Wittwe Furia schreibt: „deine Lust an Edelsteinen und Kleidern verwandle in Liebe zum Gebet und zur heiligen Schrift —" auf das Strengste zu beherzigen schien.

Die einzige aller weiblichen Arbeiten, welche sie sich in früherer Zeit zu eigen gemacht, war die Stickerei, welcher sie sich jetzt in den Stunden zur Unterhaltung bediente, die weder dem Gebet, noch dem Lesen ihrer Erbauungsbücher gewidmet waren. Die Muster dazu

fertigte sie sich selbst, und zwar, ihrer jetzigen Bestimmung ganz angemessen, waren diese nur aus der biblischen Historie entlehnt. So hatte sie sich bereits einen vollständigen Bettüberzug gestickt, wovon die Bettdecke die Hochzeit zu Kanaan vorstellte, doch mit ihrem Haupte ruhte sie gewöhnlich des Nachts auf den auf dem Pfühl angebrachten fünf klugen Jungfrauen, welche das Oel nicht gespart, um den Bräutigam mit den brennenden Lampen zu empfangen. Die Bettvorhänge aber waren im buntesten Farbenspiel mit verschiedenen der eignen Phantasie entnommenen Ansichten des Paradieses ausgeschmückt. Dabei ließ es ihr Fleiß vor der Hand bewenden, und nachdem sie noch äußerst kunstreich auf ihrem Fußschemel den Versucher in Gestalt eines modischen Stutzers, doch mit unverkennbaren Pferdefüßen angebracht, den sie tagtäglich — geschah' es nun aus wirklich christlichem Unwillen, oder aus andern unbekannten Gründen — voll heimlichen Ingrimmes mit Füßen trat, verwies sie den Stickrahmen in den finsterſten Winkel ihrer Wohnung, und hieng nun unbeschäftigt

und ungestört ihren Gedanken nach. Der Inhalt ihrer stillen Betrachtungen war gewöhnlich die süße Erinnerung ihres vorigen Glanzes, den sie auch jetzt in ihrer düstern Zelle, von ernsten und geistlichen Gegenständen umgeben, nicht vergessen konnte. Ihren Leichtsinn bereute sie bitter, mit dem sie früher, nur für die Gegenwart lebend, manchen redlichen Freier kalt und herzlos zurückgewiesen, und so manchen Schmetterling ihrer Gunst gewürdigt, der sie beim Welken ihrer Jugendblüthe treulos verließ, um andere Blumen, die in ihrer Fülle Pracht ihm winkten, zu umflattern. Der vorigen Macht beraubt, durch ihre Reize ein Heer von Anbetern zu ihren Füßen zu versammeln, blieb ihr nur wenig Hoffnung übrig, das Ziel, nach dem sie jetzt strebte, zu erlangen, denn ihr feinersonnener Plan, die heirathslustige Männerschaar jetzt nur durch äußre Frömmigkeit und scheinbar tiefe Reue zu blenden, blieb, ob sie ihn gleich mit allem Pomp ausführte, doch ohne Erfolg — kein Freier schien es zu wagen, sie in der ernsten Gesellschaft mit ihren gemalten Heili-

gen durch einen weltlichen Antrag zu stören.

In dieser stummen Gesellschaft befand sie sich auch heute, als sie aus ihren Träumereien durch ein leises Klopfen an der Thür geweckt wurde. Nachdem sie geöffnet, trat ihr Andreas entgegen, der mit seines Herrn tiefstem Respect ein versiegeltes Paquet überreichte, und nach verrichtetem Auftrage sich furchtsam schnell entfernte, das Kreuz schlagend vor der langen hagern Gestalt im Nonnengewande. Magdalena war überrascht. Sie erinnerte sich, daß sie in ihrer Glanzperiode dem Commerzienrathe zuweilen ein Plätzchen an ihrer Toilette vergönnt, doch glaubte sie sich von ihm, so wie von andern seines Gleichen gänzlich vergessen. Das übersendete Paquet schien ihr ein Gegenbeweis, und hastig eröffnete sie es. Das Kniekissen fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit, und die feine Stickerei daran schien ihr besonders zu gefallen; doch war sie dessen bis jetzt noch nicht bedürftig gewesen, denn sie hatte sich ihrer Gebetübungen noch nie so eifrig beflissen, daß sie auch nur im mindesten ihren zarten Knieen

hätten nachtheilig werden können; aber deſſen ungeachtet ſchien ſie in der zärtlichen Fürſorge für ihr leibliches Wohl — welche doch offenbar aus dieſem Geſchenke hervorleuchtete — den heimlich glimmenden Liebesfunken, der für ſie in des Commerzienraths Herzen verborgen lag, deutlich zu erblicken, und fand ſich daher durch ſeine ſo fein eingeleitete Annäherung eben ſo überraſcht, als erfreut. Die Hoffnung, endlich doch noch in den ſichern Hafen einzulaufen, wo Hymenäus ihrem Herzen nicht allein nur Liebe, ſondern ihrer noch nicht erſtorbnen Sucht zu glänzen auch goldne Früchte bot, ſtieg plötzlich rieſengroß in ihrer Seele empor, und als ſie den Titel des beiliegenden Büchleins geleſen: „Neue Himmelsleiter ins Paradiesgärtlein“ — rief ſie entzückt: „der neuen Himmelsleiter nicht bedarf's, mit Dir ins Paradies zu wandern, nur Deiner Hand, mein blöder Freund!“

9.

In ihrem Garten wandelte Sylphilde, von Zähren feucht, mit Lesen eines Almanachs beschäftigt, den ein geschäftsloser Doctor medicinae unter dem Titel: „Taschenbuch zu geselligen Liebesklagen“ — der Lesewelt zum Besten gab. Der Verfasser ließ dieses erste seiner Geistesprodukte wohlweislich auf eigene Kosten drucken, und widmete es ausdrücklich nur empfindsamen Seelen, weshalb es auch, da dergleichen krankhafte Seelen — Dank sey es unserm jetzigen starken Zeitgeiste! — nur noch in sehr geringer Anzahl auf unserm Erdballe herumschweben, keinen Verleger und wenig Käufer fand, daher auch mit seinem ersten Jahrgange das Ende seiner Existenz erreichte. Doch Sylphilde, deren Namen als Pränumerantin oben an gedruckt war, fand darin so unendlich viel Anziehendes, daß sie sich seit seinem Erscheinen nur selten von ihm trennte, und sich so eben über die nachstehenden ersten

Strophen eines unendlich langen Gedichtes in tiefes Sinnen verlor:

Liebe iſt ein epidemiſch Fieber,
Seelenkrankheit, die am Körper nagt.
Aeskulap! bis in dein Ruheland hinüber
Rief ich um ein Mittel, wenn ſie mich geplagt.

Chinarinde ſcheint kraftloſe Medicin,
Und der Magnetismus ward umſonſt ergründet,
Kein Remedium liefert uns die Officin,
Selbſt die Homöopathie hat keins verkündet. —

„Wie, wär's möglich?“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt. „Die Liebe, ein epidemiſches Fieber? eine Seelenkrankheit, die am Körper nagt? — Seit meinem zwölften Jahre ſchon fühlt' ich ein ſolches unnennbares Nagen und wußt' es niemals mir zu nennen, jetzt wird mir klar, es war der Liebesſchmerz. Doch Seelenkrankheit — Fieber? — Ja, beim urewigen Weſen! wie eiſige Waſſertropfen rieſelt's fieberhaft durch die geheimſten Kabinete meines Herzens, denk' ich an meinen unbeholfenen Freier Kilian. Doch flackert hoch in meines Buſens Heiligthume die Flamme, die mit Liebesglu-

then mich durchhaucht, für ihn, den sanften, süßen Jüngling, der gleich dem Liebesgotte, seinen Feuergeist in zarter Hülle birgt. — Dich oder Keinen! flüstert mir ein unnennbares Sehnen zu. — Dich hat die holde Zauberin Natur ganz nach dem Ideal gebildet, das meiner Seele süßes Traumgebilde im bleichen Mondscheinglanze mir gezeigt, und nur dein Name, der prosaisch, fast widerwärtig anklingt in meines Herzens zartem Saitenspiele, hat mich bisher von Dir zurückgeschreckt. — Wag' ich's, ihn auszusprechen, ohne meine Nerven schmerzlich zu verwunden? — Ich will's versuchen! leise flüsternd soll mein Hauch ihn tragen, bis dort hinüber, wo der rosige Wolkenschaum im glühenden Flammenmeere des Abendroths entschwindet. — Geliebter Schimmel! — Ha, welch' süße Lust! es ist geschehn, ich hab es ausgesprochen! und lieblicher, als ich mir je gedacht, klingt mir der Name wieder, die Nerven schweigen und die Flamme lodert — doch seh ich recht? mit flüchtigen Schritten eilt Jenny auf mich zu. —"

Jenny, das niedliche Kammerzöfchen, kam mit einem großen, hochzeitsbittermäßigen Bouquet herbeigesprungen und meldete, daß Herr Kilian Wassermann um die Erlaubniß bitte, aufwarten zu dürfen, und ihr wie gewöhnlich befohlen habe — nach Art der Gesandten vor der Audienz — diesen mächtigen Tulpenstrauß ihrer Gebieterin zu Füssen zu legen.

Dieser Herr Kilian Wassermann war der wohlbeleibte Sohn eines verschuldeten Gutsbesitzers und Bierbrauers, der es sich, Trotz seines Phlegma's, gar sehr angelegen seyn ließ, des Fräuleins Herz — nach seines Vaters Wunsche aber vorzüglich — ihr bedeutendes Vermögen zu erobern, und beides sich durch einen kühnen Sprung in den heiligen Ehestand zu versichern.

„O, schick' ihn fort, den plumpen Wassermann!" entgegnete Sylphilde der auf Antwort harrenden Jenny — „wie wär' es ihm wohl möglich, mit Anstand aufzuwarten! O schick' ihn fort, daß meine Augen nicht erblinden beim Anblicke der ungeregelten Formen sei-

nes bäurischen Antlitzes. — Mein Herz sehnt sich nach einem rein ätherischen Wesen, das mit der ganzen Seelenliebesgluth mich sanft umfängt, mit einem leisen Hauche seinen Geist in meinen taucht, und so vereint mit mir ins blühende Frühlingsland der Seligen hinüberschwebt."

„Gütiger Himmel, steh' mir bei! das ist der alte Paroxismus wieder" — seufzte Jenny leise, wagte es jedoch lächelnd zu erwiedern, daß Herr Kilian sich diesmal wohl schwerlich würde abweisen lassen, indem er sie mit feierlichem Ernste gebeten, bei Ueberreichung des Straußes ja zu bemerken — daß dies die letzten Tulpen wären, die er für das Fräulein abgerissen, indem morgen mit dem Frühesten alle Blumenbeete umgegraben würden, um ein Malzhaus an deren Stelle aufzubauen. Auch käme er dießmal nur, um kurzen Bescheid von Ihnen zu holen; er hoffte, Sie würden ihm heute etwas zu sagen haben, wegen seines letzten Heirathsantrages, damit er sich danach zu richten wisse. —

„Quoi? parler ainsi?“ rief Sylphilde unwillig aus — „non, Monsieur, je n'ai rien à vous dire. — Il est paysan — brasseur — pauvre en esprit!“ fuhr sie heftiger fort, und eine leichte Zornröthe färbte ihre bleichen Wangen, als sie sich erschöpft auf eine Moosbank niederließ. Jenny, welche wohl wußte, daß es ein Zeichen des höchsten Zornes, und zugleich ein sicherer Vorbote einer nahen Ohnmacht war, wenn ihre Gebieterin anfing französisch zu sprechen, eilte ihr zu Hülfe — doch zu spät, schon lag sie mit geschlossenen Augen, regungslos. Endlich gelang es den eifrigen Bemühungen der beängstigten Zose, sie ins Leben zurückzubringen und mit leiser Stimme rief sie aus: „Ah mon Dieu! je n'en puis plus! — Eau de mille fleurs! — Geh, sag' dem zudringlichen Freier, ich ließe ihm andeuten, sich nie mehr in meinen Gesichtskreis zu verirren — je crains de le voir!“

Indem Jenny mit diesem Bescheid zum harrenden Tulpenspender eilte, schien in Sylphildens Busen sich der Sturm zu legen, ihre gereizten Nerven begaben sich in sanften

Schwingungen zur Ruhe, und ein leises Zittern war nur noch an ihr bemerkbar. Nachlässig auf die Moosbank hingegossen, mit halbgeschlossenen, thränenden Augen, blickte sie wehmüthig den am Horizont vorüberschwebenden Wolken nach. „So folgt unaufhaltsam ein Zeitraum dem andern —“ seufzte sie mit weicher Stimme — „und keiner von den neuerwachten, jugendlichen Sonnenstrahlen, die der nächsten Zukunft Lebensbilder mit goldenem Glanz erleuchten, bringt mir das süße Zauberbild des längstersehnten Freundes im ostentwichnen Rosenschimmer und der schönsten Wirklichkeit entgegen.“

Eine Thräne nach der andern rollte langsam über ihre Wangen herab, und von empfindsamen Träumen fest umschlungen, schien ihr Geist der Welt entschwunden. Da kam Jenny herbei und meldete, daß Herr Wassermann über die plötzliche Verweisung aus dem Gesichtskreise des Fräuleins vor Bestürzung den Hut aus der Hand verloren, sich aber bald wieder gefaßt, die verborgen gehaltene Tabakspfeife angezündet, und rauchend und

murrend sich zu geneigtem Andenken empfohlen.

„So laß ihn ziehen!“ erwiederte Sylphilde — „er wurde zur zarten Minne nicht geboren; sein Geist ist rauh und finster und gleicht dem widerlichen Tabaksrauche, der ewig ihn umgiebt. — Laß mich allein, ich will beim duftig lauen Zephyrsäuseln sinnig träumen.“

Jenny wollte sich entfernen, doch kaum war sie einige Schritte gegangen, als sie ganz leise den Befehl erhielt zurückzubleiben. Sie kehrte um und mit feuchtem Auge blickte Sylphilde schmerzlich lächelnd vor sich hinaus ins nebelumschleierte Blau des westlichen Horizontes, ergriff ernst und feierlich Jennys Hand und deutete schweigend mit dem Finger auf ein Etwas, das kaum sichtbar, in den Abendlüften spielend, sich bewegte. „Hörst Du nicht jener Mücke langgedehnte Seufzer?“ hub sie nach einer langen Pause an — „klagend, wie Liebesschmerz, tönt ihr ängstliches Schwirren durch die schweigende Natur, und deutet Sehnsucht nach dem Gatten ihrer Wahl. O, sey

willkommen mir! Dein klagend Minnelied ergreift mich tief und hat mich dir befreundet; laß uns vereint den tiefen Schmerz in sanfter Melodie den Fittigen der blumenduftigen Dämmerlüfte anvertrauen, sie so gewürzt zu tragen an des Geliebten hörendes Organ!"

Länger vermochte es Jenny nicht zu ertragen, sie machte sich ängstlich los und eilte aus dem Garten, ohne daß ihre Gebieterin ihr Entweichen bemerkte, welche eben eifrig bemüht war, das melancholische Schwirren der Mücke nachzuahmen. Vielleicht würde sie es darin zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht haben, wenn sie nicht ziemlich prosaisch vom Liebesboten Andreas unterbrochen worden wäre.

Lange stand dieser und starrte mit großen Augen das schwirrende Fräulein an, doch endlich brach er in ein unbändiges Gelächter aus.

Unwillig wendete sich Sylphilde zu ihm und rief: „wer unterbricht mich hier im süßen Minnesang?"

„Ich, gnädiges Fräulein, mit Verlaub!" erwiederte Andreas, den Hut ziehend und sein

Gesicht in ernste Falten legend, überreichte zugleich — indem er sich gewaltsam bemühte nicht von neuem loszuplatzen — mit Empfehlungen seines Herrn ein Paquet und wollte sich entfernen. Doch gütig hielt ihn Sylphilde zurück, der Name des Commerzienraths hatte schnell ihren Unmuth zerstreut. Sie löste das Paquet, nahm den Flacon und den sauber gebundenen Roman heraus und las dessen Titel, wobei ihr Auge — was sehr selten geschah — von einem sanften Feuer erglänzte.

„Er dachte mein auch in der Ferne, der süße, herrliche Jüngling!“ flüsterte sie leise — „o glückliche Sylphilde!“ Indem sie gehen wollte, erblickte sie Andreas, der auf weitere Befehle — oder auf ein Trinkgeld wartend, in ihrer Nähe stand, und rief ihm freudig zu: „Ich will Dich königlich belohnen, treuer Bote! ich schenke Dir ein Liebespfand, mit dem Entschlusse ewiger Entsagung. Hier nimm die Blumen, feierlich schenk' ich sie Dir, denn nicht mein Herz hängt mehr an ihnen. — Jetzt, Wassermann, auf ewig lebe wohl! denn Schimmel, Dir gehört mein Geist, Dir mei-

nes Innern liebeschmelzende Empfindung!“ — Mit diesen Worten nahm sie das Tulpenbouquet vom Boden auf, welches vorhin Jenny, nach buchstäblicher Erfüllung der Bitte Kilians, zu ihren Füssen gelegt, schob es dem versteinerten Liebesboten unter den Arm, schwirrte noch zärtlicher als zuvor ihre Mückenmelodie und verschwand in den düstern Schatten eines Laubenganges.

„Gott steh' mir bei! das ist keine menschliche Person“ — sprach Andreas kopfschüttelnd zu sich selbst, als er sich von seinem Erstaunen erholt. — „Also das ist eine königliche Belohnung?“ fuhr er fort, den Blumenstrauß von allen Seiten betrachtend — „dafür bekomm' ich keinen Groschen, solch Zeug wächst jetzt in allen Gärten. Ach, was — ich habe mir in meinem Leben noch von keinem Frauenzimmer dergleichen schenken lassen, am allerwenigsten ein Liebespfand — sie mag's behalten!“

Damit legte er brummend das Bouquet auf die Moosbank, und gieng zum Garten hinaus.

10.

„Ach, lassen Sie mich doch ja nächstens heirathen!“ sprach seufzend die achtzehnjährige Johanna Kohl zu ihrer alten Tante, Brigitta Zähe. — „Denn mein seliger Vater sprach immer, ich würde nicht eher klug, als bis ich einen Mann bekäme.“

„Was! heirathen?“ — entgegnete diese — „das hat noch Zeit; Du hast Geld, und mit Geld bekommt man in der Residenz alle Tage einen Mann.“

„So? also hier in der Stadt kann man die Männer kaufen?“ erwiederte Johanna verwundert — „das ist bei uns auf dem Dorfe nicht Mode.“

„Albernes Mädchen! was weißt Du von der Mode in der Stadt; hier kauft der Mann seine Frau, die Frau ihren Mann für Geld, und beide verkaufen sich wieder nach ihrem Gefallen an Andre — für Geld. Doch zum Glück

ist diese barbarische Mode noch nicht allgemein geworden, sondern wird nur in einzelnen Fällen nachgeahmt.“ Hierauf befahl ihr die mürrische Tante, fleißig zu spinnen, und ihr nur allein die Sorge für ihr künftiges Wohl zu überlassen.

Johanna gehorchte tiefseufzend. — Sie war die Tochter eines verstorbenen reichen Pächters, der sie unbekümmert unter seinen Gänsen, Hühnern und Lämmern aufwachsen ließ. Nach seinem Tode aber nahm sie ihre Tante zu sich, um ihr die große Kunst beizubringen, Groschen in Thaler zu verwandeln. Da sie überhaupt zu keiner Kunst Talente zu besitzen schien, so gieng es auch mit Erlernung dieser ersprießlichen Kunst nur sehr langsam von Statten; denn sie kannte den Werth des Geldes noch nicht und hieng lieber in ihrem kindischen Sinne andern Ideen nach, die sie mehr unterhielten als Rechnen und Zählen.

So war es ihr auch seit kurzer Zeit in den Sinn gekommen, zu heirathen, und so oft sie sich im Garten befand und einen Mann vorbeigehen sah — gleichviel, ob jung oder al-

hübsch oder häßlich — pflückte sie schnell ein Gänseblümchen, und zählte eifrig an den Blättern ab: „bekommst du ihn? bekommst du ihn nicht?“

So waren ihr schon auf diese Weise mehr als funfzig Männer zu Gatten bestimmt worden, ohne daß es auch nur einem einzigen einfiel, sich um ihre Hand zu bewerben. Das war ihr sehr verdrießlich, und eben wollte sie ihre Tante wieder um die Erlaubniß bitten, nach dem Garten gehen zu dürfen, in der Hoffnung, durch ihr Spiel doch endlich einmal auf den Rechten zu treffen, als Andreas eintrat und des Commerzienraths Meßgeschenk überreichte. Nachdem er sich wieder entfernt, zog sie die goldne Uhr aus dem Futteral hervor, betrachtete sie von allen Seiten und legte sie gleichgültig auf den Tisch, indem sie bemerkte, daß man ja daran die Zeit nicht sehen könne. — Doch ihre Tante, die geschickter mit dergleichen Sachen umzugehen wußte, drückte an der Feder, die goldne Kapsel sprang auf und Johanna blickte jetzt mit unverwandtem Auge auf das saubergearbeitete Zifferblatt.

„O, sehen Sie einmal, liebe Tante“ — hub sie endlich an — „die Uhr zeigt gerade auf drei Viertel auf zwölf, und mir ist ganz so zu Muthe, als ob's bei mir auch drei Viertel auf zwölf geschlagen hätte. — Nun werd' ich wohl keinen Mann mehr bekommen!“

„Still, still, mein Kind!“ fiel ihr die Tante ein, mit einer geheimnißvollen, lächelnden Miene das Geschenk betrachtend. Der Commerzienrath stattete ihr in Geldgeschäften öfters seine Besuche ab, wobei er nicht ermangelte, sich sehr artig mit ihrem Nichtchen zu unterhalten. Deshalb schien ihr auch plötzlich ein Licht aufzugehen, und nichts gewisser, als daß er sich nächstens förmlich um Johannens Hand bewerben würde, wogegen sie auch nicht das Mindeste einzuwenden hatte, denn er war ein reicher Mann.

„Das hat etwas zu bedeuten“ — fuhr sie fort — „der Commerzienrath hat seine Absichten —“

„Will er mich etwa heirathen?“ unterbrach sie Johanna schnell.

„Das kann man so eigentlich nicht mit Gewißheit bestimmen“ — erwiederte die alte Tante bedächtig — „übrigens müßt ihr doch auch erst bekannter mit einander werden —“

Doch Johanna ließ sie nicht mehr zu Worte kommen. Ausgelassen umherhüpfend, plapperte sie mit geläufiger Zunge: „O, den kenn' ich schon lange, ich habe ja gewiß schon sechs Mal mit ihm gesprochen. Es ist doch das kleine Männchen mit dem blonden Lockenperückchen, das immer so viele schnurrige Geschichtchen zu erzählen weiß? — Ja, er soll nur kommen, den heirath' ich auf der Stelle, eh's noch zwölf schlägt; denn es wird doch nun nachgerade Zeit, liebes Tantchen, daß ich auch einmal klug werde!“

11.

Auch Auguste Thalen hatte so eben in Gegenwart ihrer Schwester Florentine des Commerzienraths zärtliche Verse, nebst Laute und

Spitzenschleier erhalten; doch weit entfernt, gleich den übrigen sechs auserwählten Jungfrauen durch diese Annäherung des kleinen galanten Mannes eine innere Regung für ihn zu empfinden, oder wohl gar seinen Wünschen entgegen zu kommen, ergoß sich vielmehr ihre immer rege Laune in den muthwilligsten Scherzen über den ihr zugesandten Liebespfeil, der, sein Ziel verfehlend, an ihrem bereits getroffnen Herzen vorüberschwirrte, und als ein Gegenstand des Spottes, unbeachtet vor ihr liegen blieb. Eine Unterredung mit dem Commerzienrathe schien ihr nothwendig, in welcher sie eine Neigung für ihn verrathen mußte, die ihrem Herzen fremd war, denn List und Verstellung waren die einzigen Waffen, mit welchen er befehdet werden konnte; doch war sie noch unentschlossen, sich dazu zu verstehen, als sich Florentine freiwillig erbot, ihre Rolle zu übernehmen und den Commerzienrath zu bewegen, seinem Neffen völlige, unbeschränkte Willensfreiheit zu gewähren, und alle auf dessen Selbstständigkeit Bezug habende Papiere unverzüglich auszuliefern.

„Das wäre ein Meisterstück!“ — entgegnete ihr Auguste. — „Wenn Du das zu Stande brächtest, würde ich mich lebenslänglich vor Deinem Witze mit gebührendem Respecte beugen, und als Thaliens erste Priesterin Dich hoch verehren.“

„Schwesterchen, Du stellst den Preiß zu hoch!“ — erwiederte Florentine. — „Ich fühle mich schon reich belohnt, wenn ich mich weiden darf im stillen Anschauen Deines Glückes. Mein Plänchen ist bereits geordnet und alle Liebesgötter will ich beschwören, ihren Segen mild herabzuträufeln, sein Gelingen zu befördern. — Jetzt schreibe mit dem Ausdruck still verborgner Liebe ein zärtliches Billet, worin Du dem schmachtenden Friedensstörer zu einem Rendez-vous noch heute in unserm Garten die Erlaubniß giebst. Dies sende ihm sogleich; er wird nicht säumen, zu erscheinen. Den Schleier und die Laute laß mir hier. Sein eignes Geschoß in meiner Hand soll jetzt ein Werkzeug werden, ihn zu täuschen. — Nun, was soll der fragende Blick? vertraust Du mir nicht ganz?“

„Wie mir selbst, meine gute Florentine,“ — antwortete Auguste, sie zärtlich umschlingend — „doch bedenke auch, daß ein Mißlingen Deines Planes vielleicht die letzte Hoffnung raubt, und unrettbar vom schönen Ziele uns entfernt. Auch scheint der heutige Tag mir nicht passend — Du weißt, daß die Präsidentin uns heute zum Balle geladen, wir haben zugesagt, und müssen dort erscheinen.“

„Ich handle ja für Dein Lebensglück“ — versetzte Florentine ernster — „glaube mir, ich habe alles reiflich überlegt. Verfüge Dich jetzt wohlgemuth mit unsrer guten Mutter und Frölich auf den Ball, eine Unpäßlichkeit wird mich dort leicht entschuldigen. Mir laß hier freien Spielraum, vielleicht kann ich bei Deiner Wiederkehr Dich mit der freudigsten Botschaft empfangen.“

„Nun wohlan!“ erwiederte Auguste — „ich füge mich in Alles, ich vertraue Deiner Klugheit, wie Deiner Vorsicht, und eile, das Billet zu schreiben, damit es bald in seine Hände kommt.“

Sie gieng nach ihrem Zimmer, und in demselben Augenblicke fuhr ein Wagen vor, aus welchem Frölich sprang, um die Damen zum Balle abzuholen. Er fand Florentine allein, welche ihm sogleich mit dem jüngsten Ausbruch von des Commerzienraths Dichterphantasie entgegen kam.

„Hören Sie, was der böse Feind an die Geliebte Ihres Herzens schreibt, um sie in seinen Liebesnetzen zu fangen," — rief sie ihm entgegen und las mit pathetischer Declamation folgende Strophen:

„Selig als beim Morgenschein
Ich die erste Rose pflückte,
Meiner Göttin sie zu weihn,
Die der Erde mich entrückte,
Dankesblicke, Glutgeschoß
Tief in meine Seele bohrte,
Dir in Feuer sich ergoß,
Daß mein Herz im Busen schwirrte."

„Selbst in Leipzigs Mägdekammer
Stand Dein Bild vor meinem Blick.
Seufzend rief ich: „Armer Schimmer!"
Und es trieb mich schnell zurück.

Laß Dein Aug' durch diesen Schleier
Scheumisch mir entgegen winken,
Laß beim Silberklang der Leier
Mich zu Deinen Füßen sinken!"

„Nun, wie wird Ihnen?" wendete sie sich zu Frölich, als sie geendet.

„Wahrlich, nicht wohl!" entgegnete ihr dieser — „denn ich ersehe aus diesen Versen, daß mein armer Oheim wirklich bis zum Wahnsinn verliebt ist, und es scheint mir fast unmöglich, eine Fehde mit ihm zu beginnen, ohne meine Fesseln selbst noch fester zu verschlingen, wenn er meine Mitwirkung erräth."

„Kleinmüthiger!" fiel Florentine ein — „verzagte Kämpfer haben nie ein Glück erkämpft. Ich trete jetzt mit Ihrem Oheim in die Schranken. Ich will die Sklavenfesseln lösen, die Sie binden. Forschen Sie nicht weiter —"

Da trat Auguste ein, überreichte ihrer Schwester das Billet, welche alle Fragen Frölichs unbeantwortet ließ, beide nach der Thür drängte, und eilig den Diener beorderte, das Billet an seine Behörde zu bringen.

12.

An Geist und Körper ermattet, lag der Commerzienrath ausgestreckt in seinem Lehnsessel, den Kopf, der noch glühte von der Anstrengung des anhaltenden Denkens, auf seine Rechte gestützt. Vor ihm auf seinem Schreibtische lagen die sieben Briefbogen, belastet mit langen und kurzen Gedichten im verschiedensten Versmaaße, bunt durcheinander gestreut, welche jedoch größtentheils, wie es schien, kurz nach ihrer Geburt mit gewaltigen Strichen wieder vernichtet worden waren. Auch die sieben Federn lagen, theils abgestumpft, theils zerbissen, daneben, und ihre mitleidenswerthe Gestalt zeugte laut wider die bis zum Wahnsinn gesteigerte Begeisterung ihres tyrannischen Führers. Dieser schien wirklich einer langen Erholung zu bedürfen, denn im Zustande gänzlicher Abspannung aller Kräfte lag er bereits schon seit diesem Mittag in Träumen versunken, ohne durch einen Laut oder eine Be-

wegung Leben und Bewußtseyn zu verrathen.

Schon zum vierten Male steckte Andreas leise den Kopf zur Thür herein, um seinen Herrn, welcher ebenfalls zum Balle bei der Präsidentin eingeladen war, beim Ankleiden zu bedienen; doch wollte er sich eben wieder zurückziehen, da er, wie früher, seinen Gebieter noch immer in tiefen Schlaf versunken glaubte, als dieser wirklich wie ein Erwachender sich emporrichtete, und mit weitoffnen, starren Augen ihm entgegenschritt.

„Bist Du es wirklich, hehres Himmelsbild, das in der abendlichen Dämmerung mir entgegenschwebt?“ — rief er begeistert aus, und war eben bereit, mit ausgebreiteten Armen seinen Diener zu umfangen, als dieser, ihm entschlüpfend, sich hinter einen Stuhl retirirte, und durch ein fürchterliches Angstgeschrei seine Täuschung störte.

Der Commerzienrath rieb sich die Augen, schoß finstre Blicke auf Andreas, bemühte sich, seine verlornen Sinne aufzusammeln, und als dieser, noch in furchtsamer Stellung, ihn an

den Ball erinnerte, riß er plötzlich den Schlafrock vom Leibe, schleuderte die seidnen Pantoffeln in verschiedne Winkel, und befahl, eilig seine Kleider zu bringen.

Andreas brachte diese schnell herbei, zugleich auch ein Billet, welches im Vorzimmer abgegeben worden war.

Hastig erbrach es der Commerzienrath, und sichtbar verklärte sich sein trüber Blick, ein leises Zucken seiner Mundwinkel verkündete die freudige Bewegung, die er beim Lesen empfand. Ein glühendes Roth erglänzte nach und nach auf Stirn und Wangen, und im Ueberwallen seines Entzückens schloß er jetzt wirklich seinen Diener fest in seine Arme, der wieder laut aufschreiend die ganze Garderobe, welche er säuberlich auf seinem Arme trug, zu Boden fallen ließ. Doch Schimmel, weit entfernt, in diesem seligen Augenblicke zu zürnen, raffte selbst die Kleider auf. Ehe zehn Minuten vergiengen, stand er schon völlig angekleidet vor dem Spiegel, steckte mit zitternder Hand die brillantne Busennadel in den Jabot und stürzte, ohne den harrenden Wagen zu benutzen,

den er in der Eilfertigkeit nicht einmal bemerkte, aus seiner Hausthür nach Augustens Wohnung, ihrer zuvorkommenden Einladung zu Folge sich einzustellen zum längsterschnten Rendezvous.

Auf dem ziemlich weiten Wege bis zu ihr schwamm sein Herz im Vorgefühle der Wonne, die seiner in den nächsten Augenblicken harren würde, wie er sicher glaubte. — „Ja, Auguste!“ — rief er aus — „Du bist die Göttin, die der Himmelswagen auf seinen sieben brillantnen Rädern mir entgegenführt. Du warst von meinem schützenden Gestirne mir längst bestimmt. Des Astrologen Weissagung hat sich bewährt — um sieben Jungfrauen hab' ich geworben, und doch nur eine giebt mir den unleugbaren Beweis der zarten Liebe. — Dank, edler Steinbock heißen Dank ruf' ich Dir zu, hinüber in die graue Ewigkeit! und all' ihr freundlichen Gestirne, die ihr meinem Lebenslauf den Pfad bezeichnet, seyd gepriesen, bis mein letzter Hauch entflieht!“

Unter diesem und ähnlichen Selbstgesprächen war er bis zur Thür des Gartens gelangt,

welcher, mit einer hohen Mauer versehen, das Haus der Räthin Thalen von den nachbarlichen Gebäuden trennte. Die Thür war offen, und mit klopfendem Herzen trat er ein. Tiefe Stille herrschte rings umher, nur das Flüstern in den Blüthenzweigen, die ein sanfter Abendwind bewegte, drang zu seinem Ohr, und so sehr er seine Schritte beflügelt auf den belebten Straßen, desto langsamer und leiser schlich er jetzt die Gänge des einsamen Gartens hinab. Das Schweigen rings umher, die hohen grünen Hecken, die dunklen Taxusgebüsche, zwischen welchen hier und da — wie drohende Geister, dem Grabe erstanden — einzelne Marmorgebilde hervorschimmerten, erfüllten ihn mit einem unheimlichen Schauer, und erschrocken fuhr er plötzlich zurück, als er jetzt um eine Ecke bog und die Statue des Momus mit widerlichem Lächeln zu ihm herniederblickte, drohend mit erhobnem Finger. Schnell zog er unwillkührlich seinen Hut und mit einer höflichen Verbeugung gieng er weiter bis zu einer dunkeln Laube, vor welcher zur Rechten die Statue des Harpokrates, zur Linken die des

Cupido, mit Pfeil und Bogen, aufgestellt war. Ein blendend weißes Gewand schimmerte ihm durch die Dämmerung entgegen, er trat näher, und erblickte, ruhend auf Polstern, eine junonische Gestalt, deren Antlitz ein neidischer Schleier verhüllte. Wie konnte er länger zweifeln? es war Auguste, die hier seiner harrte, und schon verwünschte er den Einfall seines Neffen, einen Schleier für sie auszuwählen, der ihm jetzt in der seligsten Stunde seines Lebens den süßen Genuß entzog, in ihr liebespendendes Auge zu schauen. Aufmerksam durch das Geräusch, erhob sie sich, und gieng ihm freundlich entgegen; er aber, voll Entzücken, bedeckte ihre Hand mit unzähligen Küssen, sank zu ihren Füßen und lispelte mit angstbeklommner Stimme zu ihr hinauf: „Was darf der arme Schimmel für seine heiße Liebe hoffen?“

„Eh' ich Ihnen diese Frage beantworten kann,“ — flüsterte ihm die Verschleierte leise zu — „muß ich Sie mit einem Verhältnisse bekannt machen, das mit meinen eignen Wünschen unablöslich in Verbindung steht. Meine

einzige und theuerste Freundin liebt ihren Neffen innig, und wird mit gleicher Zärtlichkeit von ihm geliebt. Doch Sie wissen, daß er noch unter Ihrer Vormundschaft steht und ohne Ihre Einwilligung und die Auslieferung seines Vermögens keine feste Verbindung schliessen kann. Ein Gelübde bindet mich an meine Freundin, nicht eher nach dem Ziele meines Glückes zu ringen — und wäre mir es auch noch so nahe — bis alle Hindernisse beseitigt sind, die feindlich ihren Wünschen sich entgegenstellen. Daher kann nur an einem Tage, und vereint mit ihr, der Priestersegen unsere Verbindungen weihen. Liegt Ihrem Herzen mein Glück so nahe, wie ich aus Ihren Worten schließen darf, so eilen Sie unverzüglich, meine innigsten Wünsche recht bald in Erfüllung zu bringen. Liefern Sie mir, wo möglich noch heute, die Papiere aus, welche Ihres Neffen Selbstständigkeit sichern, damit ich meiner Freundin eine freudige Ueberraschung bereite."

Der fürchterlichste Kampf entspann sich jetzt in Schimmels Herzen — er stand am Schei-

bewege. „Alle Ihre Wünsche zu erfüllen, meine Angebetete," — erwiederte er stöhnend aus gepreßtem Herzen — „ist zwar meine süßeste Pflicht, und darf ich diese Wünsche nach der Empfindung meines Herzens deuten, so würde mich selbst die schleunige Erfüllung derselben zum Glücklichsten aller Sterblichen erheben. Allein mein Neffe ist noch viel zu jung, um sein Vermögen selbst verwalten zu können. Gegen seine Verbindung selbst hätte ich eigentlich nichts einzuwenden, da mir Ihre Fürsprache schon die Trefflichkeit seiner Wahl verbürgt, doch kann ich mich — aus wahrhaft väterlicher Fürsorge — unmöglich entschließen, ihn meiner vormundschaftlichen Gewalt zu entlassen."

„Wie? wär' es möglich? Sie weigern sich, Ihres Neffen Glück zu gründen durch Auslieferung seines rechtmäßigen Eigenthums? Ich sehe leider zu spät ein, daß Ihr Herz nur allein am Golde hängt und keiner reinen Liebe fähig ist. Doch um meiner Freundin Willen fordre ich nochmals die Ueberlieferung der bewußten Papiere dringend von Ihnen, und

zwar noch heute, sonst sehen Sie mich niemals wieder.“

Mit diesen Worten trat sie aus der Laube, mit einer leichten Verbeugung sich von ihm wendend; doch Schimmel, der noch knieend am Boden lag, bemächtigte sich von Neuem ihrer Hand und rief, sie zurückhaltend, beinahe in Verzweiflung: „Wohlan! ich bringe Ihnen jedes Opfer! Es sey! noch heute erhalten Sie die Papiere. Doch nun vergönnen Sie mir auch, entschleiert Ihr reizendes Antlitz zu schauen, im sanften Feuer Ihres Auges mir ein Fünkchen Hoffnung für meine heiße Liebe zu erspähen.“

Willig schlug sie jetzt den Schleier zurück, und mit lächelnder Miene, in welcher sich stillverhaltne Freude malte, flüsterte sie ihm die Worte noch zu: „Sie wollten mich mit der Verweigerung meiner Bitte doch nur täuschen, denn ich kannte ja längst Ihr edles Herz. Aber hüten Sie sich, lieber Freund, daß ich Ihnen nicht gleichen Scherz entgegenstelle, und Sie zu täuschen suche, wo sich mir Gelegenheit darbietet.“

Der Commerzienrath vermochte sich nicht loszureißen von der lieblichen Gestalt, begleitete sie, auf seinen Knieen nachrutschend, so weit er sie mit den Augen verfolgen konnte, und als sie endlich hinter der Thür ihrer Wohnung verschwunden war, sprang er auf, sich freudetrunken siebenmal im Kreise herumdrehend, und rief entzückt: „Beginne, holdes Wesen, Deiner Täuschung Spiel, mich kannst Du nicht verwirren; ich las in Deinen Augen das Geheimniß Deiner Seele. Ich bin geliebt — geliebt! Der sanfte Druck von ihrem zarten Händchen hat mir electrisch ihres Herzens Flammen kund gethan!“

Ueberglücklich verließ er den Garten, und eilte, schneller als er gekommen war, nach seiner Wohnung zurück.

13.

Hier gedachte er des schweren Opfers, das er bringen sollte; dieser Gedanke stimmte seine

Freude merklich herab, zagend hielt er die Papiere in der Hand und wiederholte sich, um seinen gesunkenen Muth zu erheben, mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit jedes ihrer Worte. Sie klangen ihm zwar unbestimmt und dunkel, doch seine Eitelkeit ließ keinen Zweifel aufkeimen. Sie hatte von ihrem Lebensglücke, von heißen Wünschen, ja sogar vom Priestersegen mit ihm gesprochen, und alles dieses glaubte er nur auf sich beziehen zu müssen. Sie hatte ihn „lieber Freund“ genannt, noch fühlte er den sanften Druck ihrer Hand — dies schienen ihm die überzeugendsten Beweise ihrer Liebe, und mehr glaubte er bei der ersten Unterredung ohne Zeugen von einer sittsamen Jungfrau nicht erwarten zu dürfen. Deshalb stieg auch, nach kurzer Ueberlegung, die Hoffnung auf ihren Besitz in seiner Seele wieder empor und nachdem er, mit zugedrückten Augen und zuckender Hand, die Papiere zu sich gesteckt, eilte er auch schon wieder hinweg, um durch die schleunige Erfüllung ihrer Bitte seine heiße Liebe kund zu thun und vielleicht noch heute zum Lohne und

Danke das schüchterne Jawort und den ersten Kuß zu ärndten. Sein Weg führte ihn vor des Präsidenten prächtigem Palais vorüber, aus dessen hellerleuchtetem Saale ihm eine rauschende Polonaise entgegenschallte, mit welcher der Ball eröffnet wurde. Unwillkührlich blieb er stehen, und da er selbst ein leidenschaftlicher Tänzer war, so hielt ihn die Musik einige Minuten wie fest gebannt, es schien ihn unwiderstehlich die breiten Marmorstufen hinaufzuziehen, und die an den hohen Glasthüren des Saales vorüberschwebenden Schatten der Tanzenden schienen ihm zuzuwinken.

„Nein," rief er endlich aus — „das wäre schändlicher Verrath an treuer Liebe, wenn ich die seligen Augenblicke, die Augustens Nähe mir gewährt, hier verschwenden wollte. Doch lauschen — nur zwei Minuten lauschen will ich, ob man mich hier vermißt, ob keine Dame stillseufzend nach meiner Gegenwart verlangt." Ohne Säumen stieg er die Stufen hinauf, um durch die halbgeöffneten Flügelthüren unbemerkt zu spähen; doch schon beim ersten Blicke, den er auf die hier versammelte

Gesellschaft warf, fuhr er wie vom Blitz getroffen zurück, denn das erste Paar, das vor seinen Augen vorüberschwebte, war — sein Herr Neffe und Auguste Thalen. Keines Lautes mächtig wankte er, gelähmt an allen Gliedern, die Stufen rücklings hinab und erreichte so die hellerleuchtete Hausflur, wo er sinnend stehen blieb. Sein erster Vorsatz war Rache. Augenblicklich wollte er zurück in den Saal, die Heuchlerin entlarven vor allen Anwesenden, heldenmüthig ihr entsagen und seinem Neffen ewige Sklaverei ankündigen. Doch schon nach wenigen Minuten war der mächtige Heldengeist, der in seinem kleinen Kopfe nicht Platz fand, verraucht und ließ menschlicheren Gefühlen Raum, die hauptsächlich durch den Anblick seiner weißen Casimirbeinkleider erweckt wurden, deren Knie zu Folge der Rutschpartie im Garten mit gewaltigen Flecken versehen waren, welche, wenn er es wagte, so in die Gesellschaft einzutreten, natürlicher Weise dem kaltblütigen Beobachter verdächtig scheinen und den Spott aller anwesenden Witzlinge erregen mußten. Dies erwägend hielt er es für klüger,

sich zurückzuziehen, und da er überdieß seinen Augen nicht ganz trauen zu dürfen glaubte, beschloß er, sich nach Augustens Wohnung eilig zu verfügen, und dort zu forschen, ob der schreckliche Verdacht gegründet sey?

So eilte er von Zweifeln getrieben durch die menschenleeren Straßen, denn der Wächter rief bereits die zehnte Stunde, und schon nach wenig Minuten stand er vor dem wohlbekannten Hause. Er versuchte es, leise die Thür zu öffnen, sie war verschlossen; doch die Fenster der ersten Etage waren hellerleuchtet und eine wohlbekannte Stimme, welche zur Begleitung der Laute sang, löste plötzlich seine qualvollen Zweifel, und seinen Unmuth gänzlich niederkämpfend, rief dieser Gesang auch seine leidenschaftliche Liebe in ihrer ganzen Stärke wieder hervor. Mit halbgeschlossenem Auge lauschte er jedem Tone, der wie neubelebend durch des Abends tiefes Schweigen zu ihm herniederschwebte; er glaubte Augustens Stimme deutlich zu erkennen, auch des Instrumentes Ton war ihm wohl bekannt, und die klagende Weise schien ihm ein sanfter Vorwurf der ge-

kränkten Liebe. Mit kleinen Ohrfeigen — welche er sich als wohlverdiente Strafe für seinen voreiligen Verdacht mit eigner Hand ertheilte — begleitete er tactmäßig ihren Gesang, seinen Augen, von welchen er sich schändlich getäuscht glaubte, machte er in aller Stille die bittersten Vorwürfe, und niedliche Thränchen der Reue perlten auf seinen Augenwimpern. Es war ihm, als zöge ihn eine unwiderstehliche Macht empor, zum Sitz der holden Sängerin. Wie ein Kind am Weihnachtsabend, das nach dem bunten Spielwerke ungeduldig verlangt, welches, auf hoher Tafel aufgestellt, die kurzen Aermchen nicht zu ergreifen vermögen, stand der Commerzienrath, gequält von Sehnsucht, mit den Händen über sich in die Lüfte greifend und ein Bein nach dem andern emporhebend, als wolle er einen Aufflug bis zu n Fenstern der Geliebten beginnen. Doch sein Bemühen blieb fruchtlos, denn selbst die eben nicht bedeutende Schwere seines Körper behauptete ihr Recht, und hielt ihn am Boden fest. Da gewahrte er — als schon Seufzer auf Seufzer aus seiner Brust sich drängten — ein Spalier, wel-

ches umrankt von Weinreben, bis zur ersten Etage an der Mauer befestigt war und so eine bequeme Treppe zu bilden schien, den schier Verschmachtenden emporzutragen bis zu den offenen Fenstern. Seiner Behendigkeit vertrauend, begann er muthig emporzusteigen und schon nach wenig Minuten schaute er keck, doch mit zurückgehaltenem Athem und ohne durch das geringsten Geräusch seine Annäherung zu verrathen, ins Zimmer. Gierig schien er jetzt das heitere Bild, das seinen Blicken sich zeigte, einzusaugen. Im reizendsten Negligee erblickte er die holde Sängerin, mit zurückgeschlagenem Schleier und mit kunstgeübten Rosenfingern die melodischen Saiten der Laute bewegend, ohnweit des Fensters sitzend, vor welchem er, mit üppigem Weinlaub rings umgeben, wie ein Vöglein im Neste Platz genommen. Seine innere, freudige Bewegung stieg aber bis zum höchsten Entzücken, als er jetzt in ihrer Nähe jedes Wort des Gesanges deutlich zu unterscheiden vermochte. Ein vor der Sängerin liegendes Blatt Papier, auf welchem er bald seine eigenen Schriftzüge erkannte, gab

ihm die Gewißheit, daß sie durch ihre Zauberstimme seine eigenen Verse, nach der beliebten Melodie: „Einsam bin ich nicht alleine“ u. s. w. verherrliche. Bei dieser freudigen Entdeckung fuhr ein leises Zittern der höchsten Wonne durch alle seine Gebeine und als sie klagend, mit dem reinsten Tone ihrer Silberstimme, die Worte sang: „Seufzend rief ich: armer Schimmel!“ da vermochte er den Drang seiner Empfindung nicht länger mehr zu zügeln, und mit dem lauten Ausrufe: „seliger Schimmel!“ gab er sich einen kühnen Schwung, daß Latten und Reben knisterten, und saß auch schon im nämlichen Augenblicke auf dem weichgepolsterten Fensterbrete, die Beine herabhängend ins Zimmer. Erschrocken über das plötzliche Geräusch, sprang die Sängerin vom Sessel auf, ließ die Laute ihrer Hand entsinken und ein Blick nach dem offenen Fenster gab ihr Stoff zu gerechtem Zorne. Doch ehe sie diesen noch durch Worte auszudrücken vermochte, war der Commerzienrath bereits vom Fenster herabgerutscht, und lag mit gefalteten Händen, um Verzeihung flehend, zu ihren

Füßen. Ein leises Lächeln schwebte auf ihren Lippen und verjagte die drohenden Wolken, die sich auf ihrer Stirn gelagert, doch ohne den Flehenden zum Aufstehen zu nöthigen, hielt sie ihm eine lange Strafpredigt, über sein abentheuerliches unanständiges Eindringen in ihr Zimmer — wobei er sich gebehrdete wie ein trostloser Quintaner, der auf Erbsen kniet — befahl ihm sich zu entfernen und binnen vier Wochen sich nicht wieder vor ihr blicken zu lassen.

„O, so erlauben Sie mir wenigstens" — entgegnete er demüthig, einige Papiere, gleichsam als Schutzwehr gegen ihren Zorn, hervorziehend, und sein beschämtes Antlitz dahinter verbergend — „die Schriften zu Ihren Füßen zu legen, die allein die Ursache sind, weshalb ich mich noch so spät Ihrem Zauberkreise zu nahen wagte. Ich habe dessen Macht empfunden: einmal genahet, fühlte ich mich festgebannt und durch die zauberischen Töne emporgetragen wie auf unbekannten Schwingen, durch eine mir selbst unbewußte Kraft."

Florentine, denn sie war die Sängerin, vermochte kaum ihre freudige Bewegung zu bergen über das schnelle und glückliche Gelingen ihres Planes. Mit freudiger Hast nahm sie die Papiere aus der Hand des Knieenden, reichte ihm freundlich ihre Rechte zur Versöhnung, und bat ihn jetzt mit den sanftesten Worten, nicht länger ihren Ruf zu gefährden und sich still und geräuschlos zu entfernen. Doch da die Hausthür vom Bedienten bewacht wurde, welcher die Zurückkunft der Herrschaft erwartete, so konnte sie dem armen Commerzienrathe keinen andern Weg zum Rückzuge bieten, als denselben, durch welchen er seinen überraschenden Einzug gehalten hatte. Zum Glück für ihn war die Etage nicht hoch, und da es ihm wohl einleuchtete, daß — in dieser sonderbaren Situation, wo er als straffällig sich schon mit der Verzeihung seiner Angebeteten begnügen mußte — weder an ein Jawort, noch an den ersten Kuß zu denken war, bereitete er sich auch sogleich zu seinem zweiten Wagestück vor, und ließ sich mit besonderer Geschicklichkeit zum Fenster hinab, einige viel-

sagende Blicke zum Abschiede zurückwerfend, welche von der wirklich um ihn ängstlich besorgten Florentine mitleidig erwiedert wurden, und ohne Unfall erreichte er den sichern Boden, warf noch einige zärtliche Kußhändchen zum Fenster hinauf, und begab sich nach Hause, wo er die seltsamen Vorfälle des vergangnen Tages überdachte.

Wie ein Felsenstein fiel's ihm aufs Herz, als er sich vor Allem der Auslieferung der für ihn so wichtigen Papiere erinnerte, wodurch er nunmehr gezwungen war, seinem Neffen sein Erbtheil einzuhändigen, welches er bisher, als eignes Vermögen betrachtend, nur zu seinem Nutzen verwaltet hatte, und von den schweren Zinsen, die es eintrug, dem armen Doctor nur einen kleinen Theil, und gleichsam als großmüthige Unterstützung, zufließen ließ. Noch höher aber stieg seine Beklemmung, als er nach reiflicher Ueberlegung wohl einsah, daß er durch dieses wichtige Opfer auch nicht um einen Schritt seinem erwünschten Ziele näher gelangt sey.

„Wie, wenn sie mich nun mit einem sauber geflochtnen Körbchen dennoch heimschickte?“ fragte er sich ängstlich, mit trüben Blicken; doch seine Eitelkeit verband sich schwesterlich mit der Hoffnung, ihn zu trösten, und indem er sich alle ihm so wichtig scheinenden Gunstbezeigungen, die er heute von der heißgeliebten Auguste empfangen zu haben glaubte, ins Gedächtniß zurückrief, umflorte ein sanfter Schlummer sein müdes Auge, und neckend umgaukelten ihn die lieblichsten Träume einer sonnenhellen Zukunft.

14.

Während er schlummerte, war Florentine noch wach, still erfreut, daß ihre Täuschung glücklich gelungen, und beschäftigt, der geliebten Schwester Glück, dem nun kein Hinderniß mehr im Wege stand, in den reizendsten Bildern vor ihrer Phantasie vorüberzuführen, wobei mehr als jemals ihre eignen Wünsche laut

wurden, und eine ſtille Sehnſucht nach dem geliebten Jünglinge, dem ſie in reiner Zuneigung ihr Herz geweiht, einzog in ihre Bruſt. Alexander Sydlow war ihrer Liebe werth, denn ſo wie ſeine wirklich ſchöne Geſtalt den günſtigſten Eindruck in jedem fühlenden Herzen zurücklaſſen mußte, ſo konnte ſein feuriger, für alles Schöne und Edle glühender Geiſt nur Bewunderung und ſanfte Hinneigung erregen. Er hatte Florentine in der Penſionsanſtalt kennen gelernt, ihr erſter Anblick hauchte Liebe in ſein Herz, und als ſich ſeine reichen Eltern ſelbſt von der Unverwerflichkeit ſeiner Wahl, durch eine nähere Bekanntſchaft mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe, überzeugt hatten, gab ihre freiwillige Zuſtimmung ihm das erſehnte Recht, ſie mit dem ſüßen Namen ſeiner Braut begrüßen zu dürfen. Sie verließ die Penſionsanſtalt, um in die Arme ihrer guten Mutter zurückzukehren, welche gern ihren Segen zu einem Bündniſſe ertheilte, das ihrer Tochter ein ſeliges Glück verhieß, da ihr Alexanders Familie ſehr vortheilhaft bekannt war. So beſchäftigte Florentine jetzt die ſüßeſte aller ihrer

Hoffnungen, vielleicht schon in einigen Tagen den geliebten Freund bei sich zu sehen, um den heiligen Bund mit ihm zu knüpfen, der sie an seiner Hand zur glücklichsten Gattin weihen sollte.

In diesen seligen Träumereien wurde sie durch das Vorfahren eines Wagens unterbrochen, welcher ihre Mutter und Schwester vom Balle zurückführte. Sie eilte ihnen bis an die Hausthür entgegen, und bat ihre Mutter, dem jungen Doctor, welcher sie begleitet, zu erlauben, noch einige Augenblicke in ihrer Gesellschaft verweilen zu dürfen, da sie ihm wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. In gespannter Erwartung folgten ihr Alle auf ihr Zimmer, und hier überreichte sie mit dem Ausdrucke der innigsten Freude dem Doctor die Papiere, deren Besitz ihn von der lästigen Oberherrschaft seines Oheims befreite. In einer langen und herzlichen Umarmung dankte Auguste ihrer Schwester, auch in Frölichs Augen glänzten Thränen des innigsten Dankes, doch als Florentine die Ausführung ihrer List erzählte, fragte die Mutter plötzlich ernst:

„Aber wird der Commerzienrath diese Papiere nicht — und vielleicht mit richterlicher Hülfe — zurückbegehren, sobald ihm seine Täuschung kund wird?“

„Das darf er nicht,“ — erwiederte Florentine — „denn er hat sie nur auf meine Bitte freiwillig und ohne Bedingung übergeben, um sie seinem Neffen zu seiner Verbindung mit meiner innigsten Jugendfreundin einzuhändigen. Meine innigste Jugendfreundin ist meine geliebte Schwester Auguste; habe ich ihn durch meine Aehnlichkeit mit dieser getäuscht, hat er sich dabei mit Hoffnungen geschmeichelt, so hat er längst schon diese kleine Züchtigung an seinem Neffen verdient, den er darben ließ, indem er ihm aus Geiz und Habsucht sein rechtmäßiges Vermögen vorenthielt.“

„Der Zweck mag hier die Mittel heiligen!“ entgegnete die Mutter — „und obgleich ein so listiges Verfahren nicht ganz mit meinen Grundsätzen übereinstimmt, so war es leider hier der einzige Weg, dem braven Doctor zum Besitze seines Vermögens zu verhelfen. Doch scheint mir es nothwendig, Eure Verbindung zu be-

schleunigen, um allen feindseligen Hindernissen, welche Euch der Commerzienrath noch entgegenstellen könnte, zu entgehen. Deshalb haltet Euch morgen noch vor Sonnenaufgang bereit, mich auf mein Landgut zu begleiten, wo Eure Trauung schnell vollzogen werden soll. Und mit sanft erglänzenden Blicken, aus denen die freudige Regung ihres Herzens sprach, fügte sie Augustens und des Doctors Rechte ineinander und sprach den mütterlichen Segen über das glückliche Paar, worauf Frölich, sich ungern losreißend aus der bräutlichen Umarmung, sich entfernte.

Doch der erste Sonnenstrahl hatte sich noch nicht aus den Nebelfluthen des östlichen Horizontes hervorgewunden, als er schon reisefertig vor der Wohnung seiner Braut erschien; denn der günstige, schnelle Wechsel seiner Verhältnisse, und das in den nächsten Stunden seiner vielleicht schon harrende, längst ersehnte Glück, hatte den Schlummer von seinem Lager verscheucht. Ein Diener öffnete ihm die Thür, und wies ihn in Augustens Zimmer, welche, ebenfalls schon völlig angekleidet, mit herzlichem

Morgengruße ihm entgegentrat. Auch Florentine und ihre Mutter stellten sich bald ein, und nach wenig Minuten rollte der Wagen zum Thore der Residenz hinaus, welche, von leichten Morgennebeln umschleiert, noch im tiefen Schlummer versunken schien.

Nach einigen Stunden war das Ziel ihrer Reise glücklich erreicht, und unter den Zurüstungen zum Vermählungsfeste vergiengen einige Tage, während welcher Zeit auch Alexander Sydlow eintraf, der die in seiner Heimath ihn zurückhaltenden Geschäfte beeilt, um die geliebte Braut durch seine frühere Ankunft zu überraschen, und nun darauf bestand, die Feier seiner Verbindung mit der des Doctors zu vereinigen. Schon in den ersten Stunden seines Hierseyns gewann er das völlige Wohlwollen der Mutter, deshalb gewährte sie gern seine Bitte, und schon am folgenden Tage sprach der würdige Priester den Segen des Himmels über die beiden glücklichen Paare aus.

15.

Indeſſen war der Commerzienrath ein wahres perpetuum mobile geworden. Nirgends fand er Ruhe noch Raſt, unaufhaltſam trieb es ihn durch alle Straßen, unzählige Male gieng er Auguſtens verödeter Wohnung vorüber, bot dem alten Diener, dem einzigen Bewohner derſelben, ſogar Geld, ihm den Aufenthalt der Räthin und ihrer Tochter zu entdecken, doch vergeblich; der Alte war unbeſtechlich und behauptete, daß ſie eine weite Reiſe unternommen, deren Ziel er nicht wiſſe. Seine quälenden Beſorgniſſe zu zerſtreuen, nahm er ſeine Zuflucht zu den bisher unbeachteten, noch übrigen ſechs auserwählten Jungfrauen, welche ihm beinahe auf halbem Wege entgegenkamen, und nicht undeutlich verriethen, daß die auf ſie abgeſchoßnen Liebespfeile nur zu ſicher getroffen. Doch auch ihre Unterhaltung konnte ſeine quälende Unruhe nicht dämpfen, und es wurde ihm nach und nach immer klarer, daß er betrogen

sey. Die volle Bekräftigung dieses Verdachtes erhielt er aber in einem Briefe seines Neffen, welcher ihm seine eheliche Verbindung mit Auguste Thalen meldete, ihm für seine Einwilligung und die Auslieferung der Papiere herzlich dankte, und in einem offnem Bekenntnisse den glücklich gelungnen Täuschungsplan enthüllte.

Nachdem er zu Ende gelesen, entsank der Brief seinen Händen. Bleich und zitternd vor Zorn und Schrecken, sank er in einen Sessel und rief in wilder Verzweiflung: „ich bin ein Kind des Todes! O Steinbock, Steinbock! hab' ich nicht gewissenhaft nach Deinen goldnen Weisheitsregeln stets gehandelt? O all' ihr himmlischen Gestirne, du mir so nah befreundeter Himmelswagen! hast du mich so ganz verlassen? Auf deine Leitung bauend, hab' ich um sieben Jungfrauen geworben, in ihre Herzen sieben Liebespfeile abgesendet. Sechse treffen glücklich, aber der siebente, der wichtigste von Allen, wagt es, mich zu äffen!"

Ein Thränenstrom löste seine Verzweiflung in sanfte Wehmuth auf, und nachdem er einige Stunden in ruhigem Nachdenken zugebracht,

faßte er den muthigen Entschluß, das ganze weibliche Geschlecht von nun an zu fliehen. Einige Meilen von der Residenz entfernt, kaufte er ein Landgut, wohin er sich mit seinem Jammer im Herzen zurückzog, und den Astrologen Steinbock, alle Himmelsgestirne, die sieben Pfeile, seinen Neffen, das Rendez-vous im Garten und das halsgefährliche Abentheuer am Fenster heimlich verwünschend, beschloß er den Rest seiner Tage in Andreas Gesellschaft als Hagestolz.

Auch den verschmähten sechs Jungfrauen wurden verschiedene Schicksale zu Theil. Betty Murner wurde die glückliche Gattin des ersten Aufsehers der fürstlichen Menagerie, und zugleich die innigste Freundin eines sehr gelehrigen Eisbären, dem sie schon bei seinem ersten Anblicke ihre ganze Zuneigung schenkte. Julie Almer fand es für klug, die Hand des berühmten Tanzmeisters Zephyr anzunehmen. Adelheid von Freiwild ließ, da sich kein Ritter fand, geneigt, ihre Herrenburg mit ihr zu theilen, dicht neben derselben eine Einsiedlerhütte erbauen, in welche sie sich als einsame Klaus-

nerin von der Welt zurückzog. So sah' sich auch Magdalena Beatini genöthigt, einsam die neue Himmelsleiter zu studiren, und nur ihr Stickrahmen gewährte ihr von nun an Unterhaltung, denn sie war jetzt eifrig bemüht, ein Prachtwerk mit kunstgeübter Hand zu fertigen, ihre Namensschwester, die büßende Magdalena, vorstellend. Sylphilde von Zährenfeucht verschwand, als die Nachtigallen in herbstlicher Abendkühle ihre Abschiedslieder sangen, mit einem reisenden Dichter und Declamator, und wurde nie mehr erblickt; aber Johanne Kohl heirathete in kurzer Zeit, nachdem sie ihn zum ersten Male sah, einen jungen Pächter, und dünkt sich jetzt das klügste Weibchen auf der Welt zu seyn.

III.

Die Schreckensschlucht.

1.

Als Anton Reimer in der Apotheke zu Grauenstein die Lehrjahre überstanden hatte, trieb ihn sein reger Geist, vielleicht auch edler jugendlicher Stolz, der die beinahe sklavische Abhängigkeit von seinem mürrischen Lehrherrn nicht zu ertragen vermochte, hinaus in die Welt; denn sein Vater hatte früher selbst als Eigenthum die Stadtapotheke besessen, starb aber leider, von falschen Freunden betrogen, in der tiefsten Armuth, ehe Anton vom neuen Besitzer in dieselbe als Lehrling aufgenommen wurde. Seine Mutter aber sah sich von dieser Zeit an gezwungen — da ihr von der Hinterlassenschaft ihres Gatten fast nichts übrig blieb — ihr Daseyn kümmerlich durch Kräutersammeln, heimliche Kuren und Spinnen zu fristen, weshalb es sich auch der gute Sohn, nach überstandner Lehrzeit, zur unerläßlichen Pflicht machte, eine Verbesserung seiner eignen,

drückenden Verhältnisse zu erringen, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, seiner guten Mutter ein freundlicheres Loos bieten zu können.

Obgleich mit blutendem Herzen, verließ er doch voll der schönsten Hoffnungen einer glücklichern Zukunft sein geliebtes Grauenstein; denn still vereint mit den segensreichen Gefühlen kindlicher Liebe, lebte noch eine andere heilige Empfindung in seinem Busen, die seines Lebens Frühlingstage mit dem reinsten Glanze erhellte. Zart wie ein Maienblümchen, das still verborgen in der Unschuld Farbe seine würzigen Blüthen entfaltet, war Rosette — eines wohlhabenden Gutsbesitzers einzige Tochter — mit ihm aufgewachsen als seine liebste und treueste Gespielin. Schon in den Wonnemonden der Kindheit verschmolzen die gleichgestimmten Gefühle ihrer Herzen in die sanfteste Harmonie, und auch in der Blüthenzeit der reifern Jugend, wo in der Phantasie die kindischen Träume ernsten Bildern weichen, bewährte sich, belebt vom Feuer edler Leidenschaft, der Einklang ihrer innigen

Empfindungen, und gestaltete sich so zum Bunde der reinsten Liebe.

Als er nun reisefertig in Rosettens Wohnung trat, und sie in dieser bangen Abschiedsstunde, sittsam erröthend, ihm zum Lebewohl den Schwur der ewig treuen Liebe zuflüsterte, da schwammen seine Augen zwar in Schmerzensthränen, doch höher rötheten sich auch seine Wangen; mit männlicher Fassung ergriff er den Wanderstab, und festen Schrittes eilte er dahin, einem ungewissen Ziele entgegen. In einer fernen, bedeutenden Hauptstadt fand er endlich einen sichern Standpunkt, wo ihm zugleich durch einen größern Geschäftskreis die Gelegenheit dargeboten wurde, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen und in den dazu erforderlichen Hülfswissenschaften auszubilden. Von hier aus schrieb er oftmals an Rosette, öfter jedoch an seine gute Mutter, und er zählte den Tag zu den glücklichsten seines Lebens, an dem er ihr die ersten Früchte seines Fleißes übersenden konnte. Doch fast mißmuthig wurde er gestimmt, als er diese mit der nächsten Antwort

von seiner Mutter zurückerhielt, in welcher sie ausdrücklich erklärte, so lange auch nicht die mindeste Unterstützung von ihm annehmen zu wollen, so lange ihr Gott die Gnade verleihe, ihr tägliches Brod — wenn auch nur nothdürftig — noch selbst erwerben zu können. Es schmerzte ihn tief, daß sie jetzt seine Hülfe verschmähte, da er zu helfen fähig war, und nur der Gedanke beruhigte ihn, daß sich auch in seiner Abwesenheit Rosette der Verlaßnen hülfreich annehmen werde, wie sie schon früher gethan. Obgleich er durch seine jetzigen Verhältnisse noch immer keine Selbstständigkeit erlangt hatte, welcher er nothwendig bedurfte, um seinen innigsten Wunsch — mit der Mutter und dem geliebten Mädchen auf ewig vereinigt zu seyn — erfüllt zu sehen, so gaben sie ihm doch Hoffnung, durch weise Sparsamkeit vielleicht schon nach wenigen Jahren an dies längstersehnte Ziel zu gelangen.

Der alte Hellworth, Rosettens Vater, hatte ihn aus der Taufe gehoben, und obgleich er zu Folge eines Wortwechsels mit seinem Vater beinahe in unversöhnliche Feind-

schaft gerieth, so ließ er doch nach dessen Tode den Sohn sorgfältig erziehen, und schenkte ihm sein väterliches Wohlwollen. Darauf baute auch Anton seine schönsten Hoffnungen, denn Hellworth schien längst in den Augen der Liebenden die zarte Vereinigung ihrer Herzen gelesen zu haben, ohne sie zu stören; auch war er stets geneigt, seiner Tochter Glück zu fördern, wenn ihm kein Vorurtheil dabei entgegentrat, von denen er leider nur zu oft — und ohne den Mahnungen der Vernunft Gehör zu gönnen — seinen Willen beherrschen ließ.

So war Anton bereits fünf Jahre lang vom Wohnorte seiner Lieben entfernt gewesen, als ihm die drängende Sehnsucht nach ihrem Anblicke bei seinen einförmigen Geschäften nicht länger Ruhe vergönnte. Gern erhielt er von seinem Prinzipale — dessen Achtung und Wohlwollen er sich durch strenges sittliches Betragen und unermüdlichen Fleiß erworben hatte — die Erlaubniß zu einer Reise nach Grauenstein, die er auch unverzüglich, mit wonnetrunknem Herzen, und

nur mit den zauberreichen Bildern des Wiedersehens beschäftigt, antrat.

Schwere Wolken zogen still und langsam in abendlicher Dämmerung über den dunkeln Eichenwald dahin, eine schwüle Gewitterluft lagerte sich erdrückend auf die lechzenden Fluren, und welke Blüthen und Blätter beugten sich zur Erde nieder, wie flehend um Erquickung. Da wanderte Anton Reimer schwer athmend auf der Landstraße, die großen Schweißtropfen nicht achtend, die von seiner gebräunten Stirn zur Erde fielen, und seine eiligen Schritte verdoppelnd, um noch vor dem Ausbruche des drohenden Unwetters an das längst ersehnte Ziel seiner Reise zu gelangen. Denn vor ihm in mäßiger Entfernung, ausgebreitet an des Eichenwaldes Saume, lag sein Geburtsort in dichte Nebel eingehüllt, welche dampfend emporstiegen, sich mit den gewitterschwangern Wolken zu vereinigen. — Wie ganz anders hatte er vom Wiedersehen der geliebten heimathlichen Gegend geträumt! Mit den lebhaftesten Farben hatte seine Phantasie noch vor wenigen

Stunden die reizende Landschaft ausgeschmückt, belebt von den heimkehrenden Bewohnern, schwimmend im feurigen Purpurglanze der scheidenden Sonne — und jetzt stand er einsam auf der ängstlich schweigenden Flur, die, wie von einem Unheil verkündenden Trauerflore bedeckt, vor seinen Blicken ausgebreitet lag. Plötzlich wie gelähmt, erstarb auch jede freudige Empfindung in seiner Brust, niedergedrückt von einer unnennbaren Bangigkeit beim Anblicke der geliebten Vaterstadt. Mit hörbar klopfendem Herzen erstieg er einen nahen Hügel. Hier haftete sein Fuß am Boden, fest und unbeweglich blickte er hinaus in die dämmernde Nacht. Zu seinen Füßen, in geringer Entfernung, konnte er die Gebäude des Vorwerkes unterscheiden, welches Rosettens Vater gehörte, von schwarzen Wolken umrauscht, die schwer und langsam niedersinkend, gleich einem Leichentuche, die freundliche Wohnung verhüllten. Kein Sternchen flimmerte durch die schwarze Decke, und nur die Flammenschrift zuckender Blitze verkündete drohend Vernichtung durch die schwel-

gende Nacht. Hundert Schritte weiter hinaus erblickte er an der halbverfallnen Stadtmauer die niedre Hütte seiner Mutter in grauen Nebeldampf gehüllt. Sie schien verödet, kein Lichtstrahl winkte ihm daraus entgegen und hieß ihn freundlich willkommen.

Regungslos auf seinen Stab gestützt stand er noch immer, und wagte es nicht, sein Auge zu wenden, seinen Fuß zu erheben. Da erweckte ihn ein nahendes Geräusch — wie eilige Schritte eines Kommenden — aus seinen Träumen; er blickte auf und sah einen Menschen dicht bei sich vorübereilen, der seinen Weg nach Hellworths Vorwerke zu nehmen schien. Entschlossen stieg er den Hügel hinab, ihm zu folgen, denn gerade jetzt, in der ahnungsreichen Stimmung, in der er sich befand, war ihm der Anblick eines Menschen in der lautlosen Schöpfung willkommen; er sehnte sich, durch einen freundlichen Gruß, durch ein trauliches Gespräch die drängende Angst seines Herzens zu zerstreuen. Bald hatte er den Wanderer erreicht, der plötzlich

still stand, als wolle er den Nacheilenden an sich vorübergehen lassen, und so standen beide unentschlossen einander gegenüber, als ein leuchtender Blitzstrahl die Gegend erhellte, und Anton den Verwalter Hässig erkannte, der seit vielen Jahren schon in Hellworths Diensten stand. — Doch der Anblick dieses Mannes war nicht geeignet, seine qualenvolle Bangigkeit zu lösen, sondern nur noch schwerer schien die drückende Wucht auf seinem Herzen zu lasten, als er beim fahlen Scheine des Blitzstrahles, wie ein Schreckensbild in magischer Beleuchtung, die widerlichen Züge des wohlbekannten Gesichtes vor sich erblickte.

Der Verwalter Hässig hatte sich durch anscheinende, rastlose Thätigkeit, durch geheuchelte Frömmigkeit und durch einige landwirthschaftliche Verbesserungen, die er auf Hellworths Gütern, freilich nur zum momentanen Nutzen des Besitzers, angebracht, dessen Gunst und Vertrauen erworben. Dessen ungeachtet stand er im Städtchen Grauenstein und in der ganzen Umgegend in einem

sehr zweideutigen Rufe, und seine Rechtlichkeit wurde von vielen wackern Männern in Zweifel gezogen. Ehe er seinen jetzigen Posten antrat, verließ er eine eigne Pachtung, wozu ihm Antons Vater noch den größten Theil seines baaren Vermögens geliehen, mit bedeutenden Schulden, obgleich niemand die Ursachen derselben aufzufinden und sich zu erklären vermochte, da er durch gesegnete Ernten und den trefflichsten Viehstand während seiner Pachtzeit bei der Führung seines Geschäftes mehr unterstützt als gehindert worden war. Seine Gläubiger mußten sich, da er sonst kein eignes Vermögen besaß, und sein Bruder, der Stadtrichter in Grauenstein, ihm thätig beistand, mit den kleinsten Theilen ihrer Forderungen begnügen; besonders Antons Vater erlitt bedeutenden Verlust dabei, der sich öffentlich einiger freier Aeußerungen über partheiische Gerichtspflege nicht enthalten konnte, weshalb er sich auch mit Hellworth verunceinigte — der, geblendet durch eine klugersonnene Vertheidigung, bald darauf den Pächter Hässig als Ver-

walter in seine Dienste nahm — besonders aber sich die Feindschaft des Stadtrichters zuzog, der von nun an keine Gelegenheit unbenutzt ließ, ihm zu schaden, und an seinem gänzlichen Sturze am thätigsten mitzuarbeiten. Selbst nach dem Tode des Apothekers Reimer mußten dessen Wittwe und unmündiger Sohn die Rache dieses Mannes aufs empfindlichste fühlen, indem er ihnen kaum ein dürftiges Obdach außerhalb der Stadtmauern gestattete, wo sie noch oftmals den schadenfrohen Aeusserungen und bittern Spöttereien seines Bruders ausgesetzt waren, wenn ihn sein Weg nach der Stadt an ihrer Hütte vorüberführte. Als sich aber Hellworth des verlassenen Knaben auf thätige Weise annahm, heuchelte auch der Verwalter Mitleid für ihn; doch als er später Antons schuldlose Neigung für Rosette entdeckte, deren Besitz das Ziel seiner eignen Wünsche war, belauschte er jeden seiner Schritte, und suchte durch giftige Verläumdung das gütige Wohlwollen für ihn im Herzen seines Wohlthäters zu ersticken. Doch

schien ihm dies nicht gelingen zu wollen, denn Hellworth, obgleich zweifelnd, konnte doch niemals in der offnen Seele des Jünglings die Falschheit entdecken, die Hässig diesem mit geläufiger Beredsamkeit andichtete, weshalb er ihm auch sein wahrhaft väterliches Wohlwollen nie entzog, wenn er ihn auch zuweilen mit scharfem Ernste zweifelnd beobachtete und kälter empfieng als sonst. Hässigs Verläumdungen blieben Anton nicht verborgen, und diese, so wie die rohe Schadenfreude über seine beklagenswerthe Armuth, welche ihm noch immer in der Erinnerung seiner Knabenjahre vorschwebte, waren die Hauptursachen der Verachtung, ja des Hasses, dessen er sich nicht erwehren konnte, sobald er des Verwalters gedachte, oder in seiner Nähe sich befand. Doch so sehr auch sein edler Stolz, der niedern Haß nicht willig keimen ließ, sich bemühte, dieses unedle Gefühl zu unterdrücken, so bemächtigte es sich seiner um so mehr, sobald er Hässigs Absichten auf Rosettens Hand, welche dieser immer lauter werden ließ, entdeckte.

Denn obgleich er der treuen und wahren Zuneigung seines geliebten Mädchens gewiß war, so fürchtete er doch, daß in seiner Abwesenheit der Verwalter mehr als jemals seine giftige Zunge gegen ihn gebrauchen, auch keine Gelegenheit versäumen würde, sich Hellworths höhere Gunst und festeres Vertrauen zu gewinnen, und so, seine schönsten Hoffnungen zerstörend, mit des Vaters Willen ihm die Tochter entreißen möchte.

Mit dieser Furcht im Herzen verließ er vor fünf Jahren seine Heimath, und nur ein ununterbrochner Briefwechsel mit Rosetten und deren Vater führte Ruhe und stillen Frieden in seine Seele zurück, daß er Häßigs und seiner feindseligen Absichten nur selten noch gedachte. Aber schon seit mehreren Monaten waren ihre Briefe ausgeblieben; auch von seiner Mutter erhielt er während dieser Zeit keine Zeile, deshalb beschleunigte er auch seine Reise; doch obgleich er die tröstende Hoffnung festzuhalten suchte, daß des Krieges wilder Sturm — der auch in seinem Vaterlande wüthete —

die einzige Ursache vom Außenbleiben der ersehnten Nachrichten sey, so schwebte er doch in banger Erwartung der nächsten Augenblicke, in denen er Antwort über ihr ängstigendes Schweigen erhalten sollte. So stand er jetzt nahe am Thore seiner Vaterstadt, wo er freudig seinen herzlichsten Gruß dem ärmsten Tagelöhner zugerufen hätte, und hier trat ihm plötzlich der Mann entgegen, den er schon seit seiner Kindheit mit Verachtung geflohen — gleichsam als wolle die Vorsehung dies widerwärtige Bild seiner Erinnerung zuerst vorführen, um seine freudigen Gefühle herabzustimmen und seinen Geist zu gewöhnen an den Eindruck unerwarteter, schmerzlicher Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen. Unwillkührlich schauderte er zusammen, und die freundlichen Worte, die schon auf seinen Lippen schwebten, drängte ein leiser Ausruf des Schreckens zurück.

„Ei, ei!“ hub endlich Häffig an — „hab' ich recht gesehen? Herr Anton Reiner? willkommen auf heimathlichem Boden!“

Doch dieſer vermochte es kaum, einen froſtigen Dank hervorzuſtammeln und ſeinen Gruß zu erwiedern.

„Ja, ja! ich kenne das“ — fuhr der Verwalter fort — „wenn man ſo in der Fremde ſitzt, von aller Welt verlaſſen, da zwickt's am Herzen, zuckt's in allen Gliedern, man findet nirgends Ruhe; man ſehnt und ſehnt ſich nach der Heimath hin, und hätte man auch dort nichts zu erwarten als verſchloſſene Thüren, Spott und Schande.“

„Schande?“ fuhr Anton fort — „was ſoll das, Herr Verwalter?“

„Still, ſtill! junger Mann“ — erwiederte dieſer kalt und gelaſſen — „ich hänge nicht an Vorurtheilen, drum bleibt auch meine Thür für Sie geöffnet. Wer nicht mehr leben kann, muß ſterben, ſo oder ſo, das gilt gleichviel. — Aber bemerken Sie nicht, daß es ſchon gewaltig regnet? Das wird ein ſchweres Wetter, der Herr geb's gnädig! Wollen Sie mit mir in mein Stübchen treten, ſo kann ich ſie dort ganz gemächlich von den neueſten Tagesbegebenheiten Ihrer guten Vaterſtadt unterrichten,

welche größtentheils Sie ganz besonders interessiren werden; denn, wie es scheint, haben Sie Hellworths letzten Brief nicht erhalten."

Durch diese unzusammenhängenden Reden in die äußerste Spannung versetzt, fragte Anton hastig: „welchen Brief? ich habe seit mehreren Monaten keine Nachrichten aus Grauenstein."

„O weh!" versetzte Hässig — „Zeit genug, um ein ganzes Feld voll geträumter Hoffnungen in Grund und Boden zu verhageln. Kommen Sie, kommen Sie, und suchen Sie sich männlich zu fassen!" Mit diesen Worten ging er eilig nach den Wirthschaftsgebäuden des Vorwerkes, und in gespannter, ängstlicher Erwartung wankte Anton ihm nach.

2.

Kaum hatten beide das Zimmer des Verwalters betreten, als dieser Licht herbeibrachte, sich dann gemächlich eine Pfeife stopfte und

anzündete, ohne Anton weiter zu beachten, der ihn jetzt mit drängenden Fragen bestürmte, denn er empfand in diesen Augenblicken die fürchterlichsten Qualen der marternden Ungewißheit. Sein Auge haftete unbeweglich auf Häffigs Lippen, um schon im Voraus an ihrer Bewegung die gefürchtete und doch mit immer steigender Angst ersehnte Antwort zu errathen; doch dieser schien sich nur an seiner Folterqual zu weiden, denn ein feines Lächeln zuckte auf seinen Lippen, sein stechender Blick verrieth die schlechtverhaltene Freude, indem er mit verzerrter Miene freundschaftliche Theilnahme heuchelte, und kein Wort ging aus seinem Munde hervor, bis er sorgfältig den Span ausgelöscht, mit dem er seine Pfeife angezündet, und sich mit kalter Ruhe, wie zu einer ganz gleichgültigen Unterhaltung, niederließ, indem er Anton mit einer leichten Handbewegung auf einem gegenüberstehenden Stuhle ebenfalls zum Sitzen einlud.

„Einige Erfrischungen werden Sie nach einer so weiten Fußreise gewiß nicht verschmähen —“ hub er endlich an und wollte sich

entfernen; doch Anton hielt ihn zurück und rief heftig: „bleiben Sie, Herr Verwalter! Nicht von der Stelle jetzt, bis Sie mir Rede gestanden. — Beantworten Sie meine Frage nur mit wenigen Worten: wie geht's meiner armen Mutter?“

„Das weiß nur Gott allein —“ erwiederte Häffig achselzuckend und bließ dichte Rauchwolken von sich.

Die furchtbarste Ahnung, der er bis jetzt, noch immer Hoffnung nährend, den Glauben versagte, stieg jetzt riesengroß in Antons Seele empor. Empört über Häffigs unwandelbare Ruhe und tückische Verschlossenheit — da er ihn vor wenigen Minuten durch seine dunklen Worte und das freiwillige Erbieten, ihm wichtige Nachrichten mitzutheilen, in sein Zimmer gelockt — sprang er jetzt auf, fest entschlossen, zu Hellworth zu eilen und sich von ihm Gewißheit über den Grund oder die Nichtigkeit seiner quälenden Besorgnisse zu verschaffen. Doch Häffig hielt ihn zurück und indem er seine Hand ergriff, bat er, ihn jetzt ruhig und mit Fassung anzuhören.

„Es ist ein trauriges, undankbares Geschäft —“ hub er an — „einem guten Sohne Nachrichten mittheilen zu müssen, die das kindliche Gefühl verletzen, deshalb verzeihen Sie mein langes Zögern. Im vergangenen Jahre gerieth ihre Mutter in die dürftigsten Umstände, da ihr kümmerlicher Erwerb geschmälert wurde, indem ihr der Apotheker die Abnahme der gesammelten Kräuter versagte und ihre Hände durch die böse Gicht fast ganz untauglich zum Spinnen wurden. Um sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wenigstens zu sichern, verfiel sie auf die unglückliche Idee, heimliche Kuren auszuüben, verfertigte dabei Salben und Kräutertränke, die sie an Bauern und arme Leute für ein Spottgeld verkaufte. Doch nicht lange blieb ihr Treiben dem Apotheker und Stadtbader verborgen, welche daraus bedeutenden Nachtheil für ihre eigenen Geschäfte besorgten und daher beim Magistrate Hülfe suchten. Sie wurde ihnen gewährt und Ihrer Mutter ernstlich, bei nahmhafter Geldbuße, untersagt, in Zukunft weder Kuren zu treiben noch Arzneimittel zu verkau-

sen. Dadurch wurde die arme Frau in die drückendste Lage versetzt; doch zu stolz, um die von Hellworth ihr gebotene Unterstützung anzunehmen, trieb sie ihr Wesen fort, nur heimlicher als zuvor. Dennoch wurde sie bald wieder verrathen und eine neue Klage gegen sie geführt, auf welche der richterliche Ausspruch erfolgte: daß sie, nach wiederholter Ertappung bei dem ihr untersagtem Geschäfte, sofort aus dem Stadtgebiete verwiesen werden sollte. Jetzt ging Hellworth selbst zu ihr und bot ihr Wohnung und Unterhalt in seinem Hause; doch bestimmter als zuvor schlug sie beides aus, indem sie erklärte, sie werde höheren Orts um ein Privilegium für ihr Geschäft nachsuchen, das man ihr als Apothekerswittwe nicht versagen könne. Fast allgemein wurde die arme Frau bedauert, man bot ihr von allen Seiten Unterstützung an, doch mit sehr unzeitigem Stolze wies sie dieselbe von sich. Dabei konnte man freilich nicht umhin, dem Sohne einen großen Theil der Schuld beizumessen, der sich um die alte Mutter wenig oder gar nicht zu bekümmern

schien — es wurden Urtheile über Sie gefällt — selbst Hellworth —“

„Beim allmächtigen Gott!“ rief Anton schmerzlich aus, der starr und unbeweglich jedes Wort des traurigen Berichtes einzusaugen schien — „auch meine Hülfe, die ich wiederholt ihr angeboten, hat sie verschmäht wie jede andre. Doch weiter — weiter — ich bin gefaßt, das Schrecklichste zu hören!“

„Ungefähr vor drei Wochen“ — fuhr Häßig fort — „wurde sie zum dritten Male angeklagt, und bald darauf durch zwei Gerichtsdiener über die Gränze des Stadtgebietes gebracht. Auf demselben Hügel, auf dem Sie heute standen, als ich vorübergieng, setzte sie sich nieder, und blickte gar wehmüthig nach der Stadt und nach der dürftigen Hütte zurück, die ihr sonst doch wenigstens ein Obdach gewährte, das sie jetzt entbehren mußte. Meine Knechte sahen sie gegen Abend schluchzend und weinend nach dem Eichwalde gehen und —“

„Wohin hat sie sich gewendet?“ fragte Anton bebend in der heftigsten Bewegung, und ein Strom heißer Thränen floß über seine Wangen herab.

„Menschenhülfe war ihr zu gering," — erwiederte der Verwalter mit höhnischem Lächeln — „darum hat sie die Gnade des Himmels in Anspruch genommen. — Vor etwa vierzehn Tagen fand man einen weiblichen Leichnam im Waldstrome, der wahrscheinlich schon mehrere Tage lang im Wasser gelegen und daher ziemlich unkenntlich geworden war. — Doch erklärte man ihn für den Leichnam Ihrer Mutter, und wie man bei Selbstmördern zu thun pflegt, begrub man ihn am Ufer des Flusses, unweit der alten Doppeleiche. Ein niedriger Grabhügel bezeichnet ihre Ruhestätte. — Der Herr schenke ihr den ewigen Frieden!"

„Todt, meine Mutter!" schrie Anton laut, im Uebermaße des Schmerzes. Der fürchterlichste Aufruhr in seinem Innern versagte ihm auf Augenblicke den Ton der Stimme, schlaff sanken seine Arme herab, und starr blieb sein Auge auf den Boden geheftet. Dann fuhr er plötzlich, wie von einem schreckhaften Traume erwachend, empor, und sprach mit leiser Stimme, als ob er es nicht wage, den Gedanken laut auszusprechen — „und Selbstmörderin! — Nein, nein! es ist

nicht wahr, es ist nicht möglich — so tief hat sie ihr fester Glaube nimmer sinken lassen. — Sie ist verunglückt in dem wilden Streme. — Von Menschen ausgestoßen, Preis gegeben jedem Elende — ohne Speise, ohne Obdach — krank vielleicht — in dürftiger Kleidung irrte sie im Walde umher; gebeugt von bittrer Noth — am Tage flüchtig, keine Heimath mehr, so weit das blaue Himmelsdach die Erde deckt — hülflos des Nachts — der feuchte Rasen ihre Lagerstätte — wie leicht kann nicht ein Unfall an des Flusses Ufern — sie ist verunglückt, nimmermehr hat sie ihr Leben eigenwillig den Fluthen Preis gegeben, nein — des fürchterlichen Frevels war ihr Herz nicht fähig!"

„Brav, recht brav!" fiel der Verwalter ein — „es ist des Sohnes Pflicht, den schrecklichen Verdacht vom Haupte seiner Mutter abzuwälzen — doch Beweise, junger Mann — Beweise für ihre Behauptung möchten schwerlich aufzufinden seyn."

„Todt, meine Mutter — und ihr Grab mit Schande bedeckt!" schluchzte Anton laut, und sank, wie vernichtet, auf einen Stuhl nieder, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Da trat Hellworth ins Zimmer, wechselte leise einige Worte mit Häffig, gieng näher auf Anton zu, legte seine linke Hand auf dessen Schulter, indem er ihn ernst anblickte. Doch keine Veränderung zeigte sich in Antons Mienen, kein Strahl der Freude erglänzte in seinem thränenschweren Auge beim Anblicke seines Erziehers, seines Wohlthäters. Noch immer vor sich hinausblickend, wie in tiefes Grübeln versunken, blieb er ohne Regung. Auch nicht die mindeste Bewegung seines Körpers verrieth irgend eine Empfindung, nur der tiefe Schmerz hatte sich fest und scharf den Zügen seines bleichen Antlitzes eingeprägt.

Auch Hellworth verrieth Theilnahme bei seinem Anblicke. Mit gefalteten Händen blieb er vor ihm stehen und sprach zu ihm: „wie gern möcht' ich durch Trostesworte Dein gebeugtes Haupt aufrichten und sanft es betten an die Vaterbrust; doch kann ichs nicht verbergen, es widerstrebet mein Gefühl, zum freundlichen Willkommen Dir auch nur die Hand zu bieten, denn einen großen Theil der Schuld hat man Dir zugemessen, daß Deine Mutter in Verzweiflung, nicht als Christin endete."

Mit lebhaftem Ausdrucke des Staunens und Unwillens richtete Anton während dieſer Rede ſein Haupt empor, und brach dann ſchmerzlich in die Worte aus: „Nun hab' ich keinen Freund mehr auf der Welt! auch Sie, mein Wohlthäter, der mich Sohn genannt — auch Sie halten meine arme Mutter ſolchen Frevels fähig? — Auch Sie ſtimmen ein in das Geſchrei der rohen Menge, die ohne Ueberzeugung von der ſchweren Schuld, das furchtbare Wehe! ruft über den Geiſt der Hingeſchiedenen — die voller Abſcheu an ihrem Grabe vorübereilt und ihr Gedächtniß der Schande zugeſellt?“

„Nur der Allwiſſende vermag das Dunkel zu lichten, das über Deiner Mutter Grab ſich ausgebreitet“ — erwiederte Hellworth — „auch ich vermag es nicht, der Wahrſcheinlichkeit der ſchrecklichen Vermuthung zu widerſprechen und wünſche nichts eifriger, als das Andenken an die traurige Begebenheit aus meinem Gedächtniſſe gänzlich verlöſchen zu können. — Als ich vor fünf Jahren Dir die Hand zum Abſchiede reichte, that ich das Gelübde, Dir Vater zu ſeyn bis zu meinem letzten Hauche. In Deiner Abweſenheit, wo Du

meiner Hülfe nicht bedurftest, bot ich diese Deiner Mutter und wurde zurückgewiesen. Doch war ich fest entschlossen, ihr im Falle der höchsten Noth meinen Beistand mit Gewalt aufzudringen, da rief mich die Bitte meiner kranken Schwester mit meiner Tochter zu sich, und wir verließen auf einige Monate Grauenstein. Als ich zurückkehrte, war leider schon vor wenigen Tagen die schmachvolle Strafe an Deiner Mutter vollzogen, alle Nachforschungen nach ihrem Aufenthalte vergebens, und als man ihren Leichnam aufgefunden, blieb mir nichts übrig, als Dich, mein guter Sohn, von Herzen zu beklagen, da durch der Mutter Schande auch an Dir ein unverlöschbarer Flecken haftet. Nenne es Vorurtheil, aber ich muß Dir offen bekennen, daß ich Dich nicht mehr, wie sonst, mit wahrer väterlicher Liebe in meine Arme schließen könnte. Mein Gelübde will ich halten, doch den leisen, herzlichen Wunsch, den ich damit verknüpfte, Dich einst, mein guter Anton, mit meiner Tochter durch den Segen der Kirche vereinigt zu sehen, muß ich leider aufgeben, denn kein Makel, sey es auch ein unverschuldeter, darf meinen Eidam belasten. Dies ist mein un-

widerruflicher Ausspruch! deshalb kehre zurück zu Deinem Geschäfte, suche Frieden zu gewinnen im Gebete, und willst Du meinem väterlichen Rathe folgen, so betritt den heimathlichen Boden nicht wieder.“

Nur flüchtig und dunkel, wie des letzten Hoffnungsstrahles, der dem Verzweifelnden in trüber Ferne noch entgegenschimmert, hatte Anton in dieser fürchterlichen Stunde Rosettens gedacht, und jetzt, als Hellworth seines Wunsches Erwähnung that, stieg ihr Bild, wie das eines tröstenden Engels, im reinsten Glanze des himmlischen Lichtes in seiner Seele empor; doch plötzlich verscheuchte auch das kalte, harte Wort des Vaters die liebliche Erscheinung, und nur in tiefere grauenvollere Nacht sank der Tiefgebeugte hinab. Krampfhaft ballte er die Faust, drückte sie vor die brennende Stirn, seine Lippen zuckten, und wie verzweifelnd stieß er die Worte aus: „keine Hoffnung mehr! — Das war mein Todesstoß — mein Leben ist dahin! — Ich bin gebrandmarkt — ich bin verworfen, wie ein Geächteter, von Menschen, die mich liebten.“ — Hastig sprang er auf, ergriff Hellworths Hand und rief ihm mit

gebrochner Stimme zu: „Wohlan, ich folge Ihrem väterlichen Rathe — ich kehre nie zurück. — Bringen Sie Ihrer Tochter mein letztes Lebewohl, ich darf sie jetzt nicht sehn und nimmer wieder, ihr Anblick würde mich entmannen. — Sie habe ich Vater genannt — jetzt bin ich eine Waise. — Ihre Wohlthaten werd' ich nie vergessen, doch Ihre fernere Hülfe sparen Sie für Makellose — ich bedarf keiner Menschenhülfe mehr."

Vergebens bemühte sich Hellworth, ihn zurückzuhalten, gewaltsam riß er sich los und stürzte hinaus in die Sturmesnacht.

3.

Wilder tobte der entfesselte Orkan, brausend und vernichtend wogte er über die Fluren dahin, immer lauter brüllte der Donner, und jedes lebende Geschöpf suchte Obdach vor dem Wüthen der Elemente; nur Anton allein stand mit unbedecktem Haupte unter dem flammenden Horizonte, ein Fremdling auf heimathlichem Boden. Rings

von Nacht umgeben, wankte er fort, die kalten zitternden Hände flach gegen die Stirn gepreßt, die fieberische Gluth zu kühlen, die der dumpfe Schmerz durch seine Nerven hauchte. Fast besinnungslos, des Wegs nicht achtend, schlich er gebeugt an den Mauern seiner Vaterstadt hinab, verließ dann unwillkührlich den eingeschlagnen Pfad und eilte, die Stadt im Rücken, über Wiesen und Felder dahin. Beinahe hatte er den Saum des Eichwaldes erreicht, als plötzlich ein zischender Blitzstrahl, wenige Schritte von ihm entfernt, die hochstrebende Krone einer Riesentanne zerschmetterte, und den zitternden Stamm mit gierigen Flammen verzehrte, die ringsumher die nachtbedeckte Gegend erhellten.

Aufgeschreckt aus seinem dumpfen Hinbrüten, stand Anton still, und bemühte sich jetzt, die unterm Drucke seines Seelenschmerzes fast erstorbene Erinnerung des Vergangenen wieder aufzufassen. Er hörte das nahe Rauschen des Waldstromes, dicht vor sich erblickte er die alte Doppeleiche, und furchtbar gieng der Gedanke in seiner Seele vorüber, daß er hier das schmachbedeckte Grab seiner unglücklichen Mutter finden müsse, hier —

wo so oft im heitern Knabenspiele, mit des Jugendlebens frischesten Reizen, ihm frohe Stunden wie Augenblicke dahinschwanden. Er eilte am Ufer hinab, mit ängstlichen Blicken forschend, als suche er hier ein verlornes theures Kleinod, und fand nach wenig Minuten den frischen Grabhügel, umspült von den wilden Wellen des ausgetretenen Stromes, geröthet von der knisternden Flamme des brennenden Kieferstammes, der fliegende Funken auf des Sturmes Fittichen — wie leuchtende Kerzen zur nächtlichen Todtenfeier — herübersandte, dem Tiefgebeugten das einsame Grab zu zeigen. Mit gefalteten Händen sank er hier auf seine Knie nieder, heiße Thränen linderten den Schmerz in seiner Brust, und im inbrünstigsten Gebete zu Gott rang er männlich, die lauernde Verzweiflung niederzukämpfen, die mit Riesenarmen seinen matten Geist zu umfangen strebte; entkräftet sank er endlich laut schluchzend zusammen, den kalten Grabhügel mit beiden Armen fest umschlingend.

So lag er lange in düstre Träume versunken, als er, aufgeschreckt durch einzelne Flintenschüsse und anhaltenden Trommelwirbel von der

Stadt herüber, sich mühsam erhob, und wehmüthig niederblickend das letzte Lebewohl hinabflüsterte zur kühlen Ruhestätte.

Alle seine schönsten Hoffnungen, alle seine Lebenspläne für die Zukunft, waren in einer einzigen schrecklichen Stunde vernichtet worden, er fühlte sich verstoßen, losgerissen von allen menschlichen Banden, die ihn an das Leben ketteten, der Friede seiner Seele, die Ruhe seines Herzens waren gemordet, und zum ersten Male in seinem Leben durchdrang ihn ein unwiderstehlicher Widerwille gegen die ruhige, einförmige Lebensweise seines erwählten Standes, in dem er sonst sein stilles Glück gefunden.

Nur ein blutsverwandtes Herz schlug noch für ihn auf dieser Welt in der Brust eines wackern Offiziers, der im Dienste seines Vaterlandes ergraut, an der Spitze einer Schaar freiwilliger Jäger die Waffen ergriffen gegen die Unterdrücker der Freiheit. Der Hauptmann Wernau war der leibliche einzige Bruder von Antons Mutter, doch hatte er seine Schwester seit vielen Jahren nicht gesehen, da sie sich heimlich, ohne sein Vorwissen, verheirathet und

ihm nie von ihrem Aufenthalte Nachricht gegeben, weil sie wahrscheinlich seine Mißbilligung und Vorwürfe über ihr heimliches Thun fürchten zu müssen glaubte, obgleich sie stets in ihrem Herzen den stillen Wunsch nährte, mit ihrem Bruder ausgesöhnt, in Frieden und schwesterlicher Liebe vereint mit ihm, ihre Tage beschließen zu können. Von Zeit zu Zeit hatte sie durch eine vertraute Freundin, ohne sein Wissen, Nachricht von seinem Aufenthalte und Befinden erhalten, die sie gewöhnlich mit inniger Rührung ihrem Sohne mittheilte, und dabei stets den Wunsch äußerte, nur einmal noch vor ihrem Tode ihren Bruder zu umarmen und das Wort Verzeihung aus seinem Munde zu hören. Doch als sie nach dem Tode ihres Gatten in die traurigste Armuth gerieth, ließ sie sich durch ihren falschen Stolz verleiten, den oftmals gefaßten Entschluß, ihn selbst durch öffentlichen Aufruf von ihrem Leben und Aufenthalte in Kenntniß zu setzen, gänzlich aufzugeben, da mit dem Ausbruche des Krieges auch jede Nachricht von ihm ausblieb. Anton hatte auf seiner Reise von seinem bisherigen Aufent-

haltsorte aus überall sorgfältige Erkundigungen nach ihm eingezogen, um seiner Mutter bei seiner Heimkunft durch Nachrichten von ihm eine Freude gewähren zu können', war auch so glücklich, den Standort seines Regiments und sein völliges Wohlseyn aus dem Munde eines Mannes verbürgt zu hören, der ihn persönlich kannte und mit der größten Achtung von ihm sprach. Deshalb schuf sich auch jetzt seine Phantasie ein Bild von ihm, ganz seiner würdig, das mit biedrer Herzlichkeit die Hand ihm reichte auf dem Todespfade. — Der kriegerische Waffenruf, der noch immer von der Stadt zu ihm herüberschallte, schien plötzlich das klare Bewußtseyn seines Zustandes erweckt und einen festen Entschluß für die Zukunft in ihm erzeugt zu haben. Ein wildes Feuer durchwogte seine Brust, es schien ihn hinausdrängen zu wollen aus den engen friedlichen Kreisen des bürgerlichen Lebens, hinaus in das feindliche Toben des Kriegsgetümmels, und fest entschlossen, noch in dieser Nacht seinen Oheim aufzusuchen und unter seinen Augen mit kalter Todesverachtung sein Leben dem Vaterlande zu opfern, verließ er das

Grab, nachdem er noch als Schutzmauer schwere Steine zusammengewälzt, die traurige, gefährdete Ruhestätte wenigstens vor dem Andrange der Wasserwogen zu sichern.

Mit jedem Schritte, der ihn entfernte von der geliebten Vaterstadt, in deren Schooße sonst so manche reine Freude ihm erblühte, zuckte ein stechender Schmerz durch seine Brust, und als er jetzt in geringer Entfernung Hellworths Vorwerk erkannte, blieb er sinnend stehen und ein tiefer Seufzer entfloh seinen bebenden Lippen. Düstre Lichtschimmer drangen spärlich nur durch die vom Sturmeshauche und Regen getrübten Fenster und schienen ungastlich, wie trügende Irrlichter, ihn zurückzuscheuchen von der befreundeten Wohnung; dennoch zog es ihn mit Allgewalt näher hinzu, er mußte das heißgeliebte Mädchen noch einmal sehen, und wenn bei ihrem Anblicke auch der ungeheure Schmerz den letzten Tropfen Blutes aus dem gebrochenen Herzen drängte, so blieb ihr liebes Bild im Augenblicke des Scheidens doch lichthell in seiner Seele — und eilig lenkte er seine Schritte dorthin.

4.

Auch über die gesegneten Fluren Grauenſteins ſchwang der Kriegsgott ſeine Geißel. Schon ſeit mehreren Monaten lagen feindliche Krieger im Städtchen, welche voll Uebermuth die friedlichen, faſt verarmten Bürger quälten und den ſauererworbenen Unterhalt derſelben mit lächelnder Miene verzehrten. Allgemein wünſchte man auch hier Erlöſung von dem Drucke der fremden Völker, und ſchon ſeit einigen Tagen ſah man ſämmtliche Einwohner in freudiger Bewegung, muthiger als jemals, ihre Geſchäfte betreiben, denn im ganzen Städtchen hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß ein wackre Schaar befreundeter Krieger auch zu ihrer Errettung in der Nähe ſich befinde, was ſich auch bald durch ein vor Kurzem jenſeits des Eichwaldes geliefertes Scharmützel beſtätigte, wobei die verhaßten feindlichen Truppen ſich genöthigt ſahen, eine vortheilhafte Poſition aufzugeben und ſich gänzlich ins Gebiet der Stadt zurückzuziehen.

Auch Hellworth hatte durch Kriegssteuern und zahlreiche Einquartierung bedeutenden Verlust erlitten, der ihn jedoch weniger schmerzte, als der schreckliche Gedanke, daß die Unschuld seiner Tochter durch das rohe, zügellose Betragen seiner aufgedrungenen Gäste täglich in Gefahr schwebe. Deshalb war er mit ihr auf einige Monate zu seiner entfernt wohnenden, kranken Schwester gereist, doch als sie nach Verlauf dieser Zeit völlig wieder hergestellt war, und auch die dortige Gegend von feindlichen Truppen besetzt wurde, kehrte er zurück nach Grauenstein, um seine eigene Habe nach Kräften zu schützen. Selbst seiner Schwester vertraute er die geliebte Tochter nicht länger an, sie mußte ihn wieder zurückbegleiten, denn nur dann fand er Ruhe, wenn er sie an seiner Seite wußte, von seinem Vaterauge bewacht. Bei seiner Zurückkunft untersagte er Rosetten jedes häusliche Geschäft, welches ihre Gegenwart den stets umherschweifenden Blicken der fremden Krieger verrathen könnte, und so eifrig sie sich sonst mit lebhafter Thätigkeit der Wirthschaft annahm, zog sie sich doch jetzt gern

in die Einsamkeit ihres Zimmers zurück, welches, entfernt vom Wohngebäude, im Erdgeschosse sich befand und dessen Fenster die Aussicht nach einem mit hohen Mauern umgebenen Garten vergönnten. Hier saß sie in der wilden Sturmesnacht allein, noch wachend mit lebhaften Träumen beschäftigt. Die Bilder der traurigen Gegenwart standen klar vor ihrer Seele und verhinderten sie, sich ein freundliches Gemälde einer glücklichen Zukunft zu entwerfen. Inniger als jemals fühlte sie ihr Herz bewegt von der reinsten Liebe zu Anton, und doch hatte sie seit langer Zeit keine Nachricht von ihm erhalten, denn sorgsam vermied es ihr Vater, seiner liebreich zu gedenken, wie er sonst wohl oft gethan. Ja, als er die traurige Sage vom schrecklichen Ende der Mutter seines Pflegesohns durch Hässigs Mund vernahm, verbot er ihr jeden fernern Briefwechsel mit Anton aufs Strengste, und erklärte ihr kurz, daß sie auf Erfüllung ihres Herzenswunsches, unter diesen Umständen, gänzlich Verzicht leisten müsse. Sein ungerechtes Vorurtheil und des Verwalters heimliche Bemühungen, Anton gänzlich aus seinem

Herzen zu verdrängen, mochten ihn zu einer Härte verleiten, die seiner Tochter eben so fremd war, als sie sich schmerzlich dadurch verletzt fühlte, denn sie sah ihr ganzes Lebensglück dadurch zerstört, und der kindliche Gehorsam, den sie hier nicht zu leisten vermochte, schien ihr zum ersten Male eine schwere Bürde. Die innigsten Wünsche ihres Herzens konnte kein väterliches Machtwort unterdrücken noch verbannen, deshalb blieb sie auch fern von ihrem Vater im einsamen Gemache und hier flossen ihre Thränen der gefährdeten Liebe still geweiht. Antons Gegenwart ahnete sie hier nicht und schon keimten Zweifel an seiner Treue in ihrem Busen, welche mit giftigem Stachel ihren Schmerz noch vermehrten. Von quälender Angst gefoltert, schritt sie im Zimmer auf und ab, die Decke schien auf ihr zu lasten, die Wände näher zusammengerückt, das geräumige Gemach so beengt, daß sie sich hinaussehnte in die freie Natur. Sie öffnete die Fenster und schaute hinaus in die wilde Gewitternacht. Kaum vermochte sie es, die Gegenstände im Garten zu unterscheiden, und doch schien es ihr, als

ob in geringer Entfernung ein Mensch sich bemühe, die Mauer zu übersteigen, und bald darauf ein Geräusch — wie das eines Herabspringenden — schien ihre Vermuthung zu bestätigen. Ohne die Fenster zu schließen, eilte sie erschrokken nach der Thür, um ihr Mädchen, welches gewöhnlich im Vorzimmer schlief, herbeizurufen, doch fand sie dieses leer, und indem sie weiter eilte, um nach der Treppe zu gelangen, welche zu den obern Zimmern ihres Vaters führte, fühlte sie sich von starken Armen umschlungen und fortgerissen nach ihrem Gemache. Angst und Schrecken hatten ihr die Sprache geraubt und kaum noch athmend, erblickte sie sich hier beim Schein der brennenden Kerze in den Armen eines fremden Offiziers, der sie schon mehrere Tage hindurch, im Verborgenen, vom Garten aus beobachtet und jetzt ihren Aufenthaltsort ausgekundschaftet. Ein neuer Schrecken überfiel sie, denn der Anblick dieses Mannes schien mehr geeignet Grauen zu erwecken, als ihre Furcht zu zerstreuen. Dichtes, schwarzes Haar bedeckte in wilder Unordnung seinen Scheitel, unter den buschichten Augenbraunen schossen die

kleinen Augen Feuerblitze hervor, seine Stirn bedeckte feurige Röthe, wie vom Weinrausche erzeugt, und alle Leidenschaften schienen sich vereinigt zu haben, auf seinem Angesichte tiefe, markirte Züge zurückzulassen. Seine Gestalt war klein, doch von gedrungenem Bau, und mit wilder Gier und mit seltener Kraft hielt er seine Beute umfaßt. Kaum vernehmbar verhallte Rosettens Hülferuf, den sie mit gebrochener Stimme aus angstbeklemmter Brust hervorstöhnte, ihre Sinne schwanden, bewußtlos sank sie zusammen und mit heißen, stürmischen Küssen bedeckte der Fremde ihre bleichen Wangen, ihre bebenden Lippen. Seine tiefen Athemzüge, seine zitternde Hand, seine stechenden Blikke, die mit wilder Gier die reizende Gestalt des ohnmächtigen Mädchens zu verschlingen schienen, verriethen nur zu deutlich seine schändliche Begierde, die ihn hierhergetrieben. Ein teuflisches Lächeln schwebte auf seinen Lippen, als er, in ihrem Anschauen versunken, alles um sich her zu vergessen schien; denn wie ein drohender Warnungsruf brüllte schrecklicher als zuvor der Donner, wie ein wallendes Feuermeer schien

der ganze Horizont zürnend die zuckenden Strahlen herniederzuschleudern, und bescheiden verlosch die künstliche Kerze im Zimmer vor dem alles erhellenden Glanze der lodernden Flammen, mit denen die allgewaltige Natur den nachtbedeckten Erdkreis erleuchtete. Ein ungeheurer Donnerschlag erschütterte die Grundfesten des Hauses — da schlug Rosette die Augen auf, strebte mit der letzten Kraft zu entfliehen, rief laut um Hülfe, und in demselben Augenblicke ertönte auch im Garten der laute Ausruf: „Hilf, heiliger Gott!“ — Ein Mensch ward sichtbar, der mit einem Blicke das Zimmer zu überschauen schien, entschlossen durchs Fenster stieg, den Fremden mit kräftiger Faust zu Boden schleuderte und so die Hülflose befreite. Erschöpft war Rosette in einen Sessel gesunken, da raffte der Offizier vom Boden sich auf, zog einen kurzen, blitzenden Dolch hervor und stürzte mit wüthender Gebehrde auf seinen Gegner los, der nur mit dem betäubten Mädchen beschäftigt, vor ihr auf die Knie gesunken war. Doch als er jetzt die feindliche Bewegung des fremden Kriegers wahrnahm, sprang er empor, mit ge-

ballter Faust sich zur Wehre stellend, rang mit seiner ganzen Kraft, ihm den Dolch zu entwinden, — verzweifelnd drängte er jetzt die mordbegierige Hand des Gegners zurück und stieß die tödtliche Waffe tief in die Brust des Wüthenden. Dumpf röchelnd stürzte dieser zu Boden und ein Blutstrom färbte die Dielen; doch jener stand starr und unbeweglich, die Arme noch weit vor sich hinausgestreckt, mit denen er unwillkührlich die schreckliche That vollbracht. Sein Auge haftete am blutgefärbten Boden, sein Ohr vernahm das fürchterliche Angstgestöhn des Sterbenden — da brachen seine Knie, und in wilder Hast bemühte er sich, den Schwerverwundeten aufzurichten, doch vergebens; sein Auge war bereits gebrochen, seine zuckende Hand schien jede Hülfe abwehren zu wollen und im schmerzlichsten Todeskampfe hauchte er seine Seele aus. Da wagte es Rosette ihr Antlitz zu enthüllen, das sie mit beiden Händen bedeckte, und einen scheuen Blick auf die schreckliche Scene zu werfen. Das Zimmer war in Nacht gehüllt, nur auf Augenblicke erhellt vom falben Scheine der entfernteren Blitzstrah-

len, und fest ruhte ihr Auge jetzt auf dem bleichen Angesichte des Knieenden, der den erstarrten Leichnam noch fest in seinen Armen hielt.

„Anton!“ schrie sie laut, mit dem Ausdrukke des Entsetzens, und schaudernd verbarg sie wieder ihr Antlitz mit der zitternden Hand.

„Mörder!“ hallte es dumpf und leise von seinen Lippen wieder, indem er den Ermordeten aus seinen Armen gleiten ließ, sich kraftlos vom Boden erhob und wankend im Zimmer auf und nieder schritt. Zuweilen blieb er stehen und blickte scheu und düster auf den Leichnam; seine vor wenigen Minuten bis aufs Höchste gespannte Kraft schien durch die gräßliche That gebrochen, denn kaum war er noch fähig, sich aufrecht zu erhalten, keinen Gedanken, keinen festen Entschluß vermochte er zu fassen, und ein fast kindischer Kleinmuth hatte seine Seele erfüllt. Da unterbrach das ängstliche Schweigen ein lauter, wiederholter Hörnerruf und Trommelschlag, welcher von der Stadt her auf der Heerstraße immer näher zu kommen schien; auch wurden in dem Hauptge-

bäude des Vorwerkes, welches die fremden Krieger bewohnten, plötzlich mehrere Stimmen laut, die nach ihrem Kapitain riefen.

Die schreckliche Gefahr, in der sein Wohlthäter, sein geliebtes Mädchen schwebte, wenn man den Leichnam des Ermordeten in seinem Hause, in ihrem Zimmer fände, wurde ihm jetzt plötzlich klar, und stand mit all den grausenerregenden Bildern der schrecklichen Folgen, welche seine blutige That — wenn sie von den Feinden entdeckt wurde — nothwendig nach sich ziehen mußte, lebendig vor seiner Seele. Von diesen schrecklichen Bildern zur Thätigkeit aufgegeißelt, gewann sein Geist auch wieder Kraft, einen schnellen Entschluß zu fassen. Um Rosette aus der Gewalt des rohen Wüstlings zu befreien, hatte er ohne seinen Willen die gräßliche That vollbracht — um ganz sein Rettungswerk zu enden, mußte er sie jetzt vor den Folgen derselben schützen und sie und ihr Haus vor der Rache der Kameraden des Ermordeten sichern. Nur durch schleunige Hinwegräumung des Leichnams, mit eigner Lebensgefahr, schien ihm das noch möglich. Da er

von seiner Kindheit an täglich in Hellworths Hause aus und eingegangen, kannte er jeden Ausgang desselben genau, deshalb erinnerte er sich auch jetzt einer geheimen Pforte, welche aus dem Vorzimmer von Rosettens Wohngemache auf die Landstraße führte.

Schnell entschlossen umfaßte er die Leiche, und trug sie bis zur Thür, doch hier warf sich ihm Rosette in den Weg und rief mit angstbeklemmter Stimme: „wohin, Anton? wohin?“

„Laß mich hinaus!“ flüsterte ihr dieser hastig zu — „allein auf meiner Seele lastet dieser Mord, laß mich allein auch seine Folgen tragen! Gedenke mein, wenn Du von Blut und Schlachten hörst — leb' wohl! wir sehen uns nimmer wieder!“

Mit diesen Worten eilte er durch die halbgeöffnete Thür mit seiner schweren Bürde, schlug sie ins Schloß, und verhinderte so Rosette, die auf ihren Knieen, weinend, mit emporgehobnen Armen, ihn zu bleiben beschwor — ihm zu folgen. Im Vorzimmer fand er eine halb niedergebrannte Lampe, deren matter Schein ihm die niedre Pforte zeigte, in deren Schlosse noch

der Schlüssel steckte, den Rosettens Mädchen gewöhnlich erst beim Schlafengehen abzuziehen pflegte. Mit leichter Mühe war sie geöffnet, und er befand sich im Freien.

5.

Immer lauter ertönte der kriegerische Ruf, mehrere Fackeln flackerten ihm aus dem geöffneten Stadtthore entgegen, Gewehrfeuer und wilde Stimmen der sich zu ihren Fahnen sammelnden Soldaten durchtobten die Nacht, und lodernde Wachtfeuer erhellten ringsumher die Gegend. Fern über dem Eichwalde rollte der Donner noch, und zischend, wie spielende Schlangen, wanden die zuckenden Strahlen durch dickbelaubte Wipfel sich zur Erde nieder, nur noch leuchtend, der zerschmetternden Kraft beraubt. Das große Hofthor des Vorwerkes wurde geöffnet, ein Schwarm Krieger stürzte mit wildem Geschrei heraus, und wie von tausend Furien gegeißelt, eilte Anton so schnell, als es ihm die Last erlaubte, die er auf seinen

Schultern trug, nach dem Walde. Hier schlug er einen Seitenpfad ein, und stürzte laut keuchend über Steine und Wurzeln immer vorwärts, durch Verzweiflung mit Löwenkraft erfüllt, von drängender Angst gepeitscht. Er hörte Stimmen hinter sich, rechts und links einzelne Flintenschüsse, er glaubte seine That verrathen durch die blutige Spur in Rosettens Zimmer, rachgierige Verfolger an seine Fersen geheftet — und beim matten Scheine der Blizzesflammen schien es ihm, als ob die Riesenarme hundertjähriger Eichen ihn zu erfassen strebten, als ob die hohen grauen Stämme, seine Flucht zu hemmen, drohend ihm entgegen schritten, und bemooste Wurzeln belebt am Boden kröchen, seine Füße zu umschlingen. Schon brachen seine Knie, und jetzt wagte er es zum ersten Male, rückwärts zu blicken. Ein Flintenschuß, kaum zweihundert Schritte hinter ihm, steigerte seine fürchterliche Angst bis zum höchsten Gipfel; jetzt versuchte er es, den Leichnam abzuwerfen, doch dieser schien nicht weichen zu wollen von seines Trägers Schultern, seine erstarrten Arme schienen fest sich anzuklammern

und sein blutbesprütztes Haupt lastete, wie ein Centnergewicht, herabhängend auf Antons Brust. Mühsam, mit der letzten Anstrengung aller seiner Kräfte, schleppte der Belastete sich weiter — da hemmte plötzlich ein jäher Felsenabgrund seine Schritte — er stand an der Schreckensschlucht.

Kein Bewohner der Umgegend wagte es, bei Nacht die Gränzlinien dieses verrufenen Ortes zu überschreiten, und die schauerlichsten Sagen sträubten die Haare des Wanderers empor, wenn er sich in seine Nähe wagte. Denn in frühern Zeiten hatte diese Schlucht einer Räuberhorde zum Schlupfwinkel gedient, welche hier, geschirmt durch ungeheure Felsen, verborgne Gänge und Höhlen, die furchtbarsten Gräuel verübten. Hart am Rande dieses Abgrundes stand Anton mit seiner Bürde. Kein Gedanke an die gespenstischen Erzählungen und Ammenmährchen von diesem Schreckensorte keimte in ihm auf, vielmehr schien es ihm ein glücklicher Zufall, seine Schritte hierher gewendet zu haben, denn in dem ungeheuern Felsengrabe konnte er den Leichnam am sichersten verbergen.

Die dichte Finsterniß verhinderte ihn, die Tiefe mit den Augen zu messen, auch war ihm kein Fußsteig bekannt, der hinabführte. Schon setzte er den zitternden Fuß auf ein hervorragendes Felsstück, da wurden wieder Stimmen laut, und heller Fackelschein brach durch das dunkle Laub — er mußte hinab, denn nach keiner Seite blieb ihm ein Ausweg, seine Glieder waren gelähmt, seine Kniee zitterten, der morsche Stein unter seinen Füssen rollte hinab, und den Leichnam fest umschlingend, stürzte er mit ihm in die Tiefe.

6.

Ein schmaler Purpurstreifen am östlichen Horizonte verscheuchte bereits die wallenden Nebelfluthen von Hain und Flur, eine freundliche Morgendämmerung belebte mit ihrem sanften rosigen Lichte jeden Gegenstand, und eine feierliche Stille herrschte ringsumher — da schlug Anton, erwachend aus seiner Betäubung, die

Augen auf. Doch sein Zustand glich dem eines Blödsinnigen; ein schwarzer Flor schien sein weitgeöffnetes, starres Auge zu verdunkeln, jede seiner Bewegungen zeigte von gänzlicher Entkräftung, und farbenlose Bilder, die er nicht festzuhalten vermochte, drehten sich in immer schwingenden Kreisen vor seiner Phantasie. Gedankenlos starrte er umher, und in seinen mangelhaften Erinnerungen der Vergangenheit fand er keinen Aufschluß über seinen grausenvollen Aufenthalt. Mühsam kroch er einige Schritte weit am Boden fort — er fühlte einen brennenden Durst, und gierig sog er mit trockner Zunge und Lippen die Wassertropfen auf, die sparsam sich auf den üppig wuchernden Farrenkräutern gesammelt hatten, barg dann die fiebrisch brennende Stirn in die weiche, feuchte Moosdecke, die flimmernd von crystallnen Thautropfen, wie ein perlengestickter Sammetteppich den Erdboden überzog. Da blickte der erste Sonnenstrahl freundlich und tröstend über die grauen Felsen zu ihm herab, und wie das Purpurlicht allmählig die Natur mit frischem Glanze erhellte und die gesenkten

Blumenhäupter emporrichtete, so ward es Licht in seiner Seele und die schwere Nebeldecke der Betäubung wich. Er versuchte es, sich aufzurichten und schleppte sich zurück nach dem Orte, wo er in vergangener Nacht vom Felsen niederstürzte. Hier lag der erstarrte Leichnam, ausgestreckt, mit zerschmettertem Haupte, und unter demselben der gewichtige Stein, der vor ihm unter seinen Füßen hinabgerollt. Schaudernd maß er jetzt die Höhe bis zum Felsenrande, und wunderbar fühlte er sich bewegt durch den Gedanken, daß im Augenblicke der äußersten Gefahr der Körper des Ermordeten, bei dem lebensgefährlichen Sturze in den Abgrund, ihm zur Schutzwehr dienen mußte, daß er seine eigenen Glieder nicht am Boden zerschmetterte. „Ja Herr des Lebens!“ rief er tiefbewegt — „auch in den wilden Sturmnächten wacht dein Vaterauge! du willst es, ich soll lebend dulden, und duldend meine Bürde tragen, — dein Wille sey geheiligt!“ Kniend erhob er die gefalteten Hände gen Himmel und flehte um den Balsam des Glaubens, den der Erlöser allen Dulden verheis-

sen, des Herzens brennende Wunden zu heilen; da rötheten sanft die purpurnen Flammen des östlichen Himmels die bleichen Wangen des Betenden, ein reiner Lichtstrahl erglänzte in seinem Auge, und über seinem Haupte, rings umher, in den Blumenwipfeln und auf den höchsten Felsenspitzen, erschallten die Hymnen der Sänger des Haines, dem allgütigen Schöpfer zu Ehren. Als er sich gestärkt von seinen Knieen erhoben, und sein erster Blick jetzt wieder auf den Leichnam fiel, da löste sich ein tiefer Seufzer von seinem Herzen und leise flüsterte er hinauf in die unermeßlichen Räume des Himmels: „O mein Herr und Gott! rechne mir die schwere Schuld nicht zu — laß das vergoßne Blut auf meinem Haupte nicht lasten. Dein Blitzstrahl zeigte mir die dringende Gefahr des heißgeliebten Mädchens, dein Donner rief mich auf, die Ohnmächtige zu befreien aus der Gewalt des Bösewichts. — Ich sah den blanken Stahl auf meine Brust gezückt — Nacht umhüllte meinen Geist, mein Auge — und unwillkührlich vollbrach-

te meine Hand, was tief mein Herz verabscheut."

Er betrachtete jetzt seinen Aufenthaltsort genauer und fand, daß er in einem von hohen Felsen umgebenen Raume sich befinde, welcher in verschiedenen Windungen fortlief, und sich in mehreren Schluchten ausbreitend, endlich im dichten Gebüsch verlor. Dem Körper des Ermordeten eine Ruhestätte zu suchen, war jetzt sein erster Gedanke, denn sein Anblick war gräßlich. Die gebrochenen Augen starrten noch weit geöffnet aus ihren Höhlen hervor, das schwarze Haar hieng, vom Blute triefend, über den zerschmetterten Schädel herab, die blauen Lippen waren geöffnet, zeigten zwei Reihen Zähne, die fest auf einander gedrückt, im Tode noch zu knirschen schienen, und schon kreisten heißhungrige Raben hoch um die Felsenspitzen, krächzten ihr Todtenlied und blickten gierig herab nach der seltenen Beute. In der Absicht, eine Höhle zu suchen, welche der Leiche zur Gruft dienen könne, gieng Anton die Schlucht entlang, doch kaum hat-

te er hundert Schritte zurückgelegt, als er frische Spuren menschlicher Tritte im hohen Grase gewahrte, und in demselben Augenblicke bemerkte er Rauchwolken, welche zwischen den Felsen emporstiegen. Erstaunt, in dieser wilden, verrufenen Einöde Spuren menschlicher Wesen zu finden, bog er jetzt um einen Felsen, der hervorspringend ihm die weitere Aussicht hemmte; da gewahrte er in geringer Entfernung ein Feuer, welches lustig brannte unter einem bedeckten Raume, der von ungeheuern Steinmassen gebildet und rings von dichtem Gesträuch umgeben war. Am Feuer beschäftigt saß ein Weib, ärmlich gekleidet, Kopf und Gesicht größtentheils mit einem wollenen Tuche verhüllt, und in der Höhle ausgestreckt, auf einem Mooslager, lag eine männliche Gestalt, schlafend, mit einem Bärenfelle überdeckt, den Kopf mit blutigen Tüchern umwunden. Ein heimliches Grauen überfiel Anton bei diesem Anblicke; mit zurückgehaltenem Athem schlich er ohne Geräusch näher, nicht ohne innere Angst

die sonderbaren Bewohner dieser Einöde still beobachtend. — Jetzt verließ das Weib das Feuer, gieng leise zu dem Schlafenden, kniete an seinem Lager nieder, beugte sich über ihn hin und schien ihn lange mit Wohlgefallen anzuschauen — dann streichelte sie seine gebräunten Wangen, deckte sorgfältig die Bärendecke, die an einigen Stellen zurückgeschlagen war, über ihn hin und setzte sich neben ihm auf den Boden nieder, mit gefalteten Händen, ihre Blicke fest auf ihn gerichtet. Das Mienenspiel des Schlafenden zeugte von einer heftigen Bewegung, die ein lebhafter Traum in seinem Innern hervorzubringen schien; seine Lippen, die, wie sein Kinn, von einem starken, grauen Barte bedeckt waren, bewegten sich zuckend, und unverständliche Worte drangen daraus hervor. Da erblickte Anton dicht neben ihm kriegerische Waffen und schon gerieth er auf die Vermuthung, daß die Sage von diesem Schreckensorte nicht ungegründet sey, daß er auch jetzt noch von Menschen be-

wohnt werde, welche durch Raub und Mord ihr Leben fristeten. Aber so schrecklich auch der Anblick des Mannes war, von dem er sein Auge nicht zu wenden vermochte, so flößte er ihm doch, je länger er ihn betrachtete, mehr Mitleiden als Furcht ein, und wie festgebannt fühlte er sich an die Stelle, wo er stand. Das Weib war ängstlich beschäftigt um den Schlafenden und bemühte sich, seine schreckhaften Traumbilder zu zerstreuen, indem sie ihm freundlich zuzusprechen schien, das Moos auflockerte und sein — wie es schien — verwundetes Haupt sanft an ihre Brust legte — da öffneten sich seine Augenlieder und ein Paar große schwarze Augen drangen daraus hervor, welche den ersten feurigen Blick auf Anton warfen, der noch regungslos am Felsen lehnte. Schnell richtete der Verwundete sich halb empor, griff mit der rechten Hand nach einem Pistol und zeigte mit der Linken nach der Stelle, von welcher der Lauschende sich eben zu entfernen versuchte; doch erschrocken sprang das

Weib vom Boden auf, lief näher auf ihn zu, maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen mit scharfen Blicken, und sank heftig zitternd, mit weit hinausgestreckten Armen, auf ihre Knie nieder. — Anton erbebte — das Tuch, welches früher ihr Gesicht verhüllte, war jetzt zurückgeschlagen — er starrte ihr unbeweglich ins Auge, ihre Züge waren ihm so freundlich bekannt — er wankte zurück, denn er glaubte, den Geist seiner Mutter zu erblikken.

Sie wollte sich wieder aufrichten, doch ihre Füße versagten ihr den Dienst, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte schleppte sie sich auf ihren Knien bis zu ihm hin, umklammerte ihn fest und rief von lautem Schluchzen unterbrochen: „mein Sohn! mein Sohn! — mein guter, mein herzlieber Anton!“

Dieser glaubte ein Trugbild vor sich zu sehen, denn die Möglichkeit, die heißgeliebte, todtgeglaubte Mutter lebend, in dieser Wüste zu erblicken, fand keinen

Grund in seiner schmerzgebeugten Seele. Entsetzt versuchte er es, sich loszuwinden, doch die bebende Stimme durchdrang sein Herz bis in die geheimsten Tiefen — er sah die Freudenthränen ihre bleichen Wangen netzen — er fühlte ihre lebenswarme Hand fest in die seinige gedrückt — da schwand ihm plötzlich jeder Zweifel und im Uebermaße der Freude schloß er sie fest in seine Arme.

7.

Als Beide nach einer langen Pause — in welcher nur eine feste Umarmung, stumme Blicke und Thränen die freudige Regung ihrer Herzen laut verkündeten — sich von ihrem wechselseitigen Erstaunen erholt hatten, bestürmte die tiefgerührte Mutter ihren Sohn mit drängenden Fragen, der noch immer, ihr fest ins Auge

blickend, den schnellen glücklichen Wechsel seines Geschickes nicht zu fassen vermochte.

„Führt Dich auch Dein kindliches Herz zu mir, mein guter Anton?“ hub sie an — „wie hast Du mich hier in dieser Wildniß aufgefunden? — Liebst Du auch Deine alte Mutter noch wie sonst? das sage mir, mein lieber Sohn, mit einem Worte nur, sonst kann ich Deines Anblicks mich nicht freuen.“

„Hier, meine Mutter“ — erwiederte Anton, indem er ihre Hand auf sein hörbar klopfendes Herz legte — „hier hat Dein Wiedersehen eine tiefe Wunde, die vor wenig Augenblicken blutend noch mich schmerzte, schnell geheilt, und kräftiger als sonst, lodert hier die Flamme kindlicher Liebe, sanft erwärmend, Leben hauchend, in der erstarrten Brust. — O, meine innig-geliebte, theure Mutter! keine Menschensprache schildert meine Freude! — Ich halte Dich ja wieder fest in meinen Armen — das sind ja noch dieselben An-

gen, die so oft und freundlich mir entgegenlächelten, dieselben Züge, die treue Mutterliebe Deinem Antlitz eingeprägt, dieselbe Hand, die sorgsam mich als Kind gepflegt, die tröstend finstre Wolken von des Jünglings Stirn gestreichelt, wenn düstrer Unmuth mich umfing.“ — Er zog sie fester an seine Brust, und seine Thränen netzten ihre tiefgefurchten Wangen.

„Hier, abgeschieden von der Welt“ — fuhr die Mutter fort — „hatte ich Verzicht geleistet auf jede Lebensfreude, aber Gottes Güte ist unermeßlich! — Auch in der Wüste hat sein Vaterauge über mich gewacht — er sendete den reichen Himmelssegen — meinen Sohn gab er zurück in meine Arme, und dort — Anton — dorthin wirf Deinen Blick — dort knie nieder und bete brünstig unsern Schöpfer an, der uns auf dunklem Pfade tröstend einen Lichtstrahl sendet.“

Ihr Auge erglänzte von reiner Freude — mit der rechten Hand zeigte sie auf den Verwundeten, der sich mühsam aufgerichtet und

eben im Begriff war, sein Lager zu verlassen, und mit der Linken zog sie ihren Sohn hastig mit sich fort zur Höhle. „Gott ist barmherzig!“ rief sie laut — „am Rande meines Grabes hat er meinen heißen Wunsch gewährt. — Ausgestoßen aus dem Kreise der Menschen, sandte er mir, der Verlassenen, den längsterschnten Bruder mit einem Herzen voll treuer Liebe.“

Ein neues freudiges Erstaunen fesselte Antons Zunge; er knieete am Lager nieder und bedeckte mit heißen Küssen die Hand des Hauptmanns, der ihn, ohne seine Schmerzen zu achten, fest in seine Arme schloß.

So saßen die drei Glücklichen zusammen auf hartem Boden, Arm in Arm geschlungen, Hand in Hand — Thränen verdunkelten ihre Augen, nur einzelne Worte verkündeten die Stimmung ihrer Herzen, und die Empfindung der reinsten Freude schuf ihnen die traurige, wüste Einöde zur paradiesischen Gegend.

„Wohl sollte ich zürnen“ — hub die Mutter wieder an, zu ihrem Sohne gewen-

ter — „daß Du auf meine letzten Briefe auch mit keiner Zeile geantwortet. Ich bat Dich so herzlich, zu mir zu eilen, denn meine Kräfte wurden schwach, und mein armseliger Verdienst reichte kaum hin, mein Leben zu fristen. Wohlthaten anzunehmen, war ich zu stolz, denn ich hoffte täglich auf meinen Sohn, der mir schon früher Unterstützung angeboten, wo ich sie ausschlagen mußte, weil ich ihrer damals nicht bedurfte. Doch Du bliebst aus, keine Nachricht von Dir gab mir Trost, und immer fester prägte sich der traurige Gedanke ein in meine Seele, daß auch Dich der wilde Kriegssturm hinweggerafft."

„Bei allem, was mir heilig ist!" rief Anton aus — „gleiche Sehnsucht nach einer Kunde von Dir hat quälend mich verfolgt, und endlich mich zurückgetrieben in die Heimath, selbst nach Dir zu forschen. Seit einem halben Jahre habe ich keine Briefe mehr erhalten, und wahrscheinlich sind durch die Unordnungen, welche der Krieg durch alle deutsche Staaten ver-

breitet, auch die meinigen verloren gegangen."

„Das war auch meine Furcht" — erwiederte sie — „darum habe ich Dich auch in meiner höchsten Noth freigesprochen von jeder Schuld. Die bitterste Armuth war nicht vermögend, mich ganz niederzudrücken, aber der Spott und Hohn der Menschen beugte meinen Geist, daß ich mich abwendete von ihnen. Als das Gericht sein Urtheil über mich gefällt, da glaubte ich freilich, meine Wanderung auf dieser Welt würde nur noch von kurzer Dauer seyn, und mit den ersten Schritten, die mich aus meiner Hütte führten — wo Jahre lang der stille Friede bei mir weilte — würde ich in meine Grube sinken, wo der ewige Friede wohnt. Doch fand ich mich stärker, als ich je geglaubt. Ich trat hinaus in Gottes herrliche Schöpfung, das grünende Laub, die schweren, gesegneten Aehren, die fruchtbeladenen Bäume, die tausend muntern Geschöpfe, die unterm freien Himmelszelte ihre Nahrung fanden, gaben mir ein heitres Bild des Lebens;

und meine bange Seele wurde getröstet und ermuthigt. Ich schlich am Vorwerke vorbei und hörte dort, daß Hellworth noch nicht zurückgekehrt sey. Der Verwalter Häffig trat mir entgegen, grüßte mich höhnisch, und wünschte mir spottend eine glückliche Reise. Das war der letzte Wermuthstropfen — ich nahm ihn standhaft und erstieg einen nahen Hügel, um dort auszuruhen. Hier wartete ich den Untergang der Sonne ab, und gieng dann leise betend nach dem Forste, ohne zu wissen, wo diese Nacht mein müdes Haupt ruhen würde. So gelangte ich bis zur Schreckensschlucht, in die ich oft schon ohne Grauen hinabgestiegen, heilsame Kräuter zu suchen, die hier zwischen den Felsen in Fülle wachsen. Ich kannte einen ziemlich bequemen Weg hinab, zauderte nicht lange, stieg hinunter, und suchte diese Höhle auf, die mich schon oft vor Sturm und Regen ganze Nächte auf meinen Wanderungen barg. Hier ruhete ich, und der stille Geist des Friedens schien auch in der Wildniß über mir zu wachen, denn ich erwachte am an-

dern Morgen gestärkt durch einen süßen Schlummer. Einige meiner selbstbereiteten Medicamente, welche ich mit mir genommen hatte, trug ich nun in ein ziemlich entferntes Dorf, wo mich niemand kannte, tauschte mir dafür Lebensmittel, Kochgeschirr und Feuermaterialien ein, und schlich in der Dämmerung wieder zurück nach meinem stillen Aufenthalte. Ich zählte von nun an die Tage nicht mehr, nahm wenig Nahrung, und lebte nur im Gebete, wie eine Abgeschiedene von der Welt. Doch vor einigen Tagen hörte ich oben, als ich mich nach dem Eichwalde gewagt, um wieder nach dem Dorfe zu gehen, kriegerischen Lärm rings um mich her. Erschrocken wollte ich umkehren, da brachen mehrere Soldaten durchs Gebüsch und trugen auf ihren Gewehren einen Verwundeten. Sie fragten mich, ob ich in der Nähe nicht ein sicheres Versteck für ihren Hauptmann wisse? und ohne die Gefahr zu beachten, der ich mich theilhaftig machte, führte ich sie in meine Höhle, denn sie trugen ja die Uniform der Befreier meines Va-

terlandes, und der Verwundete schien schneller Hülfe zu bedürfen. Mit geübter Hand verband ich hier seine Wunden, legte heilende Kräuter auf, ein Kosak breitete besorgt eine Bärendecke über ihn, und nannte ihn bei seinem Namen. Ich horchte hoch auf — denn es war mein eigner Familienname. Einige der Soldaten erboten sich, bei ihm zu bleiben, doch mit strengem Ernste wies der Hauptmann ihr Anerbieten zurück, befahl ihnen, ins Treffen zurückzukehren, und schweigend gehorchten sie. Der Kosak warf mir noch ein Torniſter zu, dessen Inhalt ich in dem Augenblicke nicht beachtete, drückte mir noch freundlich die Hand, und bald befand ich mich mit dem Verwundeten allein. Sein Name hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, eine seltsame Ahnung stieg in mir auf; ich forschte, in seinem Gesichte bekannte Züge zu entdecken, doch es war von Blut und Narben entstellt, und sein Auge geschlossen. Ein heftiges Wundfieber, welches ihn überfiel, suchte ich durch alle Mittel, welche mir nur zu Gebote stan-

den, zu heben; ich verließ ihn keinen Augenblick, welches mir um so leichter möglich wurde, als ich in dem Geschenke des Kosaken Lebensmittel für mich im Ueberflusse fand. Vorgestern war sein Zustand gefahrloser als jemals, sein Auge war wieder hell und klar, er vermochte es, sich zu bewegen, reichte mir freundlich dankend seine Hand, blickte mich lange und forschend an, einige Worte von ihm lösten meine Zweifel, ich entdeckte mich ihm, und noch in derselben Minute lag ich an der Brust meines Bruders."

Mit inniger Rührung hatte Anton zugehört, und durch laute Ausrufungen seine herzliche Theilnahme bei der Erwähnung ihrer traurigen Flucht in diese unwirthbare Einöde verkündet. „O hätt' ich Deine Noth nur ahnen können!" — rief er aus — „Tag und Nacht wär' ich geeilt, Dir mit treuer Kindesliebe beizustehen. Doch des Schicksals Hand hat schwer auf uns gelastet; auch jetzt noch hätt' ich nimmer Deinen Aufenthalt erforscht, wenn nicht ein

Zufall faſt gewaltſam mich hierher geführt. Beim Eintritt in die Gränzen meiner Vaterſtadt ward mir ſchon die ſchreckliche Kunde von Deiner Verweiſung — von Deinem Tode —“ hier hielt er inne, denn er vermochte es nicht, die allgemeine ſchreckliche Sage von der eigenmächtigen Verkürzung ihres Lebens ihr mitzutheilen, um ihre reine Freude nicht zu trüben.

„Wohl war ich abgeſchieden für die Welt“ — erwiederte die Mutter — „obgleich der Einbruch des Winters mich vielleicht gezwungen, Hellworths Erbieten anzunehmen, doch“ — fuhr ſie plötzlich auf — „Anton, was iſt Dir begegnet? barmherziger Gott! Deine Kleider ſind mit Blut befleckt!“

So ungern auch Anton die der Freude nur geheiligten Augenblicke des Wiederſehens durch die Erzählung der ſchrecklichen Begebenheiten in vergangener Nacht ſtörte, ſo konnte er jetzt doch nicht mehr ausweichen, er mußte ſie mittheilen.

Bebend hörte die besorgte Mutter jedes seiner Worte mit ängstlicher Erwartung, und als er jetzt ihr seine unwillkührliche Mordthat gestand, blickte sie ihm ernst und forschend ins Auge; doch er wendete seinen Blick nicht von dem ihrigen, legte die rechte Hand auf seine Brust, und sprach mit fester Stimme: „bei meiner Seele ewigem Heil! meine Hand hat die tödtliche Waffe nicht berührt, und ohne mein Bewußtseyn ward ich Mörder!“

Da erhob sie ihre Blicke zum Himmel und rief: „Gerechter Gott! wie unbegreiflich sind deine Gerichte — wie unerforschlich deine Wege! — Nimm die Seele des Gefallenen gnädig auf, und laß die blutige Schuld nicht auf dem Haupte meines Sohnes lasten — Amen!“

Eine feierliche Stille herrschte jetzt in ihrem kleinen Kreise, die gar bald ein fröhlicher Siegsgesang vorüberziehender Krieger im Eichwalde unterbrach. Hoch richtete der Hauptmann sich empor, freudig blitzte sein Auge, als er die wohlbekann-

ten Gesänge seiner Kameraden vernahm, und nach wenigen Minuten schon zeigten sich mehrere Soldaten, welche mit einer bequemen Trage den Felsensteig herabkamen, ihren allgemein geachteten Führer abzuholen. Ihre Freude war gränzenlos, als sie ihn im Zustande der Wiedergenesung antrafen; sie umringten Antons Mutter, dankten ihr mit herzlichen Worten, und einer drängte den andern hinweg, ihre Hände und Kleider zu küssen.

Grauenstein war in vergangener Nacht von den Feinden gänzlich gesäubert worden, und jetzt, bei den veränderten Verhältnissen, glaubte sich die glückliche Mutter nicht länger mehr bedenken zu dürfen, mit Sohn und Bruder vereint dahin zurückzukehren. Mit inniger Rührung nahm sie Abschied von ihrem stillen Zufluchtsorte in der Noth, und unter dem Jubel der Krieger zog sie Arm in Arm mit Anton, von ihrem Bruder begleitet, wieder ein in ihre Hütte.

Die Nachricht vom Leben der Apothekerswittwe, vom Wiederfinden ihres Bruders und von der Ankunft ihres Sohnes, hatte sich schnell im ganzen Städtchen verbreitet; unvermuthet trat jetzt auch Hellworth ins Zimmer und wahre Freude sprach aus seinen Mienen.

„Können Sie mir verzeihen, wackere Frau" — hub er an, ihr freundlich die Hand bietend — „daß ich den seltsamen Sagen von ihrem Tode Glauben beimaß, daß ich am vergangenen Abende Ihren Anton unväterlich von mir gewiesen? — Von diesem Augenblicke an ist der Verwalter Häßig nicht mehr in meinen Diensten, denn ich habe seine Verläumdungen erkannt, durch welche er den braven Jungen aus meinem Herzen zu verdrängen sich bemühte. Er wollte mich überzeugen, daß Antons Liebe zu meiner Tochter nur Maske sey, daß eine unedle, habgierige Nebenabsicht sein Herz erfülle; doch er hat seinen Edelmuth genugsam bewährt durch die Rettung meiner Tochter aus der Gewalt des frechen Buben, als ich

ihm schon jede Hoffnung auf ihren Besitz benommen hatte.“

„Wie könnte ich wohl jetzt mit Ihnen zürnen“ — erwiederte die glückliche Mutter — „jetzt, da mein Herz, von reiner Freude überfüllt, keiner feindlichen Empfindung Raum verstattet! — Hier ist er selbst —“ fuhr sie fort, indem sie Anton aus dem Vorgemache ihm entgegenführte.

Mit wahrhaft väterlicher Wärme schloß ihn Hellworth in seine Arme und sprach zu ihm: „Deine treue, reine Liebe hat sich bewährt! — Meine Tochter, mein einziges Kind ist Dein, mit meinem Vatersegen. — Du verdienst ein gutes Weib, denn Du wirst sie treu lieben bis zum Grabe, treu und männlich sie beschützen in jeder Gefahr.“

Sprachlos lag Anton an Hellworths Brust, und im Uebermaße des Entzückens riß er diesen mit sich fort nach dem Vorwerke, wo er zu Rosettens Füßen, von ihren Armen umfangen, den erneuerten Schwur der ewigen Liebe und Treue stammelte.

Die Obrigkeit in Graunstein fand es jetzt billig, das gegen die Apothekerswittwe ausgesprochene Urtheil zu cassiren und über das eigenmächtige Verfahren ihres Oberhauptes, des Stadtrichters Häßig, in mancher Hinsicht sich laut zu beschweren. Dieser hatte auf Anrathen seines Bruders, der es für seine geheimen Pläne passend fand, und aus alter Feindschaft, sich bemüht, die Sage von der Selbstentleibung der Wittwe zu verbreiten, den aufgefundenen, fremden Körper deshalb, ohne Zuziehung des Physikus, sogleich beerdigen lassen und für den Leichnam von Antons Mutter öffentlich erklärt. Auch fand man bei ihm und dem Verwalter mehrere verdächtige Papiere; Beide wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, und als Spione gegen ihr Vaterland erhielten sie die gerechte Strafe. — Der Leichnam des ermordeten Offiziers aber wurde aus der Schreckensschlucht hinweggebracht und auf dem Schlachtfelde beerdigt.

Der Hauptmann Warnau genas unter der sorgsamen Pflege seiner Schwester schon nach einigen Tagen fast gänzlich und ließ durch einen vertrauten Freund den Ankauf einer feilgebotenen Apotheke in einer nahen Stadt berichtigen, womit er Antons Selbstständigkeit begründete. Er selbst kaufte vom Ueberreste seines Vermögens ein kleines Landgut, nahe bei Antons künftigem Aufenthalte, und lebte hier, nachdem der wilde Kriegssturm ausgetobt, mit seiner Schwester unter den segensreichen Palmen des Friedens.

Anton und Rosette wurden bald als das glücklichste Paar in der ganzen Umgegend gepriesen, denn reine Liebe, wahrer, fester Gottesglaube und ein edles Streben nach Ausübung wahrer Tugenden, beseelten ihre Herzen. Der Segen des Himmels ruhte auf ihren Häuptern, und in ihrem Kreise lebte der alte Hellworth — nachdem er sich den landwirthschaftlichen Geschäften gänzlich entzogen — die seligsten

Tage seines Lebens; die Schreckensschlucht im Eichwalde aber wurde von dieser Zeit an, von Alt und Jung, das Friedensthal genannt.

N915.636

Freischützfunken.

Zwei Erzählungen

von

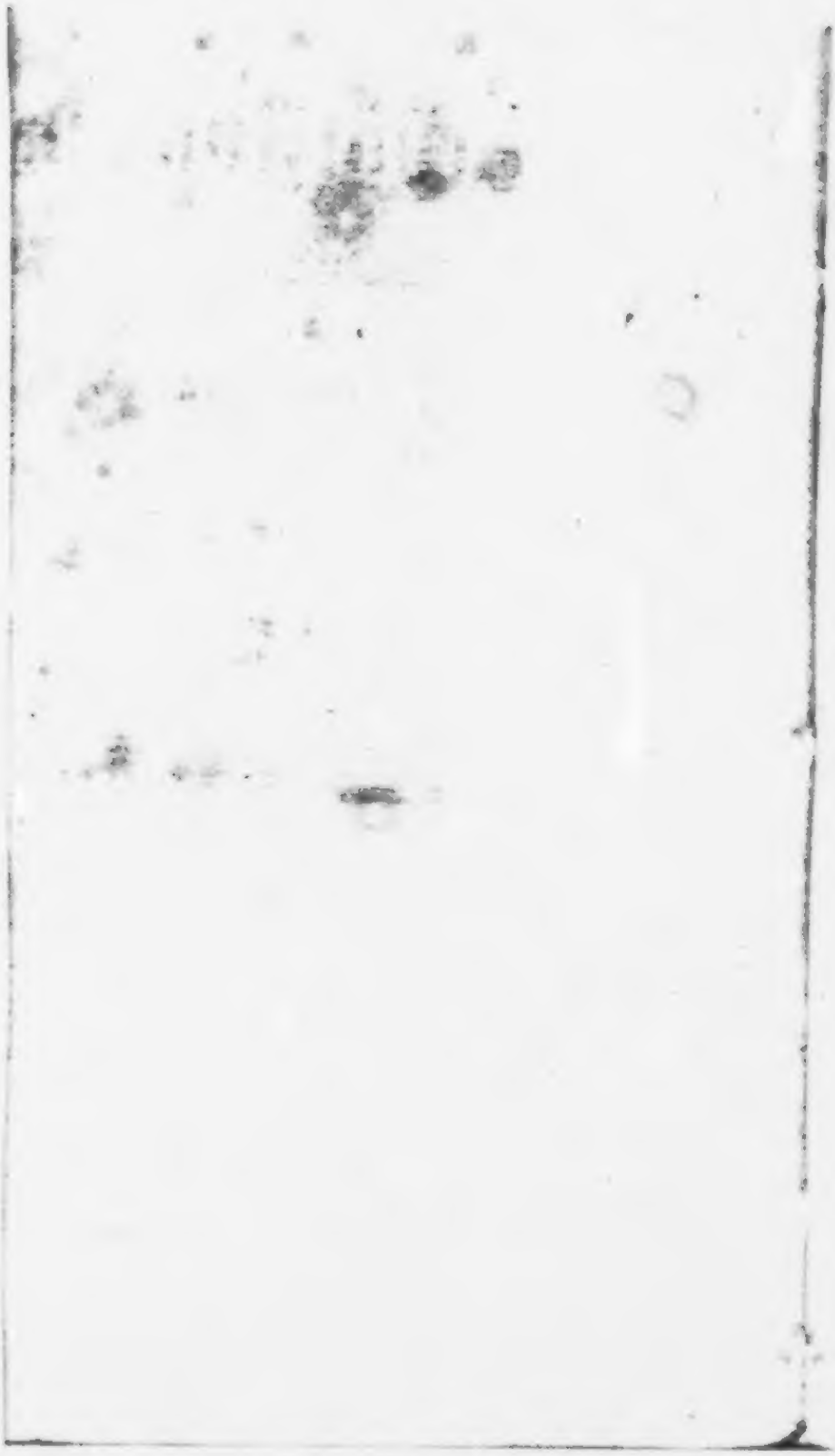
Moriz Reichenbach.

I. Der Kugelsegen.
II. Schieß nicht, ich bin die Taube!

[illegible]

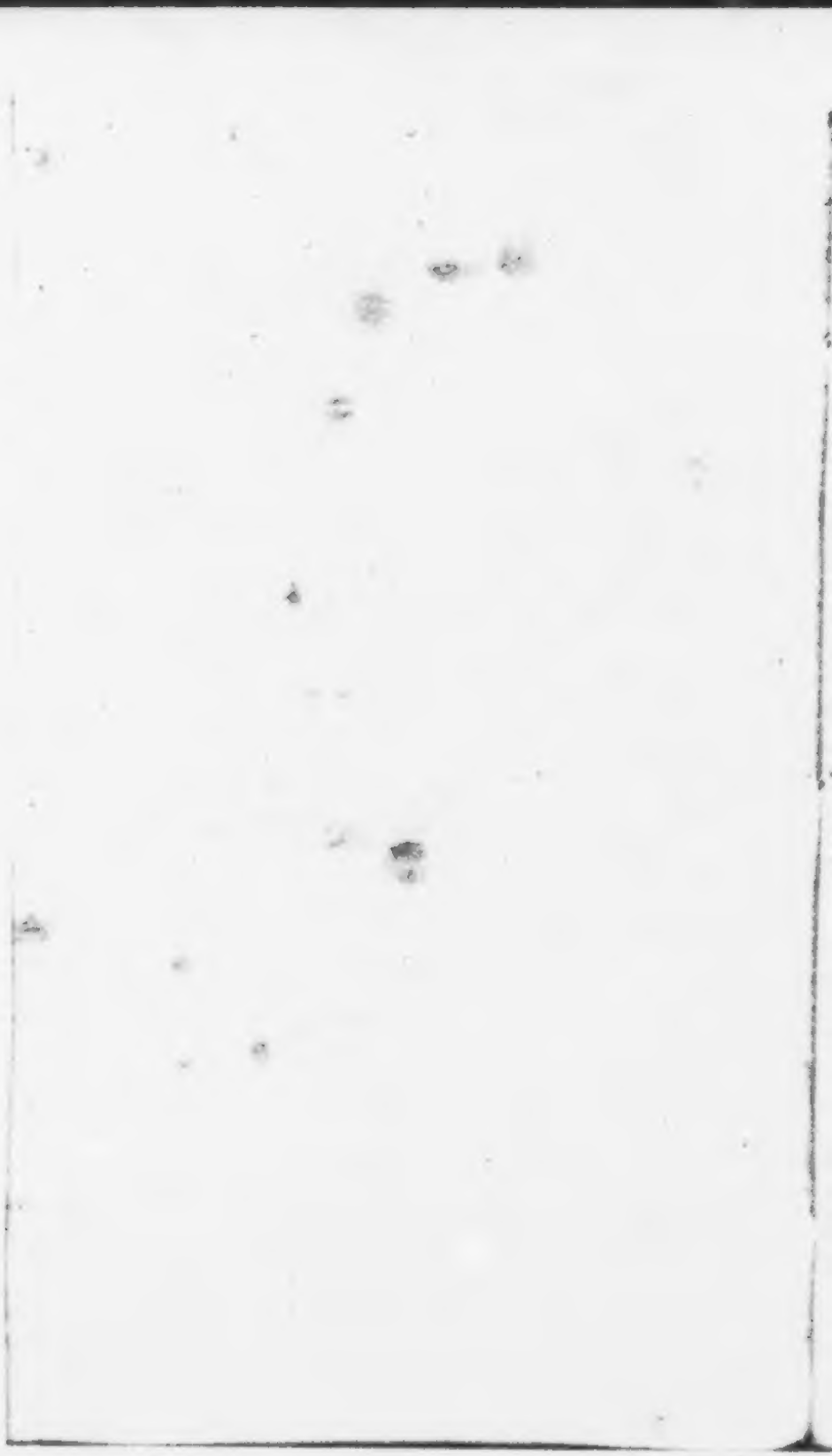
Zweites Bändchen.

Leipzig, 1829,
bei Christian Ernst Kollmann.



I.

Der Kugelsegen.



I.

„— den 24sten dieses Monats aber treffe „ich selbst in Rothlingen ein. —“

So lautete der Schluß eines Briefes, welchen der gewichtige Fleischermeister und Gastwirth Scholle im Schweiße seines Vollmondsgesichtes zusammenbuchstabirt, der jetzt aber von der ihm zur Seite stehenden, mit offnem Munde und gespitztem Ohre lauschenden, nicht minder gewichtigen Ehehälfte plötzlich seinen Riesenfäusten entrissen wurde. Ihres Gatten Buchstabirkunst nicht trauend, hefteten ihre Blicke forschend auf dem Schreiben, und als sie die wohlbekannten Schriftzüge erkannt, die freudige Schlußnachricht von Wort zu Wort sich zu verschiedenen Malen wiederholt, da stürzten Thränen der innigsten Freude über ihre stattlich gerundeten Wangen herab aufs Papier, und unter hörbarem Herzklopfen griff sie mit zitternder Hand schnell nach dem gewaltigen Messer, welches sie in der

friedlichsten Absicht stets im Gürtel trug, eilte ins Vorhaus nach dem hohen, mit grasgrüner Oelfarbe angestrichnem Fliegenschranke, und schnitt hier mit zugedrückten Augen, um ihrer gewohnten, mathematischen Genauigkeit für diesmal zu entgehen, ein reichliches Viertel der schönsten, selbstgefertigten Braunschweiger Metwurst ab, begab sich in möglichster Eile damit zurück ins Zimmer, und schob es dort dem harrenden Postboten, in einen saubern Makulaturbogen gewickelt, heimlich in die linke Rocktasche. Doch regungslos, wie in tiefes Nachsinnen verloren, stand der Fleischermeister noch immer, die Hände gefaltet auf seinem Bauche, und nur ein leises Zucken seiner Augenlieder verkündete die in ihm wohnende Lebenskraft, als er seiner Gattin Bewegung hinter seinem Rücken bemerkend, plötzlich zum Postboten sich wendete, und ihm mit seiner Löwenstimme zurief: „heraus mit der Wurst!“

Der Erschrockene, der sich schon öfters, wenn er angenehme Briefe überbrachte, außer der gesetzmäßigen Kupfermünze, einer heimlich zugesteckten Gratification der Frau Fleischermeisterin zu erfreuen hatte, fand in der Bestürzung keine

Antwort, griff aber mit beiden Händen in der ängstlichsten Besorgniß nach seinem linken Rockschooße, nicht gerade in der Absicht, das Erhaltene daraus hervorzuziehen, sondern es vielmehr tiefer hinabzusenken in die unergründliche Tasche, indem er diese zugleich, jedem feindlichen Angriffe zuvorkommend, mit den drei daran befindlichen und mit Posthörnern gezierten Messingknöpfen verschloß, welche ihm, zum Abzeichen seines Standes und Gewerbes, vom Postmeister, als Ueberbleibsel einer seiner alten Uniformen, verehrt worden, und worauf er eben so stolz war, als mancher Hochwohlgeborne auf seine beiden goldenen Knöpfchen am Rockschooße.

Sein friedlicher Sinn, nicht Feigheit, trieb ihn an zu einer krebsartigen Bewegung, und schon hatte er die Thür erreicht, als er aus Schollens Munde den Befehl erhielt, zu bleiben; doch seine Protektrice beschattete ihn hinlänglich mit der ganzen Breite ihres Körpers vor den Feuerstrahlen des Zornes, welche aus ihres Gatten Augen auf ihn herabblitzten. Beide Arme in die Seite gestemmt, trat sie diesem entgegen, anzusehen wie eine Windmühle, und schien das Unge-

witter ruhig zu erwarten, das sich durch ein weites Aufblasen beider Backen gewöhnlich bei ihrem Eheherrn verkündigte, wodurch alsobald ihre Flügel in Bewegung gesetzt wurden, doch keineswegs zu unmoralischen Zwecken oder gewaltsamerweise ihre Rede zu bekräftigen, sondern nur in sanften Schwingungen, gleich schwerfälligen Gesticulationen zur Begleitung ihres Redeflusses, der nicht unähnlich dem Geklapper eines Mühlrades, oft selbst des Gatten gewaltige Stimme zu übertäuben wußte.

Doch der Eheherr, mit gesunden kräftigen Hörorganen versehen, blieb frei von jeder Furcht, und begann mit Nachdruck zum Boten gewendet: „verdammter Schneckenreiter Ihr! wie lange geht ein Brief zwanzig Meilen weit auf der geraden Poststraße?“

„Nicht ganz zwei Tage und eine Nacht, Herr Scholle“ — entgegnete demüthig der Gefragte.

„Und dieser Brief ist abgegangen am sechszehnten“ — fuhr der Fleischermeister mit erhobener Stimme fort — „also ist er acht Tage und acht Nächte unterwegs gewesen, Ihr Lumpenpack!“

„Pfuy, pfuy! nicht anzüglich, Herr Scholle!“ erwiederte verletzt, doch ruhig, der Briefbote, und erklärte, daß keinen Officianten des hiesigen Postamtes ein solcher Ehrentitel treffen könne, da sie sich nur um das Postwesen ihrer Station zu bekümmern hätten, und bisher noch niemand über Saumseligkeit ihrer Expedition Klage geführt. — „Auch“ — fuhr er fort — „liegt die ganze Schuld am Postmeister in Nixen, der ein junges, hübsches Weibchen geehelicht, das ihm den ganzen Tag im Nacken sitzt, so daß der arme Mann keinen soliden Gedanken mehr im Kopfe hat. Zum Unglück ist ihm nun auch kürzlich sein Secretair davongelaufen, und da geht denn alles drunter und drüber. Der Herr Postmeister bleibt den ganzen Tag über ruhig sitzen beim Frauchen und wird wieder jung, die Briefe aber, die bleiben ruhig liegen und werden alt. Daher kommt's auch, Herr Scholle, daß Sie Ihren Brief erst heute erhalten!“

„Ei, so soll ja dem Herrn Postmeister in Nixen ein heiliges Wetter auf die Beine helfen!“ polterte der Erzürnte, dann sprach er zum Boten: „Euch hab' ich Unrecht gethan, aber dem

Mosje mit dem jungen Weibchen möchte ich wohl ein Paar Worte zuraunen, daß er denken sollte, alle Posthörner im ganzen Lande schmetterten auf einmal das alte Lied in seine Ohren: wach' auf, wach' auf aus deinem Traum! — Narrenspossen! hab' auch vor Zeiten ein junges Weibchen geheirathet, aber so mondsüchtig verliebt bin ich in meinem Leben nicht gewesen, daß ich meine Geschäfte drüber verabsäumt hätte. Gleich am Tage nach meiner Hochzeit hab' ich zwei Kälber und einen Ochsen geschlachtet, und meine Frau hat mir geholfen, daß es eine Freude war! — Behalt' Er nur seine Wurst und wart' Er einen Augenblick —" setzte er besänftigt hinzu und gieng zur Thür hinaus.

Ein freier Athemzug löste die Herzensbeklemmung des Boten, als er das drohende Unwetter auf Schollens Stirn sich zertheilen sah, und von freudiger Ahnung erfüllt, schielte er zuweilen durch das kleine Fensterchen, welches neben der Stubenthür angebracht war und jede Bewegung des Fleischers, der sich auf der Hausflur befand, wahrnehmen ließ. Noch ein verstohlner Seitenblick hinaus auf die blutgetünchte Flur —

und ein freudiger Schreck durchbebte seine Glieder.

Da trat der Meister wieder ins Zimmer, sprach mit freundlichen Blicken und in gemüthlicher Laune zum Harrenden: „meine Frau hat fürs Frühstück gesorgt, da habt Ihr auch ein Mittagsbrod —“ und drückte ihm dabei mit selbstzufriedenem Lächeln eine frische, blutende Kalbsleber in die Hand.

Mit stummer Verbeugung dankte der Beschenkte tiefgerührt. Sein rechtes Auge blitzte freudig auf das ihm so seltene Gericht, doch das linke senkte sich wehmüthig hinab auf die großen Blutflecken, die sich auf seinen gelben Nankinbeinkleidern zeigten; aber gefaßt reichte er endlich dem biedern Schelle die blutige Hand und schied, Worte findend für sein Dankgefühl, und begab sich eiligen Schrittes nach Hause.

Der Fleischermeister hatte sich indessen gemächlich in seinen Lehnsessel niedergelassen, und seine Gattin stand vor ihm mit freundlicher Miene, in seinen Augen forschend, ob er sich jetzt, im Zustande der Ruhe, bequemen werde, ihre Freude über die im Briefe enthaltene Nachricht zu theilen?

„Verdammter Postmeister!“ hub er endlich wieder an — „liegt der liebe, herzensliebe Brief schon über sechs Tage lang drüben in Rixen, und wir lauern indessen hier wie die Narren auf Nachricht von unserm Jungen. — 's ist doch bei meiner armen Seele wahr! 's ist mir nicht leid um das viele Geld, das ich an ihn gewendet habe; mag was Rechtschaffenes gelernt haben, und schreibt einen Brief, wie'n Buch!“

„Und hübsch muß er geworden seyn —“ entgegnete die glückliche Mutter — „und groß und stark, und feine Wäsche muß er haben, Alles dutzendweis. In Modekleidern wird er einhergehen, daß ich mein eignes Blut nicht wiedererkennen werde, und allen jungen Mädchen in der Stadt wird er die Köpfe verdrehen; nun er hat ja 's Aussuchen! hübsch ist er, jung ist er, reich ist er, was gelernt hat er, und ehrlich und brav ist er gewiß auch in der großen Stadt geblieben, wie er immer war. — Aber wo fang' ich an? alle Hände voll zu thun, denn empfangen soll er werden, wie ein Prinz. — Heda, ihr Wettermädchen, jetzt rührt Euch! Anna — Christina — Rebekka — Dore — wo steckt Ihr

denn Alle?“ Und in möglichſter Eile, mit groſſem Geräuſch ſtürmte ſie hinaus, trat in die Mitte des geräumigen Hofes, und ließ hier aufs neue ihre gellende Stimme erſchallen, worauf alsbald aus Küche und Keller, aus Stall und Waſchhaus die Gerufenen eilig herbeiſtürzten, die Befehle der ſtrengen Hausfrau zu vernehmen.

Der Fleiſchermeiſter aber erhob ſich gemächlich vom Lehnſeſſel und wiederholte brummend: „verdammter Poſtmeiſter!“ — folgte dann mit gewichtigen Tritten ſeiner Gattin, ſtellte ſich auf dem Hofe ihr gegenüber, doch wohlweislich unters Wetterdach, um ſein entblößtes Haupt den Strahlen der Sonne nicht auszuſetzen, und acompagnirte ſeine Hausehre im tiefſten Baſſe: „Hans — Chriſtian — Töffel — Jürgen!“ — ſah ſich auch in wenigen Minuten umgeben von ſeinen rüſtigen Geſellen und Knechten, und ertheilte ihnen in kurzen, vernehmlichen Worten folgende Ordre: „die ſchwarze Moldauer und 's graue Maſtkalb heraus — die Meſſer gewetzt — vorwärts! — Morgen früh um vier Uhr die Braunen angeſchirrt — Wagen vor die Thür — vorwärts! —“

2.

Am andern Morgen, ehe noch die ersten Sonnenstrahlen das Aushängeschild des Schollenschen Gasthofes beleuchteten, worauf zu sehen war ein rother Ochse mit vergoldeten Hörnern, war die Frau Fleischermeisterin schon längst der weichen Federbucht entwischt, und tummelte sich lebhaft unter ihren Mägden herum, bald helfend, bald belehrend, bald befehlend. Ihr Eheherr aber hatte kaum seine Füße mit den grünen Pantoffeln bekleidet, die kattunene Jacke übergezogen und die Nachtmütze vom rechten zum linken Ohre gerückt — ein Zeichen, daß er ausgeschlafen — als er begann den großen, silberbeschlagenen, meerschaumnen Pfeifenkopf zu stopfen, wobei er behaglich einige Tassen Warmbier genoß und dem eintretenden Knechte befahl, seinen Sonntagsstaat herbeizubringen. Töffel gehorchte, und kehrte bald, mit der Garderobe seines Herrn beladen, zurück. Der braune Ueberrock von feinem Tuche, mit stark vergoldeten Knöpfen, die schwarze seid-

ne Samielsweste mit den brennend rothen Flammen, die lederfarbigen kurzen Beinkleider, die blankgewichsten Stiefel mit gelben Stolpen, die blendend weiße, feingefaltete Wäsche zeugte laut vom bürgerlichen Wohlstande ihres Besitzers, der sogleich begann, selbstgefällig in den Spiegel schauend, sich einer Metamorphose zu unterwerfen, und kaum hatte Löffel mit dem letzten Bürstenstriche auch das letzte widerspenstige Federchen vom Kragen des braunen Rockes hinweggenommen — als auch schon die Frau Fleischermeisterin ins Zimmer rauschte, angethan mit dem seidenen Stoffkleide, das nur an hohen Festtagen paradirte. Bereits mit Hut und Stock versehen trat ihr der Gatte entgegen — seine Augen ruhten heute beinahe noch freundlicher auf ihrer respectabeln Gestalt, als am Hochzeitstage, und ein kräftiger Händedruck machte seinem gepreßten Herzen Luft.

„Frau" — hub er an — „wir sind reich geworden im Ehestande, wir haben wacker gearbeitet und sind ehrliche Leute dabei geblieben; manche große Freude hat uns der liebe Herrgott beschcert, doch die größte hat er uns auf heute auf-

gespaart. Unsern Ludwig, unsern guten, lieben Jungen, giebt er heute uns zurück, gesund an Leib und Seele will ich hoffen, und gelehrt, wie unser alter Oberpfarrer. — Was bleibt uns noch zu wünschen übrig, Mutter?“

Mit nassen Augen entgegnete sie: „zwei stille Wünsche liegen mir noch schwer auf meinem Herzen — der Priesterrock und ein braves Weib für unsern guten Sohn. — Dafür muß ich erst noch Sorge tragen, rathen, helfen, wählen; dann will ich herzlich beten, daß der Himmel nur noch kurze Zeit mein Auge weiden läßt an seinem Glücke und dann — bin ich ja gern bereit, der Welt Valet zu sagen und mein Haus so zu bestellen, wie es einer guten Hausfrau ziemt.“

„Daß dich —“ brummte Scholle halb verdrießlich, doch auch seine Augen waren feucht geworden, und seinen Unwillen, wie seine innere Rührung bekämpfend, fuhr er lächelnd fort: „Weibsvolk muß kuppeln! das ist ein altes wahres Wort. Der Junge hat selbst ein Paar Augen im Kopfe und ein Herz im Leibe; laß ihm freie Wahl, er wird uns keine Schande machen. Hat er erst den Priesterrock und 's schwarze Käpp-

chen, so wett' ich mit Dir um was Du willst: er darf nur ein einziges Mal die lange Straße hinauf gehen, und zwanzig Fenster thun sich auf, und zwanzig heirathslustige Mädchen stecken die Köpfe heraus, von denen ein jedes sich einbildet, gleich im Mutterleibe zur Frau Pastorin geschaffen zu seyn."

Frau Scholle, die nie gern eine Antwort schuldig blieb, bereitete sich eben vor, ihrem Eheherrn ihre Mutterrechte in dieser Hinsicht weitläufig auseinanderzusetzen — da schlug es vier Uhr und die Braunen vor der Hausthür stampften ungeduldig das Pflaster, welches, wie in mehreren guten deutschen Städten, aus den spitzigsten, schärfsten Steinen bestand, die in der ganzen Umgegend nur aufzutreiben gewesen waren, indem der hochweise Stadtrath zu Rothlingen es für gut befunden, vor mehreren Jahren die Straßenpflasterung, vermöge eines billigen Accords, einem eingesessenen Schuhmachermeister und Rathsherrn zu überlassen, der zum Nutzen und Frommen seiner Handwerksgenossen, doch zur Folter aller übrigen Einwohner, sich dadurch ein bleibendes Denkmal gegründet, doch

nicht in ihren Herzen, sondern in ihren Fußsohlen.

Der Fleischermeister und seine Gattin stiegen nun in den bereitstehenden buntgemalten Holsteiner Korbwagen, und nachdem Ersterer dem Knechte befohlen, bis nach Dröliz zu fahren, wo sie ihren Ludwig erwarten wollten, spannte Letztere ihren antiken Sonnenschirm auf, und fort gieng's im scharfen Trabe zum Thore hinaus.

3.

Dem Gasthause „zum rothen Ochsen" gegenüber stand ein kleines graues Haus, dem äussern Anscheine nach im Zustande der Altersschwäche und Baufälligkeit, doch verriethen die spiegelhellen Fensterscheiben und hinter denselben die blendend weißen, obgleich schlichten, doch geschmackvoll geordneten Gardinen, daß der zarte Geist weiblicher Ordnungsliebe und Reinlichkeit darin herrsche. — Schollens Equipage hatte noch nicht das nahe Stadtthor erreicht, als die Thür

des grauen Häuschens geöffnet wurde und heraus trat ein wunderniedliches Mädchen, mochte ungefähr wohl siebenzehn Sommer zählen. Ihrer schlanken Gestalt hatte sie ein einfaches, doch sauberes Kattunkleidchen angepaßt, ein kleines baumwollenes Tuch war dicht am Halse in mehrere Falten zusammengesteckt, volle braune Locken wallten in natürlicher Fülle auf ihre Schultern herab; auf ihrer Engelsmiene schwebte stillverhaltener Kummer und ein gewisses Etwas, das auf ihre fast bleichen Wangen plötzlich das zarteste Roth hauchte, als sie sich auf den Spizzen ihrer niedlichen Füßchen immer höher emporhob, um dem die Straße hinabrollenden Hollsteiner des Gastwirths und Fleischermeisters so lange als möglich nachschauen zu können. — Jetzt verschwand er hinter der Stadtmauer und sinnend schien sie noch einige Augenblicke in der vorigen Stellung dem Geräusche der rollenden Räder ihr Ohr zu leihen — da entquoll ein tiefer Seufzer ihrer Brust, ihr Köpfchen senkte sich und einige Schritte weit trat sie hinaus auf die Straße, mit kummervoller Miene in entgegengesetzter Richtung hinaufschauend nach dem

Markte. Thränen perlten in ihren klaren Augen, unwillkürlich falteten sich ihre Hände und langsam irrte ihr feuchter Blick im blauen Wolkenmeere, das wogend im Strahlenglanze der aufgehenden Sonne über ihrem Haupte schwamm.

„Gott! — der Vater!“ rief sie plötzlich aus, und blickte die öde Straße hinauf, indem ein Geräusch die Nähe eines Kommenden verkündete.

Behende öffnete sie nun den Laden im Erdgeschosse, eilte ins Haus und kam bald mit einer verblichenen, hölzernen Mohrenfigur zurück, welche der kleinen Gewürzhandlung ihres Vaters gleichsam als Firma diente, stellte das Gebild auf das Fenstergesims, gab ihm eine irdne Tabakspfeife in die Hand und blieb nun harrend an der Hausthür.

Ermattet, mit wankenden Schritten, alle Spuren einer durchwachten Nacht in seinen Zügen, kam ihr Vater jetzt näher auf sie zu. Ein Ausruf der schmerzlichsten Empfindung entfloh ihren Lippen bei seinem Anblicke und ihr kummervoller Blick hing an seiner gebeugten Gestalt; aber schnell gefaßt, sprang sie ihm entgegen,

reichte ihm freundlich beide Hände dar, schlang dann ihren rechten Arm um seinen Nacken, küßte seine bleichen Wangen zum Morgengruße und erkünstelte so die heiterste Laune; doch indem sie über sein langes Außenbleiben mit lächelnder Miene scherzen wollte, nagte schärfer als jemals der Kummer an ihrem blutenden Herzen — bald versagte ihr die Stimme und ein leises Schluchzen verdrängte jeden Scherz.

Er stützte sich auf ihre Schultern, langsam erhob er sein tief herabhängendes Haupt und heftete forschend seine matten Blicke auf der Tochter Antlitz, doch augenblicklich wendete er sich ab, als er ihre Thränen gewahrte, hielt sie, von sich abwehrend, zurück, als sie aufs neue liebkosend sich ihm nähern wollte und sprach mit schwacher, heiserer Stimme: „geh' an Deine Geschäfte, gute Mathilde, laß mich jetzt nur eine Stunde ruhen."

Er wagte es nicht mehr, sein Auge zu ihr zu erheben, doch ergriff er ihre Hand, drückte sie krampfhaft und schlich dann tiefgebeugt ins Haus. Mathilde folgte ihm langsam, öffnete die Thür des kleinen Kramladens, suchte hier Beschäfti-

gung, doch was sie auch ergriff, blieb unvollendet und bald sank sie in einen Sessel nieder, der im finstersten Winkel des niedern Gewölbes sich befand, stützte wehmüthig ihr Köpfchen in die linke Hand und bedeckte mit der Rechten ihr Antlitz, als ob sie den Purpurstrahlen der neuerwachten Sonne zu entfliehen strebte, die Millionen Geschöpfen neues Leben, neue Freuden, neue Hoffnungen, doch ihr, der Armen, neues Elend brachten.

4.

Vor ungefähr funfzehn Jahren kam in Rothlingen ein Fremder an, der sich Tobias Rund nannte, geschmackvoll gekleidet einherging, im rothen Ochsen die besten Zimmer miethete und Morgens, Mittags und Abends seine Bouteille Wein trank, auch stets vor Schlafengehen seine Zeche berichtigte, weshalb einige seine Beobachter öffentlich behaupteten, er sey ein reicher Mann. Niemand konnte dies bestreiten, denn niemand

kannte den Herrn Tobias Rund, niemand hatte noch in seine Taschen geguckt, oder seine Brieftasche in den Händen gehabt; doch schien den ehrsamen Klatschgevatterinnen des Städtchens der Mann zu wichtig, daß sie nicht umhin konnten, seinetwegen die sorgfältigsten Nachforschungen anzustellen. Es wurde deshalb unter ihnen eine außerordentliche Conferenz ausgeschrieben, wobei eine jede, bei Verlust ihres guten Leumundes, sich einfinden mußte, obwohl die Androhung dieser schrecklichen Strafe unnöthig gewesen wäre, denn Alle kamen freiwillig und in größter Hast, da bei dergleichen Versammlungen gewöhnlich in Strömen ein leidlicher Kaffee floß; und so wurde denn in schwarzer Stunde, beim schwarzen Tranke gestritten und Ruhe geboten, die widersprechendsten Behauptungen mit weiblicher Rednerkunst vertheidigt, bis endlich Alle ihre spitzen Zungen noch spitziger geschwatzt und mit heiserer Stimme von einander Abschied nahmen, ohne über den wichtigen Punkt einig geworden zu seyn, wes Geistes Kind der Herr Tobias Rund wohl eigentlich seyn möge und ob er wirklich Moses und die Propheten mit sich gebracht.

Glücklicher in ihren Nachforschungen waren einige männliche Mitglieder der Stadtneuigkeitsforscherzunft gewesen, deren es ja in jeder, auch in der kleinsten Stadt, wenigstens ein Dutzend giebt. Diese kamen jetzt tagtäglich, wider ihre Gewohnheit, in der Gaststube zum rothen Ochsen zusammen und lebten hier flott, wie sie meinten, bei einem Glase Doppelkümmel, da sie sonst zu ihrem Morgentrunke in der Kibitzschenke mit dem einfachen sich begnügten, der ihrer Kasse und — wie sie einstimmig behaupteten — auch ihrem Magen zuträglicher sey. Diese hatten endlich durch verschiedene listige Kreuz- und Querfragen von den Knechten und Mägden des Gastwirthes so viel herausgelockt, daß der Fremde Willens sey, sich in Rothlingen anzukaufen und ein Geschäft zu treiben. Und wirklich, sie hatten nicht mehr als die reine Wahrheit erfahren.

Das graue Haus, dem rothen Ochsen gegenüber, wurde gerade damals zum Verkaufe ausgeboten und besonders der Umstand, daß auch die Handels- und Schenkgerechtigkeit darauf ruhte, schien den Herrn Tobias zu bewegen, dasselbe zu erhandeln. In wenigen Tagen war das Geschäft

abgemacht, die Kaufsumme in klingender Münze erlegt und von dieser Zeit an, ging den Rothlinger Kaffe- und Kümmelzünften ein Licht nach dem andern auf. Denn der Fremde ließ den alten verräucherten Laden prächtig aufputzen, mehrere Ballen und Fässer, die bald auf Frachtwagen ankamen, wurden abgeladen, die darin befindlichen, ausländischen Schnitt- und Materialwaaren aufgeschichtet und obenerwähnter Mohr mit der irdenen Pfeife — der damals noch im goldenen Leibgurte und in glänzender Schwärze prangte — wurde zu Jedermanns Schrecken und Verwunderung vor dem Laden öffentlich ausgestellt. Auch wurde der verwilderte Garten am Hause geschmackvoll umgewandelt und um die Schenkgerechtigkeit nicht unbenutzt zu lassen, eine Kegelbahn darin angelegt und Getränke von vorzüglicher Güte angeschafft.

Daß der Fremde wirklich ein Fremder sey, darüber waren nun zwar alle Rothlinger einig; doch woher er eigentlich gekommen? das war die wichtige Frage, worüber noch manches niedliche Gehirn zermartert wurde. Einige waren so kühn, zu behaupten, er sey übers Meer, aus irgend ei-

nem südlichen barbariſchen Lande gekommen, und wollten dies durch den Mohren beweiſen, welchen Tobias als Landsmann vor ſeinem Ladenfenſter aufgeſtellt habe, zur immerwährenden Erinnerung an ſeine Heimath. Andere ſtritten dagegen wieder heftig für ihre Meinung, daß er ein Ruſſe ſey, und ſtellten als Beweis dafür ein Paar große Pelzſtiefel auf, welche Tobias — beiläufig geſagt — auch im Sommer wegen ſeines Podagra nicht ablegte. Kurz, es wurde behauptet, geſtritten und vermuthet, bis die Zeit, die immerwährende Neuigkeitsgebährerin, andre Neuigkeiten zu Tage förderte, die nothwendigerweiſe neue Nachforſchungen, Streitigkeiten und Vermuthungen veranlaßten, und ſo ließ man nach und nach das Unergründliche ins Dunkel der Vergeſſenheit verſinken, und ſpannte ſeinen Geiſt für neue, leichter zu entziffernde Räthſel. Auch that man ganz wohl daran, denn Herr Tobias Rund behauptete über ſein Vaterland, ſein Herkommen und nähere Lebensverhältniſſe ein unverbrüchliches Stillſchweigen, und fertigte jeden zudringlichen Frager mit kurzen Worten und finſtern Mienen ab. Uebrigens ſchien er zufrieden mit dem Fort-

gange seiner Geschäfte; er hielt auf billige Preiße und vorzügliche Waaren, weshalb er auch fast sämmtlichen Krämern und Schenkwirthen des Ortes großen Abbruch that und ein Dorn im Auge war.

Er war unverheirathet, und wahrscheinlich auch kinderlos, denn obgleich er einen ungefähr sechsjährigen Knaben mit nach Rothlingen gebracht hatte, so schien er doch diesen nicht als Sohn und mit Vaterliebe zu behandeln, sondern sich zuweilen gar wenig um ihn zu bekümmern, und befriedigte desfalsige Nachfragen seiner Gäste damit, daß er das Kind aus einer fernen Gegend, wo er es in einem hülflosen Zustande gefunden, mit sich genommen. Der Knabe, den er Paul nannte, hatte wahrscheinlich durch eine gewaltsame Verletzung der Zunge die Sprache verloren, doch schienen seine übrigen Organe vortrefflich gebildet, und auf seinem offnen ehrlichen Gesichte ruhte stets ein stiller Ernst. Er zog sich scheu zurück von jedem Spiele, jedem Jugendvergnügen, und floh die Nachbarskinder ängstlich, mit denen ihm der Umgang erlaubt war, weshalb er auch allgemein im Städtchen „der stille

Paul" genannt wurde. Mit leichten Beschäftigungen im Garten vertrieb er sich die Zeit, hier zog er Lauben, baute Rasensitze, pflanzte Blumen, und bildete sich so ein eigenes Gärtchen; doch die südlichen Gewächse, welche sein Pflegevater im kleinen Treibhause zog, das er aus Liebhaberei errichten ließ, schien er ganz vorzüglich zu lieben. Dort blieb er oft Stunden lang und labte sich am Dufte der Orangenblüthen, und wenn er die erkünstelte Hitze nicht länger mehr ertragen konnte, dann gieng er traurig hinaus in den Garten, betrachtete kopfschüttelnd, mit wehmüthigem Lächeln die minder zarten Blumen auf seinen Beeten, und gab seinem Pflegevater wiederholt durch Zeichen zu verstehen, daß er einige Pflanzen aus dem Gewächshause in sein Gärtchen zu versetzen wünsche, bis dieser endlich lächelnd seine Einwilligung gab. In freudiger Hast nahm er einen Mandelbaum, ein Orangenbäumchen und einige Blumen aus ihren Töpfen, verpflanzte sie ins feste Land, tanzte jetzt, voll Freude in die Hände klatschend, im Kreise um seine Lieblinge herum, und ehe noch am andern Morgen die Sonne erwachte, verließ er schon

sein Lager und eilte nach dem Garten, um seine Zöglinge mit frischem Wasser zu erquicken. Doch bald sah er die Folgen seines zweckwidrigen Verfahrens, denn schon nach wenigen Tagen welkten die zarten Blumen bis zur Wurzel ab, und als die ersten einzelnen Schneeflocken, wie Perlen in Gold gefaßt, auf hochgelbem Laube erglänzten, waren auch seine lieben Bäumchen in den kalten Herbstnächten schon abgestorben. Wie vernichtet stand er vor den verdorrten Bäumen, rang die kleinen Hände und weinte bitterlich. Die schönsten Hoffnungen hatte er auf seine kleine Anpflanzung gegründet; er wollte Früchte ziehen, selbsterworbenen Saamen in die Erde legen, daraus wieder Bäume auferziehen, und freute sich schon kindisch in seiner Einfalt auf die schönen Stunden, die er einst im Schatten seines Orangenwäldchens zuzubringen gedachte. Die Vernichtung aller dieser Hoffnungen schien einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth hinterlassen zu haben; sein stiller Ernst verwandelte sich in Trübsinn, und Mißvergnügen sprach sich aus in allen seinen Zügen. Er floh die Menschen mehr als jemals und fühlte sich nirgends heimisch;

bleich und krank schlich er im Hause umher, vermied den Garten, und glich so selbst seinen fremden zarten Pflanzen, die er dem wärmern Klima entrissen und in das rauhe, ungewohnte Land versetzt hatte.

Herr Tobias bemerkte bald die auffallende Veränderung, die mit dem Knaben vorgegangen war, und bemühte sich von nun an, ihm Zerstreuung zu verschaffen und ihm seine Lage angenehmer zu machen; denn obgleich er nicht mit Liebe an ihm hieng, so schien es doch, als ob er sich durch Geschenke und Gewährung jeder Bitte eifrig bestrebe, ihm irgend einen Verlust zu ersetzen. Er nahm ihn daher öfters mit auf die Kegelbahn, die, auch für den Winter eingerichtet, von den Rothlingern häufig besucht wurde, und Paul schien bald an dem ihm fremden Spiele Gefallen zu finden. Er fehlte nie mehr, wenn sich Gäste daselbst einfanden, und nachdem er sich den ganzen Winter hindurch in ihrer Abwesenheit geübt, die Kugeln zu werfen, nahm er schon im Frühjahre Theil an ihren Spielen, was man ihm auch gern vergönnte, denn er that Anfangs den Mitspielenden wenig Schaden. Als aber Tobias später-

hin bemerkte, daß er — freilich mit Anstrengung aller seiner Kräfte — durch seine stets in schnurgerader Richtung geworfenen und treffenden Kugeln die alten Stammgäste auf der Kegelbahn selbst beschämte, überließ er ihm auch den ganzen Ertrag derselben für seine Sparbüchse, ohne jemals danach zu fragen, wie der Knabe die für ihn so bedeutenden Summen anwendete. Er begnügte sich damit, ihn heiter zu sehen, hielt ihm auch Lehrer, die ihn in Religion, Lesen, Schreiben und Zeichnen unterrichten mußten, wobei Paul die größte Aufmerksamkeit, Fleiß und glückliche Naturgaben zeigte.

In derselben Form blieb seine Lebensweise unverändert noch vier Jahre hindurch, als Herr Tobias, mehr als jemals vom Podagra geplagt, sein Zimmer und den Lehnsessel fast nicht mehr verlassen konnte, und der nunmehr eilfjährige Paul nicht von seiner Seite wich. Ein Schlagfluß schien dem Leben seines Pflegevaters die nahe Gränze gesetzt zu haben, und als dieser sich immer schwächer fühlte, übergab er ihm wenige Minuten vor seinem Tode ein versiegeltes Papier; kalte Schweißtropfen fielen von seiner Stirn her-

ab, eine qualenvolle Angst schien ihm die letzten Augenblicke seines Lebens zu verbittern, er bemühte sich vergebens, einige zusammenhängende Worte zu Paul zu sprechen, hielt ihn krampfhaft fest in seine Arme gepreßt, und gab so, wie es schien trostlos, seinen Geist auf.

Der Knabe schlich still weinend von der Leiche hinweg nach seinem Kämmerchen, betete dort auf seinen Knieen, nahm in drei Tagen fast keine Nahrung zu sich, und verließ seinen einsamen Aufenthalt nicht wieder, bis man seinen Pflegevater zur Ruhe bestattete. Er war nun ganz verwaiset, er hatte seinen einzigen Freund verloren.

Herr Tobias Rund hatte kurz vor seinem Tode ein Testament beim Stadtmagistrate niedergelegt, und als dieses nach der gesetzmäßigen Zeit eröffnet wurde, fand es sich, daß Franz Heimlich, als nächster Anverwandter, zum Erben der Hinterlassenschaft bestimmt war, mit der einzigen Bedingung, Paul, so lange es dieser bedürftig, anständig zu erhalten und für seine fernere Erziehung und Ausbildung zu sorgen.

Herr Franz Heimlich aber befand sich zu dieser Zeit als Buchhalter in einem bedeutenden Handelshause einer fernen Seestadt, und je weniger er bisher des todtgeglaubten Oheims gedacht, den er weit von sich entfernt, in einer andern Weltgegend vermuthete, desto mehr wurde er überrascht, als er die Nachricht von dessen Tode, mit der Kopie des Vermächtnisses erhielt; er säumte nicht, kurze Zeit darauf mit seiner Gattin und Tochter Mathilde sich nach Rothlingen zu begeben, die bedeutende Hinterlassenschaft in Besitz zu nehmen und sich daselbst häuslich niederzulassen. Doch kaum hatte er einige Jahre das neue Geschäft, welches er im besten Zustande vorfand, fortgeführt, als er statt des Gewinnstes überall ein Deficit bemerkte, was sich leicht erklären ließ, da er zwar ein wackrer Comtoirarbeiter, doch keineswegs für den Kleinhandel in seinem Laden brauchbar war, indem er diesen früher nur gering geschätzt und jetzt mit Unlust und der größten Saumseligkeit betrieb. Auch Schenkwirthschaft und Kegelbahn ließ er gänzlich eingehen, weil er sich einbildete, es sey seiner Kaufmannsehre zuwider, dergleichen Nebenge-

schäfte zu treiben. Bald wurde er im Kreise der Seinigen unzufrieden und mürrisch, suchte Zerstreuung in öffentlichen Gesellschaften außer dem Hause, machte Bekanntschaft mit einigen Wüstlingen, welche ihn mit offnen Armen in ihre Clique aufnahmen, und bald war sein guter Ruf, sein häusliches Glück und sein Credit für ihn verloren. Seine brave Gattin starb unter Kummer und Sorgen und sein Geschäft, welches sie, so viel es ihre Kräfte erlaubten, in der letzten Zeit fast ganz allein geführt, schien mit ihr zu Grabe zu gehen. So tief auch der schmerzliche Eindruck war, den dieser Todesfall in seinem nicht verdorbenen Herzen hinterließ, so war er doch nicht vermögend, sich in seine Lage zu finden, dem Geschäfte Geschmack abzugewinnen und mit Fleiß vorzustehen, das ihn ernähren und die Trümmer seines Vermögens erhalten sollte. Nach einigen Monaten ergab er sich der verführerischen Leidenschaft aufs neue, spielte zwar nur niedrig, doch für seine Kasse viel zu hoch und zu oft, gerieth daher in Schulden, und man glaubte ihn unwiederbringlich verloren.

Unter diesen Umständen wurde Paul von ihm nur wenig beachtet, doch keineswegs vernachläßigt. Dieser konnte jetzt bald der Lehrer entbehren, er zeichnete — vorzüglich Landschaften nach der Natur — vortrefflich, schrieb eine schöne Hand, beschäftigte sich in müssigen Stunden mit Lesen nützlicher Schriften, und hatte an Mathilden eine liebreiche Freundin gefunden, die nach dem Tode ihrer guten Mutter sich der kleinen Handlung und des Hauswesens thätig annahm, und mit wahrer Schwesterliebe für alle seine kleinen Bedürfnisse sorgte. So blieben die Verhältnisse beinahe unverändert gestaltet, bis zu dem Tage, an welchem Heimlich, nach einer am Spieltische durchwachten Nacht, des Morgens um vier Uhr erst seine Wohnung betrat.

5.

Er schlich nach seinem Schlafzimmer, warf sich hier in seinen Kleidern aufs Bett, doch sein müdes Auge fand keinen Schlummer; er suchte Zerstreuung in seinen Rechnungsbüchern, aber

bald verwirrten sich die Zahlen vor seinen Blicken und er warf sie verdrießlich von sich. Er hatte in vergangener Nacht unglücklich gespielt und eine bedeutende Summe verloren, die er am folgenden Tage auf eine schon prolongirte Verschreibung auszahlen sollte. Das schreckliche Bild seiner Armuth, seiner Hülfslosigkeit, stand lebendig vor seiner Seele und tief im Hintergrunde desselben erblickte er seine eigene, verblichene Gestalt, auf der Stirn das Brandmal der eigenen Schuld. Er schauderte zurück, als er jetzt in seiner Einsamkeit, frei vom Taumel seiner verderbenden Leidenschaft, den fürchterlichen Abgrund zu seinen Füßen bemerkte, an dessen Rand ihn sein Leichtsinn geführt; überall sah er Nacht um sich, nirgends nur den schwachen Schimmer eines Hoffnungsstrahles, der ihm den Pfad zur Rettung zeigte — er glaubte sich auf immerdar entehrt, verloren.

Indessen war es lebhafter auf den Straßen geworden, und die wenigen Kunden, die Mathildens freundliches Wesen noch für ihren Handel erhalten, fanden sich jetzt ein, ihre kleinen Bedürfnisse für Haus und Küche zu kaufen, und

weckten mit Pochen und Klingeln die arme Leidende, welche im dunkeln Winkel des Ladens auf dem Lehnsessel der Trübsinn umfangen hielt. Schnell gefaßt sprang sie auf, reichte ihnen jede Kleinigkeit mit heitrer Miene, zwang sich manches freundliche Lächeln ab, doch bald stieg ein unnennbar schmerzliches Gefühl in ihrer Brust empor, indem das Glockengeläute zum Gottesdienste rief, und — als ob sie sich verabredet — einige mannbare Töchter der Honoratioren des Städtchens nach und nach den kleinen Laden mit ihrer Gegenwart beehrten, vorgeblich, um Pfefferminzkügelchen zu kaufen, als Remedium gegen die einschläfernde Predigt des alten Oberpfarrers. Doch aus ihren glänzenden Augen, aus ihrem sorgfältiger als jemals gewählten Putze ließ sich wohl eher auf irgend ein heimliches Plänchen schließen, das die Evenskinder gar bald verriethen durch die wiederholt an Mathilde gerichtete Frage: ob ihr jugendlicher Nachbar Ludwig, des Fleischermeisters Sprößling, noch nicht angelangt im väterlichen Hause, und um welche Zeit man ihn erwarte? — Die guten Mädchen waren ja sämmtlich mit dem nunmehr ausstudirten Ludwig

— so zu sagen — aufgewachsen, eine jede von ihnen wußte irgend ein kurzweiliges Geschichtchen aus ihren Kinderjahren zu erzählen, wobei er, wie billig, die Hauptrolle gespielt — was Wunder nun, daß sie den theuern Jugendfreund mit Sehnsucht erwarteten und das treue Andenken an seine Person, das in einem Zeitraume von fünf Jahren in ihren fühlenden Herzen nicht erloschen, jetzt durch ungeduldige Fragen nach seinem Eintreffen in ihrer Mitte, an den Tag legten.

Doctors burschikoses Pinchen wollte gehört haben: er sey auf der Universität ein arger Renomist gewesen, und freute sich schon unmenschlich auf alle die fidelen Suiten, die er wahrscheinlich in seiner Vaterstadt, zum Erstaunen und Aerger aller Philister, zum Besten geben werde.

Aber mit einem essigsauren Gesichte widersprach ihr Amtmanns Malchen — die mit abgemessenen Schritten und mit gesenkten Blicken pedantisch ihre Lebensbahn durchwandelte — denn sie hatte durch ihren Vater die sichersten Nachrichten, daß Herr Ludwig Scholle ein eifriger Studiosus im engsten Sinne des Wortes gewesen, frei von Umtrieben und Renomistereien.

„Nun, was die Umtriebe anbelangt“ — erwiederte mit ſcharfem Züngelchen Stadtrichters Lenorchen — „damit hat er's wohl ſo genau nicht genommen. Denn wie die Frau Univerſitäts-actuariuſin, die neulich hier durch ins Bad reiſte, meiner Mutter erzählte, ſo hat er ſich gar oft zu Fuße und zu Pferde auf den Dörfern herumgetrieben, und“ — ſetzte ſie leiſe hinzu — „ſoll ſich dabei recht ernſtlich mit einer hübſchen Pächterstochter eingelaſſen haben.“

Als ob ein Blitzſtrahl dicht vor ihnen von der Decke des Gewölbes herab in den Fußboden gefahren und ſie ſämmtlich auseinander geſchleudert, ſo ſtanden ſie Alle wie verſteinert, und wie aus einem Munde ertönte es leiſe und bebend: „nicht möglich!“ — Selbſt Mathilde, welche dem ganzen Geſpräche, ſcheinbar antheillos, zugehört, ſenkte ihren Blick zu Boden, und ſtand regungslos.

Stadtrichters Lenorchen aber ſchien ſich ſtill zu weiden an der Beſtürzung ihrer Freundinnen, und erweckte ſie ſämmtlich durch den lauten, ſchadenfrohen Ausruf: „nun, ſind das keine Umtriebe?“

Athem schöpfend, und indem plötzlich vom Kinn bis übers kleine Stumpfnäschen ihr Gesicht hochroth erglühte, nahm jetzt Postmeisters Tinchen das Wort, trat mit funkelnden Augen des Stadtrichters einziger Hoffnung entgegen und sagte ihr kühn ins Gesicht: „nun, mit der Nachricht konnten Sie auch zu Hause bleiben, denn die Frau Actuarinsin kennen wir übrigens auch, kein wahres Wort geht aus ihrem Munde“ — und dabei zerrauste sie voll innern Grimmes die Franzen an ihrem Umschlagetuche.

„Ja, die Frau Actuariusin kennen wir auch!“ fielen jetzt Alle laut ein, wie im Chore, und Rektors Adelheid, welche auf besagte Frau besonders einen Treffer hatte, weil sie ihr einstmals den wohlgemeinten Rath ertheilt, ihre ins röthliche fallenden Locken schwarz zu färben, behauptete noch überdies mit kecker Stimme: „sie lasse an keinem Menschen ein gutes Haar.“

So war zwar das vorlaute Stadtrichterskind zum Schweigen gebracht, doch im Kreise der übrigen Rothlinger Zierpflänzchen schien noch eine geheime Gährung zu herrschen und Bürgermeisters Sephchen konnte sich's nicht versagen,

den Faden des Gesprächs von neuem zu ergreifen. — „Eine hübsche Pächterstochter!“ hub sie mit vornehmem Nasentone an — „nun ja, man weiß ja, was das sagen will — ich habe in meinem Leben noch keine hübsche Pächterstochter gesehen; wir Städterinnen behalten doch den Vorzug allemal.“

„Ja, allemal!“ fiel der Chorus beistimmend wieder ein, und so eben läutete man zum dritten Male zur Kirche, worauf sie sämmtlich mit nachlässigem Kopfnicken der armen Krämerstochter Adieu sagten und ziemlich beruhigt zum Gotteshause wallfahrteten.

6.

Mathilde nährte in ihrem bescheidenen Herzen zwar auch einen Wunsch, an dessen Erfüllung ihre einzige Hoffnung, ihr ganzes Lebensglück geknüpft war, doch das drückende Gefühl ihrer Armuth hinderte sie, ihn laut werden zu lassen, und der quälende Gedanke an ihre täglich sinkenden Vermögensumstände schien denselben

feindlich aus ihrer Brust verdrängen zu wollen. Ludwig war ja auch mit ihr aufgewachsen, und obgleich einige Jahre älter, hatte er mit ihr doch am liebsten seine freien Stunden heitern Jugendspielen geweiht; oft verließ er ja den muntern Knabenschwarm, um mit ihr und dem stillen Paul im Garten sich zu beschäftigen, begoß ihre Blumen, zog ihre Lauben und überraschte sie durch hundert kleine Veränderungen, die er in ihrer Abwesenheit zur Verschönerung ihres Gärtchens angebracht. Als er sich nach der auswärtigen Fürstenschule begeben sollte, da schwamm am Abschiedsabende sein Auge in Thränen, und er mußte sich gewaltsam von der Gespielin seiner Kinderjahre losreißen, und als er, nach zwei Jahren zurückgekehrt, schon nach wenig Tagen die Universität beziehen sollte, da schwur er beim Geständniß seiner Liebe, sie nimmer zu vergessen.

Ob er seinen Eid gehalten, wie sie den ihrigen, den sie still sich auferlegt und unverletzt noch jetzt im Busen trug? diese Frage beunruhigte sie oftmals, beim Schlafengehn wie beim Erwachen; doch wenn sie dann des Morgens die Hausthür öffnete, ihr Auge auf der freundlichen, glänzen-

den Wohnung seiner Eltern weilte, und ihr Blick dann zurückfiel auf das kleine graue Häuschen ihres Vaters, da rief sie seufzend aus: „dort drüben wohnt des Reichthums Glanz, der Freude und Leben spendet, und hier der Armuth finsterer Geist, der meiner schönsten Hoffnung Grab bereitet.“ — Wohl nahe schien ihre Hoffnung dem gänzlichen Versinken, denn täglich drückender mehrte sich ihre Armuth, täglich häufte sich der Reichthum des Gastwirths. Durfte sie Ludwigs Schwure fest vertrauen? sie hatte während seiner Abwesenheit nur wenige Briefe von ihm erhalten — die Zeit macht ja oft Eid und Pflicht vergessen und drückt Herzen in beliebige Form.

So stand sie sinnend noch hinter dem Ladentische, als sie plötzlich, erweckt durch ein Geräusch, die Augen aufschlug und vor sich einen langen hagern Mann erblickte, der unbemerkt hereingetreten und auf sein Bambusrohr gestützt, sie unverwandt mit wohlgefälligen, doch auch zugleich feindlichen Blicken zu durchbohren schien. Sein Gesicht hatte etwas Widerwärtiges, Abschreckendes, das schon beim ersten Anblicke ein unheimliches Mißbehagen bei Jedem bewirken mußte, der

in seiner Nähe sich befand. Nur wenig schwarzes Haar bedeckte seinen grösstentheils kahlen Scheitel, die starken Augenbraunen auf der herabhängenden Stirn waren dicht zusammen verwachsen und beschatteten so die tiefliegenden Augen, welche bald feurig erglänzend, wie auflodernde Flammen, bald starr und matt in ihren Kreisen sich bewegten. Die tiefen Züge im gelben Gesichte veränderten sich unstät, wie im unaufhörlichen Mienenspiele, und würden so den aufmerksamsten Physiognomen selbst verhindert haben, ihre wahre Form zu bestimmen; eben so räthselhaft blieb es auch, ob das immerwährende Zucken seiner Lippen ein Lächeln des Wohlgefallens, oder Spott und Verachtung ausdrücken sollte.

Endlich öffnete er seinen zahnlosen Mund und sprach im hohlen Geistertone, in abgebrochenen Sätzen, schwer athmend aus beengter Brust: „vergönnen Sie mir — einige Augenblicke hier zu ruhen. — Mein Spaziergang — führte mich zu weit. — Ich bin so ermattet — daß ich kaum — das Gasthaus noch erreichen würde.“ — Dabei ließ er sich auf einem der Polstersitze nieder,

welche an der Wand angebracht waren, hielt die Brillantringe an seinen knöchernen Fingern gegen die Sonnenstrahlen, schien sich einige Minuten lang an ihrem bunten Farbenspiele zu ergötzen, und blickte dann wieder scharf und unverwandt in Mathildens Antlitz, welche ängstlich verlegen, keines Wortes mächtig, von ihm zurückwich.

„Schon zweimal" — fuhr er fort — „wurde mir das Glück zu Theil — im Vorübergehen Sie am Fenster zu erblicken — und da heute — der Zufall mich Ihnen näher bringt — so halte ich dies für eine gute Vorbedeutung."

„Ich kann mich nicht entsinnen —" erwiederte Mathilde noch verlegner.

„Mich bemerkt zu haben —" ergänzte er ihre Rede. — „Glaub's wohl! — Ihr närrischen Mädchen wendet Euer Auge — nur auf frische Blüthen — doch der Stamm bleibt unbemerkt, und wenn er Euch auch goldne Früchte bietet."

Immer unheimlicher wurde Mathilden in der Nähe des Fremden, immer lästiger seine aufgedrungene Unterhaltung, deshalb bat sie um Entschuldigung, wenn sie sich auf einige Augenblicke entferne, um ihren Vater herbeizurufen.

Doch schnell ergriff er ihre Hand, hielt sie zurück und flüsterte ihr leise zu: „still, still, mein süßes Kind! der Vater schläft gewiß — bedarf der Ruhe auch, der gute Mann — hat eine böse Nacht gehabt.“

Fast gewaltsam zog er sie bei sich nieder. Sie zitterte, die feuchte Kälte seiner Hand drang ihr bis zum Herzen, und ein eisiger Schauer durchrieselte sie, als sie bebend fragte: „Sie kennen meinen Vater?“

„Zwar bin ich nur erst seit wenigen Tagen hier als Fremder“ — versetzte er — „doch bedarf's bei mir auch nur weniger Blicke — einen Menschen zu durchschauen bis auf den Grund der Seele. — Ja, ich kenne Ihren Vater — er ist ein guter Mann — doch unbekannt mit der Welt, und zu wenig Herr seiner selbst.“

„Wohl ist mein Vater gut“ — erwiederte Mathilde — „doch leider wird freilich seine Unkenntniß der Welt nur zu oft gemißbraucht“ — setzte sie mit einem bedeutenden Seitenblicke auf den Fremden hinzu, entzog ihm fast gewaltsam ihre Hand und stand auf.

Er schien ihren Unwillen nicht bemerken zu wollen, und fuhr, ihr beistimmend, fort: „recht, mein Engel — gemißbraucht — o ich kenne die Buben — aber ich werde ihn warnen! — Ich bin sein wahrer Freund — und nur seinetwegen halte ich mich noch einige Tage hier auf. — Ich kenne seine ganze Lage genau — ich kann ihm nützlich werden, und wenn ihm mit Gelde zu helfen ist —“

Eine neue Hoffnung röthete Mathildens Wangen und schon schlug sie ihr Auge im Gefühl der Dankbarkeit für sein freiwilliges Erbieten freundlich zu ihm empor, doch plötzlich wendete sie sich wieder ab von ihm, als ihr klarer Blick an seinen widerlichen Zügen vorüberstreifte und ein inneres Grauen sie durchbebte. Er aber näherte sich ihr mit den süßesten Worten und suchte einen seiner Brillantringe unvermerkt an ihrer Hand zurückzulassen, doch sie machte sich unwillig los von ihm und eilte nach der Thür, die nach der Hausflur führte. Da trat ihr der Vater entgegen, völlig angekleidet, im Begriffe, auszugehen. Er schien den Fremden zu erkennen und nach kurzer Begrüßung redete dieser ihn an:

„ich habe Sie hier erwartet, Freundchen, Sie speisen diesen Mittag bei mir“ — faßte ihn vertraulich unter den Arm, verbeugte sich höflich gegen Mathilde, und so gingen beide die Straße hinauf, nach dem Gasthofe — zum goldenen Reiter — gleich am Markte gelegen, in welchem der Fremde vor einigen Tagen als Reisender abgestiegen.

7.

Schon vor Tages Anbruch hatte Jürgen, des Fleischermeisters rüstiger Landknecht, vor der Hausthür des wohlberufenen Gasthofes zum rothen Ochsen zwei ziemlich hohe Birken oder sogenannte Maienbäume aufgepflanzt, wie es seit undenklichen Zeiten am Sanct Johannistage die Sitte erheischte; und jetzt stand er im Schatten derselben, sich seines Werkes freuend, und mit vernehmbarem Schnüffeln den Duft der jungen Blätter einsaugend, die über seinem Haupte säuselnd im sanften Morgenwinde sich bewegten. Doch recht fataler Weise sah er sich in diesem

Genusse gestört durch ein unaufhaltsames, mehrmaliges Niesen, welchem bald ein kräftiges „Gott helf!“ aus dem Munde der gar nicht unansehnlichen Köchin Rebekka durchs Küchenfenster nachfolgte, die seinem Herzen theuer war; worauf er nicht ermangelte: „schönen Dank, mein Kind!“ ihr freundlich zu erwiedern. — Husch, war sie aus der Küche und ergriff jetzt die Gelegenheit, ein Geschäftchen vorzunehmen, wobei sie in Jürgens Nähe blieb und auf seinen Beistand rechnen konnte.

„Hole mir die lange Leiter, lieber Jürgen —“ rief sie ihm zu, und brachte einen großen Korb voll Blumenguirlanden und Kronen herbei.

Er gehorchte augenblicklich, und lieferte nun den augenscheinlichen Beweis, daß auch in der Brust eines in seiner Erziehung vernachlässigten Fleischerknechtes ein Gefühl der Schicklichkeit und des Anstandes seinen Sitz aufschlagen könne, denn er litt es durchaus nicht, daß Rebekka vor seinen Augen die Leiter besteige, sondern that dies selbst mit der größten Bereitwilligkeit und befestigte die Guirlanden bogenförmig an der Haus-

thür, wobei ihn sein einziges Herzblatt zuweilen schalkhaft in die Waden knipp.

„Laß mal die Narrenspossen aufhören" — rief er endlich herab, nachdem er verschiedene Male ein Bein nach dem andern in die Höhe gezogen, wie ein Kranich, wobei sein sonnenverbranntes Gesicht sich in ernste Falten legte, obgleich ihm — so zu sagen — das Herz im Leibe tanzte vor Freuden über die neckischen Späße seines Liebchens.

„Du mußt nicht gleich böse werden, Jürgen, 's ist ja gut gemeint" — erwiederte sie mit ehrlicher Miene, worauf sogleich die finstern Wolken, wie weggeblasen, von seiner Stirn entschwanden und im Sonnenglanze der Versöhnung sein Auge herabstrahlte auf die nicht minder glänzenden Leitsterne seines Lebens, die aus dem frischen Angesichte der Muthwilligen ihm entgegenleuchteten.

„Alle Hagel! das ist ein schmuckes Ding" — hub er wieder an, als sie ihm die schönste Blumenkrone aus dem Korbe zureichte — „Bei meiner armen Seele! Mamsell Drache, die Putzmacherin, kann so eine Krone nicht aus bunten

Lappen zusammensticken, und wenn's der Prinzessin Brautkrone werden sollte!"

„Das glaub' ich!" entgegnete Rebekka. „Die Blumen hat der liebe Gott wachsen lassen — so was kann Mamsell Drache nicht — und ein Engel hat sie zusammengeflochten. — Sieh mal! die schönsten Rosenknospen und Lilien — weiß wie meine Küchenschürze.

„Wenn Du sie neuwaschen aus der Lade nimmst" — setzte Jürgen gelassen hinzu — „denn eine Viertelstunde später —"

„Sprichst Du nicht, wie ein Kalb von drei Tagen?" fiel sie ihm unwirsch in die Rede. — „Soll ich in der rußigen Küche Zuckerpapier über meine Schürze stecken? he? — Tummle Du Dich einmal von früh bis in die späte Nacht am Heerde herum, und Deine Schürze wird schlimmer aussehen, als des Laternenputzers Kamisol!"

Jürgen hatte sie an ihrer schwächsten Seite angegriffen, denn auf ihre Reinlichkeit im Anzuge bildete sie sich nicht wenig ein; deshalb hielt er es für rathsam, sie nicht tiefer in den Text kommen zu lassen, und auf etwas Anderes das Gespräch zu wenden.

„Aber so sag' mir doch, mein Engel" — sprach er zärtlich zu ihr, und streichelte ihre hochrothen Wangen — „wer ist denn der Engel, der die schöne Krone geflochten hat?"

„Wie kannst Du noch fragen?" erwiederte sie, noch nicht ganz besänftigt. — „Heimlichs Mathildchen drüben hat die Blumen gestern Abend noch bei Mondenschein abgeschnitten, und kurz vor Mitternacht kam sie mit der Krone an, fix und fertig. Alle Jahre bringt sie eine, und dann habe ich sie immer hier oben in der Mitte am Bogen unsrer Hausthür aufgehängt, daß sie gleich Jedermann ins Auge gefallen ist. Die andern jungen Mädchen kamen auch gestern Abend an, und brachten so viel Blumenkram mit, daß man die Kühe damit füttern könnte. Sonst dachten sie nicht dran, aber sie hatten wohl gehört, daß der junge Herr heute wiederkommt, und mochten denken, so mir nichts, dir nichts, den Goldfisch mit ihren schlechten Blumensträußern zu angeln. Bald umgebracht haben sie mich, gerissen, gezerrt, gezwickt, und jede schleppte mich in einen Winkel und gab mir schöne Worte: ich sollte nur um Gotteswillen ihren Kranz zuvor-

derſt aufhängen; aber vor Allen Bürgermeiſters Sephchen — die ſich ſonſt doch aufbläſt, wie ein Truthahn — nannte mich einmal übers andre ihr liebes Rebekchen und bat mich himmelhoch, ich ſollte ihre Krone von lauter Sonnenroſen und Vergißmeinnicht gleich vorn in der Mitte aufhängen; und ſo wahr ich ein ehrliches Mädchen bin! ich glaube, ſie hätte ſich lieber gleich ſelbſt hineingeſetzt und wäre drin ſitzen geblieben, bis der junge Herr unter ihr durchgefahren wäre. Aber es ſoll Keine ihren Willen haben — da, Jürgen! hänge Du Mathildchens Krone in der Mitte auf! — Das gute Kind brachte ſie ſo beſcheiden unter ihrem Schürzchen herüber und bat mich mit wenig Worten, ich möchte ſie mit aufhängen, ohne gleich den Platz zu beſtimmen. Nun ſoll ſie auch den Ehrenplatz haben; möchte ſie ihr zur Brautkrone werden! das wünſch' ich ihr von ganzem Herzen."

Jürgen that nach ihrem Willen, und Mathildens Blumenkrone übertraf an Farbenpracht und ſüßem Duft alle übrigen geſchmacklos gewundenen Kränze und Guirlanden, ſo daß Rebekka behauptete: ſie nähme ſich aus wie ein Biscuit-

törtchen unter lauter Pflaumenkuchen von Brodteig.

„Aber —“ meinte Jürgen bedenklich — „zur Brautkrone kann sie ihr doch nicht werden, denn ihre Mitgift kann ja ein vierzehntägiges Lamm auf dem Rücken forttragen, und der junge Herr Scholle wiegt wohl den fettesten polnischen Ochsen mit harten Thalern auf!“

„Das verstehst Du nicht“ — erwiederte Rebekka — „ich diene nun seit acht Jahren hier im Gasthofe, und als der junge Herr von der Fürstenschule zurückkam, da hab' ich so etwas bemerkt — alte Liebe rostet nicht — das siehst Du an mir —“

„Ja, da hast Du Recht!“ — fiel ihr Jürgen ins Wort, der eben von der Leiter stieg, denn sein Geschäft war vollendet. — „Alte Liebe rostet nicht! auch unsre Liebe ist immer so blank und spiegelhell geblieben, wie mein Schlachtmesser. Geb's Gott, daß sie in der Ehe nicht rissig wird wie schlechter Stahl!“ — Dabei schlugen sie die Hände kräftig zusammen und hinter der Hausthür ertönte ein schallender Kuß.

8.

Lautes Peitschenknallen erschallte vom Thore her, und bald darauf rollte der Hollsteiner des Fleischermeisters mit seiner Last, die durch den erschnten Ausstudirten noch einen Zuwachs erhalten hatte, die Straße herauf und hielt vor dem rothen Ochsen, wo Ludwig nicht versäumte, zuerst herabzuspringen, um seinem wohlbeleibten Elternpaare beim Aussteigen behülflich zu seyn. Als ob er irgend einen interessanten Gegenstand aufsuche, streifte sein Blick geschäftig an den Fenstern des grauen Häuschens vorüber, und als er das entdeckt zu haben schien, wonach er spähte, gab er seine Freude durch ein unaufhörliches Kopfnicken und die freundlichsten Mienen zu erkennen, so daß er der hülfreichen Dienste gänzlich zu vergessen schien, die er sich beim Herabspringen vom Wagen freiwillig auferlegt.

„Wo hast Du Deine Augen, Ludwig!“ rief der Fleischermeister, unsicher auf dem Wagentritte schwankend, zu ihm herab. — „Unter die

Arme sollst Du mir greifen und nicht unter die Beine — bringst mich ja aus dem Gleichgewichte, und wenn ich das einmal verloren habe, find' ich's so leicht nicht wieder."

Jetzt erst bemerkte Ludwig, daß er seinem Vater, statt ihm die Hand zu reichen, die gelben Stolpen von den Stiefeln heruntergezerrt, und entschuldigte sein Versehen mit der tiefen Rührung, die ihn ergriffen habe, als er das väterliche Haus nach langer Abwesenheit zum ersten Male wieder erblickt.

„Das väterliche Haus?" versetzte der Gastwirth — „spricht von tiefer Rührung und hat's noch mit keinem Auge angesehen — wer weiß, was Dich gerührt hat! — Komm mal näher!" fuhr er fort, hielt ihm beide Augen zu und fragte nun: „was hat der rothe Ochse für Hörner?"

Ludwig befand sich in nicht geringer Verlegenheit, denn er konnte sich aus früherer Zeit nicht mehr auf den fraglichen Gegenstand besinnen, hatte ihn jetzt noch keines Blickes gewürdigt und antwortete daher aufs Geradewohl: „schwarze."

„Gefangen, Spitzbube! goldne Hörner hat er!" entgegnete der Vater und gieng lächelnd ins

Haus, leise vor sich hin brummend: „spricht da von tiefer Rührung und hat noch nicht einmal gesehen, daß ich dem rothen Ochsen habe die Hörner vergolden lassen!“

Ludwig aber blieb noch an der Hausthür zurück, als ob er dort festgebannt wäre, und wendete seine Blicke nicht vom grauen Häuschen; doch plötzlich schien der Gegenstand, dem er seine ganze Aufmerksamkeit daselbst schenkte, verschwunden, und nun erst trat er ins väterliche Haus und bemerkte über seinem Haupte die schwebenden Blumenkronen. Die schönste, welche in der Mitte hieng, fiel ihm sogleich auf, und hastig fragte er Jürgen, welcher am Wagen beschäftigt war: „woher habt ihr diese Krone?“

„Heimlichs Mathildchen hat sie gebracht“ — erwiederte dieser, und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als Ludwig auch schon auf der Leiter stand, eine der schönsten Rosen aus der Krone nahm und in seinem Busen barg.

„Aber wo steckst Du denn, lieber Sohn?“ rief seine Mutter, welche mit dem Mittagsessen seiner wartete, und bog den Kopf rechts und links zur Thür hinaus, bis sie den Gesuchten endlich

auf der Leiter gewahrte. Beide Hände vor Verwunderung zusammenschlagend, brach sie bei diesem Anblicke in die Worte aus: „Aber Herzens-Ludwig, was machst Du dort oben? ich glaube gar, Du willst den Leuten drüben in die Fenster gucken? das würde sich schön schicken für einen Mann, wie Du bist. Wenn Dich die Menschen hier auf offner Straße so auf der Leiter herumklettern sehen, dann haben sie ja keinen Respekt vor Dir, wenn Du die Kanzel besteigst — herunter, den Augenblick!“

Ludwig stieg herab und versicherte verlegen: „ich wollte nur den rothen Ochsen in der Nähe betrachten.“

„Aber, Herzenskind, der ist ja groß genug, daß man ihn von Gottes Erdboden aus deutlich erkennen kann —“ entgegnete kopfschüttelnd die Mutter, und führte ihn die Treppe hinauf ins Speisezimmer, wo im Lehnsessel, mit der Ungeduld eines Hungrigen, der wackre Scholle ihrer harrte.

9.

Nachdem während der Mahlzeit unzählige Fragen und Antworten zwischen Eltern und Sohn gewechselt worden waren, wobei des Letztern glückliche Zurückkunft ins Vaterhaus mit Gläserklang und altväterischen Trinksprüchen gefeiert wurde, verfügten sich Erstere nach ihren Schlafzimmern zur nothwendigen Mittagsruhe. Ludwig aber stürzte nun unaufhaltsam die Treppe hinab, setzte mit einem Sprunge über die Straße hinweg und stand im Laden des grauen Häuschens, noch ehe Mathilde mit ihren kunstfertigen Fingerchen zehn Maschen abgestrickt hatte. Sie war erschrocken, und eine hohe Purpurröthe färbte ihre Wangen, als sie den geliebten Freund ihrer Kindheit plötzlich vor sich erblickte, mit derselben offnen, freundlichen Miene, in welcher sein Herz sich spiegelte. Er reichte ihr beide Hände zugleich, drückte ihre Rechte an seine Brust und sprach im Ueberwallen seines Herzens: „ich glaubte, eine Ewigkeit müßt' ich durchwandeln in drei Jahren, fern von Dir; doch jetzt, da ich Dir wie-

der gegenüber stehe, Hand in Hand mit Dir, scheint mir es nur ein flüchtiger Traum, in welchem stets Dein liebes Bildniß mich umgaukelte. Noch heißer durch die Trennung ward die Gluth in meiner Brust — — Mathilde — ich habe treu den heiligen Schwur gehalten, ich bringe Dir mein Herz zurück, so treu und wahr wie sonst, und fühlt das deinige dem meinen gleich, so bitt' ich Dich, die Wonne des Wiedersehens zu erhöhen durch das schönste Wort, das jemals über Deine Lippen gieng. — Sprich — willst Du mein seyn — mein auf ewig?"

Aber sie senkte ihre Blicke zu Boden und schwieg lange. Endlich begann sie leise: „wir handeln unrecht, guter Ludwig, wenn wir durch dieses ernste Wort uns binden, ohne Wissen meines Vaters, Deiner Eltern. Sie haben heilige Rechte über uns, die wir nicht verletzen, nicht umgehen dürfen, soll des Himmels Segen auf unserm Bündniß ruhen. Nur einen Blick wirf um Dich, er wird Dich bald belehren, daß in diesem Hause Mangel herrscht und Dürftigkeit. Ich bin ein armes Mädchen — mehr könnte ich Dir nicht bieten, als mein Herz, und wenn auch

Deine Liebe sich damit begnügt, so fordern sicher Deine Eltern mehr, die, obgleich brav und redlich, doch den Reichthum lieben."

„Meine Eltern sind gut" — erwiederte Ludwig — „und ich bin überzeugt, meine Wahl wird ihren Wünschen nicht entgegen seyn. — Auch hab' ich sichre Hoffnung auf ein Amt, das bald erledigt wird, und nur Dein Jawort fehlt, dann bitt' ich heute noch um ihren Segen. — Mathilde! nur das einzige Wort —"

„Ich kann, ich darf's jetzt nicht aussprechen, guter Ludwig —" sprach sie sanft — „meine kindliche Pflicht — mein guter Vater — o mein Gott! Du weißt nicht —"

„Wohl weiß ich" — fiel er ihr gekränkt ins Wort — „daß ich mich fürchterlich getäuscht. Mädchen! konnte eine kurze Spanne Zeit Dein Herz verändern, oder hast Du mich niemals geliebt?"

„Was soll Dir ein Geständniß" — rief sie mit gebrochner Stimme — „mit dem ich nicht zugleich das Wort aussprechen kann, das ewig uns vereint. — Zu mächtige Hindernisse stehen uns im Wege —"

„Alle will ich überwinden“ — entgegnete Ludwig feurig — „und wären sie so mächtig, daß sie mir ans Leben griffen! — Wohlan! noch heute spreche ich mit meinen Eltern, mit Deinem Vater morgen, und bald soll ihr Jawort auch Deine Zunge lösen. Leb' wohl, mein süßes Mädchen! und morgen harre freundlich mein um diese Stunde.“

Als sie sich allein sah, legte sich nach und nach der Sturm der widerstreitenden Gefühle in ihrem Innern, und nach reiflicher Ueberlegung stimmte die kalte, ruhige Vernunft ihrer Handlungsweise völlig bei. Schon durch Ludwigs Benehmen, als er bei seiner Ankunft vom Wagen abgestiegen, glaubte sie auf die Treue seines Herzens schließen zu dürfen, und verborgen lauschte sie, als er aus ihrer Blumenkrone die Rose brach und sie in seinem Busen barg. Sie hatte ihn innig und wahr geliebt, doch durch die Beständigkeit seiner Gesinnungen, die er verrieth, ehe er noch ein Wort mit ihr gewechselt, war er ihrem Herzen noch theurer geworden. Es stiegen in diesen Augenblicken die schönsten, süßesten Hoffnungen in ihrer Seele empor und unbesorgt ver-

irrte sich ihre Phantasie in die Zaubergärten der Liebe, bis plötzlich die kalte, schroffe Felswand — Armuth — die blühende Aussicht verschloß und in ihre dunkelsten Schatten sie verhüllte. — Da schien sie zu erwachen, und in kalter Wirklichkeit sah sie sich umgeben von den Trümmern ihres zu hoffenden Erbes, welches noch bei weitem leichter wog, als die Schulden ihres Vaters. Wie man dessen Ruf zu beflecken sich bemühte, mehr als er verdiente, mußte sie oft Zeugin seyn, und jedes solcher Worte verwundete schmerzlich ihr kindliches Gemüth, denn sie liebte ihren Vater aufrichtig und ehrte ihn als solchen, Trotz seiner Fehler. Sie wußte, daß Unglücksfälle, Mißvergnügen mit seiner Lage und Abneigung gegen seine Geschäfte die Triebfeder seines Sinkens waren, und diese galten in ihrem nachsichtsvollen Herzen für wichtige Ursachen zur Entschuldigung seines Leichtsinns, mit dem er sich der verderbenden Leidenschaft hingab. Sie fühlte, daß sie die einzige Stütze war, welche den schwankenden Bau der Existenz ihrer kleinen Familie noch aufrecht erhielt; sie durfte sich der kleinen Haushaltung, die sie mit Fleiß und Ordnungsliebe regier-

te, nicht entziehen, um einem Gatten zu folgen; denn mit ihrer Entfernung würde auch der letzte Schutzengel von ihrem Vater gewichen seyn, und sein Stolz, glaubte sie fest, würde sich nimmer bewegen lassen, ein stilles häusliches Asyl, das sie ihm als Ludwigs Gattin vielleicht bieten könnte, seiner jetzigen Lebensweise vorzuziehen. Deshalb glaubte sie auch ihre Liebe gewaltsam unterdrücken zu müssen, so sehr ihr Herz auch widerstrebte, und ihre erste Unterredung mit Ludwig zeigte deutlich, daß ihr ernster Wille die stille Neigung zu dem Freunde ihrer Kindheit der kindlichen Pflicht und Liebe unterzuordnen sich bemühte.

„Ich muß Dir gänzlich entsagen!“ rief sie ihm leise nach, als er sich entfernte — „meinen guten Vater kann ich nicht verlassen; ich muß die heiligste der Pflichten, die Gott in jedes Kindes Brust gelegt, treulich erfüllen! und sollt' ich auch darüber einsam wandeln bis zum stillen Grabe, und sollte auch zu früh, im Kampfe mit der stillen Gluth, mein Herz des Todes Beute werden!“

Noch ein inniges Lebewohl flüsterte sie leise hinüber nach Ludwigs Wohnung, drückte dann beide Hände fest auf ihre Augen und der liebliche Traum ihrer schönsten Hoffnungen zerrann wie leichte Morgennebel.

10.

Im Gasthofe zum goldenen Reiter nahmen Heimlich und der Fremde indessen ihr Mittagsmahl ein, welches nach der feierlichen Stille zu urtheilen, die dabei herrschte, wohl eher einem Leichenmahle, als einer freundschaftlichen Bewirthung glich. Der Fremde saß zusammengekrümmt vor seinem Couvert, als ob ihn die Kolik plage, theilte die Speisen mit zitternder Hand in kleine Bissen, tadelte jedes Gericht und genoß nur wenig. Heimlich, der ihm gegenüber saß, starrte vor sich hinaus, trank mit ungewöhnlicher Hastigkeit mehrere Gläser Wein, doch fast alle Speisen blieben von ihm unberührt.

Endlich unterbrach der Fremde zuerst das lange Schweigen, indem er seinen Gast mit lauern-

den Blicken fragte, ob sein Verlust in vergangener Nacht bedeutend gewesen?

Wie aus einem tiefen Traume wurde Heimlich durch diese Frage erweckt, und nach einer Pause brachte er endlich mit ungewisser Stimme die Antwort hervor: „So bedeutend, daß ich heute ein Bettler bin!“

„Das bedaure ich um so mehr“ — erwiederte jener lächelnd — „da der größte Theil Ihres Verlustes in meine Kasse fiel. Doch lassen Sie den Muth nicht sinken, Freundchen, vielleicht ist Ihnen heute Abend das Glück günstiger.“

„Das glaubt' ich oft“ — erwiederte Heimlich heftiger — „und dieser tolle Glaube machte mich zum Rasenden, daß ich zusammenraffte wie ein Dieb in meinem eignen Hause, was Geldeswerth enthielt, daß ich wie ein liederlicher Bursche leichtsinnige Schulden machte, und zitternd wie ein Missethäter mit dem erborgten Gelde zum Spieltische trat, indeß die Meinigen daheim in Angst und Sorge mein Geschäft betrieben, um sich vor bittrer Noth zu schützen. Mein reiches Erbe ist vergeudet, mein Haus ist leer, als ob ein Dutzend gieriger Feinde rein es ausgeplün-

dert. Mein Spiel ist aus — ich bin ein Bettler, müßte jetzt als solcher mit der Hand voll Kupfermünzen spielen, die vielleicht in meinem Ladentische sich noch findet.“ Mit einem lauten, doch gezwungenen Gelächter begleitete er diese Worte, sprang vom Stuhle auf, und gieng mit verschränkten Armen lebhaft im Zimmer auf und ab. — Doch der Fremde schien die heftige Bewegung, die in ihm vorgieng, nicht bemerken zu wollen, blieb ruhig sitzen, und sagte kalt: „wenn Sie ruhiger geworden sind, lassen Sie mich's wissen, dann wollen wir über Ihre Verhältnisse sprechen; vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

„So hören Sie mich gleich jetzt“ — erwiederte Heimlich dringend und ließ sich wieder dicht neben ihm nieder. „Ich will Ihnen meine mißliche Lage mit wenig Worten beschreiben. Ein hartherziger Gläubiger hat eine Verschreibung über fünfhundert Thaler von mir in Händen, wofür ich ihm mein Haus, mein ganzes Vermögen verpfändete; morgen ist der letzte Zahlungstermin, an Prolongation nicht zu denken, und wenn ich knieend darum bettelte. Beinahe zwei Jahre lang habe ich an dieser Summe gespart, hatte sie

auch bis auf eine Kleinigkeit bereits zusammengebracht — da trieb mich gestern mein böser Geist hierher damit zum Spiele — ich spielte mit Verzweiflung, und Alles — Alles ist verloren! — Mir bleibt nichts übrig, als sammt meiner Tochter den Bettelstab zu ergreifen und die Zahl der Elenden zu vermehren, die mit zerrissenen Kleidern ihr Brod vor den Thüren Anderer suchen."

„Aber, Freundchen" — erwiederte ihm der Fremde, wieder lächelnd — „ich halte Sie für total blind. Sie schwatzen da so viel von Armuth — vom Bettelstabe, und doch habe ich diesen Morgen einen Juwel in Ihrem Hause bemerkt, der Ihre Lumpenschuld mehr als tausendmal aufwiegt. Sie sind Vater einer liebenswürdigen Tochter —" fuhr er lauschend fort — „gilt hier zu Lande weiblicher Reiz so wenig? oder ist in Rothlingen die Blindheit epidemisch unter den heirathslustigen Männern, daß sich noch kein bemittelter Eidam gefunden hat, der dem Schwiegervater gegen Austauschung seiner Perl mit klingender Münze aus allen Nöthen hilft?"

„Der heirathslustigen Männer giebt's in Rothlingen nur wenige" — erwiederte Heimlich

unmuthig — „und dieſe wenigen ſind habgierig wie die Wucherer. Ihre erſte Frage lautet: wie viel Zinſen tragen die Kapitalia des Mädchens? und dann erſt erkundigen ſie ſich nebenbei: hat ſie auch ein menſchliches Geſicht und ein menſchliches Herz? — Um die arme Krämerstochter wirbt niemand.“

„Ei, ſo ſollen dieſe zähen Herren ſich mit einer ledernen Geldkatze trauen laſſen“ — ſcherzte der Fremde — „wenn ſie Geld höher ſchätzen als ein ſchönes Weib. Ich bin kein Jüngling mehr“ — fuhr er fort, wie es ſchien, vorſätzlich einige Reden unvollendet abbrechend — „aber dennoch iſt es mein feſter Wille, mich zu verheirathen — ich habe Vermögen im Ueberfluß und würde bei einer Wahl niemals das Syſtem der Rothlinger Heirathscandidaten befolgen — Ihre Tochter ſcheint alle die Reize zu beſitzen, die einen Mann beglücken können — ich habe ſie ſchon einigemal mit ganz beſonderem Wohlgefallen betrachtet und bin überzeugt, wenn ſie ſich entſchließen könnte: Befriedigung jedes Wunſches, deſſen Befriedigung in meinen Kräften ſteht — ein glänzendes, ſorgenfreies Leben — mein Be-

ſtreben, liebevoll ihr zu begegnen, würde vielleicht bald eine Zuneigung erwecken — und Ihrer eignen Noth, mein Freund, würde ich sogleich mit den dienlichſten Mitteln zu begegnen wiſſen. — Laſſen Sie uns das näher beſprechen" — fuhr er nach einer Pauſe lebhafter fort und ſeine Augen glänzten feuriger aus ihren tiefen Höhlen hervor — „fort mit den Grillen! noch ein Glas Burgunder, wir werden vielleicht recht bald die nächſten, wärmſten Freunde!"

Heimlich ſtürzte noch ein Glas Wein hinab, und wie ein Wanderer, der am nachtbedeckten Horizonte plötzlich einen ungewiſſen Purpurſchein erblickt, zweifelnd ſtehen bleibt und ſinnt: ob wohlthätige Strahlen der Morgenröthe, oder die verderbende Guth einer fernen Feuersbrunſt, vor ſeinen Blicken die nächtlichen Schatten zertheilen? ſo ſtand auch er, zweifelnd, ob der leuchtende Hoffnungsſtrahl, der plötzlich vor ihm aufgeſtiegen, jenes Dunkel, das die drückende Noth um ihn her verbreitet, wohlthätig lichten werde, oder ob es ein täuſchendes Licht ſey, das ihn an einen tiefern Abgrund des Verderbens führe? Er hatte die Reden des Fremden wohl verſtanden, ſie

schienen ihm einen Weg zur Rettung zu zeigen, nach und nach schwand jeder Zweifel, ob das Mittel, diesen Weg zu wandeln, auch das rechte sey? und in seinem Herzen, das die Angst vor der drohenden Gefahr seines gänzlichen Unterganges erfüllte, fand jetzt kein anderes Gefühl mehr Raum, als das Gefühl seines Elendes. In seiner qualvollen Bedrängniß, halbberauscht durch den hastigen Genuß des Weines, konnte er unmöglich zu einer ruhigen Ueberlegung gelangen, ob seine Tochter die Neigung des Fremden auch erwiedern könne? ob sie seinem Willen folgen werde und mit welchem Rechte er sie im entgegengesetzten Falle zu einer Verbindung zwingen dürfe, die ihr in jeder Hinsicht zuwider seyn müsse? Er gedachte jetzt keiner dieser Fragen, er sah nur zwei Wege vor sich — den Weg zu seinem gewissen Untergange, und den Weg zur Rettung, den ihm der Fremde bedingungsweise zu zeigen schien.

Dieser saß noch immer ruhig am Tische und schien in Heimlichs Mienen zu lesen, was in seinem Innern vorging: „Haben Sie mich vielleicht verstanden?“ fragte er endlich nach einer langen Pause.

„Ich glaube — vollkommen!“ erwiederte der Gefragte. „Ich zeigte Ihnen mein Vertrauen durch offenherziges Geständniß meiner drückenden Lage und ehe wir weiter über den Gegenstand sprechen, den Sie nur unbestimmt berührten, muß ich Sie bitten, mir ein gleiches Vertrauen zu zeigen durch eine trauliche Auseinandersetzung Ihrer Verhältnisse.“

„Nicht mehr als billig“ — versetzte der Fremde, und erzählte nun bereitwillig: „mein Name ist Stephan Arteccio und ich befinde mich auf einer Geschäftsreise durch Deutschland — Florenz ist meine Vaterstadt, wo ich ein bedeutendes Handelshaus besitze; weder Eltern, Geschwister, noch sonstige Anverwandte sind mir geblieben und ich kann daher frei handeln nach meinem eigenen Willen. Den blühenden Zustand meines Geschäftes, die Sicherheit meines Vermögens, werden Ihnen diese Papiere verbürgen.“

Heimlich nahm die Papiere aus dem Taschenbuche, das er ihm darreichte, übersah sie nur flüchtig, denn er glaubte keinen Grund zu haben, seine Worte in Zweifel zu ziehen, da er mehrere bedeutende Wechsel darunter fand. — „Alles recht

gut“ — hub er an, indem er die Papiere zurückgab — „doch da Ihr Wunsch mir das Recht giebt, offen mit Ihnen zu sprechen, muß ich Ihnen gestehen, daß Ihr Aeußeres — verzeihen Sie mir — nicht ganz geeignet ist, einem jungen Mädchen Liebe einzuflößen, und bei meiner Tochter gewiß die mindeste Empfehlung seyn würde. Doch habe ich schon oft Menschen gefunden, die beim schönsten, ehrlichsten Gesichte ein böses Herz im Busen trugen, lassen Sie mich daher, im umgekehrten Falle, von Ihnen das Beste denken.“

Beleidigt durch Heimlichs Freimüthigkeit, erglühte der Florentiner vor Zorn und mit wüthenden Blicken maß er ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen; doch bald schien der wilde Aufruhr in seinem Innern sich zu legen und indem er sich von ihm wendete, sprach er stolz: „Noch hab' ich mich Ihrer Tochter nicht aufgedrungen, nehmen Sie daher meine Rede für einen Scherz und leben Sie wohl!“

Wie vernichtet stand Heimlich vor Bestürzung, als er seine kaum erblühte Hoffnung so schnell entschwinden sah. Er war zu schwach,

um augenblicklich einen männlichen Entschluß zu fassen, er verwünschte seine Freimüthigkeit im Stillen hundertmal, und um dem Rettungsziele, das vor wenigen Minuten ihm noch entgegenleuchtete, sich wieder zu nähern, erniedrigte er sich jetzt zu Bitten, in seiner Herzensangst jedes väterliche Gefühl unterdrückend. Endlich gelang es ihm, den Fremden zu versöhnen, der mit kaltem Stolze ihm die Hand reichte und auf augenblickliche Beendigung der ganzen Angelegenheit drang. Heimlich wendete kein Wort mehr ein, ließ es willig geschehen, daß ein Notar sogleich herbeigerufen wurde, den Ehecontract aufzusetzen, und unterschrieb mit zitternder Hand. Arteccio folgte seinem Beispiele, hierauf der Wirth des Hauses und noch ein anderer Gast, welche man als Zeugen dazu aufgefordert hatte. Nachdem dies geschehen war, stand Heimlich noch unentschlossen und starrte in düsteres Sinnen verloren vor sich hin, denn eine noch drückendere Angst hatte sich seiner bemächtigt, seitdem er den letzten Federzug an seiner Unterschrift vollendet. Der Florentiner aber übergab ihm mit widerlichem, triumphirenden Lächeln den Contract, da-

mit er den Namen seiner Tochter eigenhändig unterschreiben lasse, händigte ihm noch einen kostbaren Demantring für sie ein und unvermögend, nur ein Wort hervorzubringen, schlich der Betäubte nach Hause.

11.

Dort kaum angekommen auf seinem Zimmer, gieng er heftig auf und ab, rang seine Hände verzweiflungsvoll, und rief mit einer von Thränen erstickten Stimme: „mein einziges Kind hab' ich verkauft!"

Alle die schrecklichen Folgen, welche seine übereilte Handlungsweise nach sich ziehen konnte, traten jetzt erst, starr und unbeweglich, wie nächtliche Schreckensbilder, vor seine Seele; er vermochte sie nicht zu verscheuchen, so eifrig er sich auch bemühte, die glänzendsten Vorstellungen von seiner Tochter Glück sich zu erschaffen, das der Reichthum des zukünftigen Gatten ihr nur gewähren konnte; immer blickte ihr eignes Bild hindurch — bleich und farblos und im Todten-

kleide, wie dem Grabe erstanden. Die quälende Sorge um die Tilgung seiner Schuld war durch die gebotene Hülfe Arteccio's zwar entschwunden, doch dringender als sein härtester Gläubiger mahnte ihn jetzt das wiedererwachte Vatergefühl in seiner Brust, denn er liebte seine Tochter herzlich, obgleich er bisher, immerwährend mit sich selbst und seiner Leidenschaft beschäftigt, nur selten die Beweise davon an den Tag legte. Er erkannte im Gefühl der innigsten Dankbarkeit ihr engelreines, kindliches Herz, mit dem sie sich freudig seinen eignen Geschäften, jedes Vergnügen aufopfernd, unterzog, um das Nothwendigste herbeizuschaffen, was sie zum Haushalte bedurfte. Er vergoß oftmals Thränen der Reue, wenn sie ihn nach einer am Spieltische durchwachten Nacht mit herzlichem Gruße empfieng und liebkosend ihn bat, der Ruhe zu pflegen, indem sie sich seinen Arbeiten unterzog, ohne auch nur jemals den leisesten Vorwurf zu wagen. Und eine solche Tochter sollte er als Gattin einem Fremden zuführen, dessen Charakter ihm so wenig bekannt war, als sein Name? sie sollte er vielleicht gewaltsam zu einer ihr verhaßten Verbindung zwingen, sie von

sich stoßen, die wie ein schützender Engel ihn umschwebt, die den schwankenden Bau seiner häuslichen Verhältnisse aufrecht erhalten, daß er nicht schon längst in seinen Trümmern über seinem Haupte zusammenstürzte? — Diese und ähnliche Gedanken folterten ihn bis zur Erschlaffung seiner Sinne. Fiel sein Blick auf den Ehecontract, der aufgeschlagen vor ihm auf dem Tische lag, dann schien ihm seine Unterschrift dunkelroth entgegenzuleuchten — schmerzlich rief er, sein Gesicht verhüllend: „mit meiner Tochter Blute hab' ich unterschrieben!" und in wilder Raserei ergriff er das Papier, um es zu vernichten. Doch die fällige Verschreibung schwebte ihm zugleich vor Augen und die künstlich verschlungenen Buchstaben darauf — von seinem hartherzigen Gläubiger mit großer Vorsicht niedergeschrieben — schienen ihm jetzt wie eherne Fesseln die Hände zu umschlingen, daß er seinen raschen Entschluß nicht ausführen könne. Ermattet sank er auf einen Stuhl zurück, weinte laut, verwünschte tausendmal seine verderbliche Leidenschaft, die ihn in dieses fürchterliche Labyrinth geführt, aus dem er nirgends einen sonnenhellen Ausweg fand, und

schwur bei Gott und seinem Glauben feierlich, fortan das Spiel zu fliehen, wie ein giftiges Ungeheuer.

Da trat Mathilde ins Zimmer, und der wilde Ausdruck in ihres Vaters Angesichte schien sie in Bestürzung zu versetzen; er selbst erschrak heftig, als er sie erblickte, und die dumpfen Worte: „ich bin verloren!“ entflohen seinen Lippen.

Dieser Ausruf unterdrückte plötzlich jedes ängstliche Gefühl in ihrer Brust, und das innigste Mitleid ergriff sie, als sie den unglücklichen Vater im Ausbruche seiner Verzweiflung gegen sich selbst wüthen sah. Sie warf sich an seine Brust, umschlang ihn mit beiden Armen, strich das wild herabhängende Haar von seiner Stirn, streichelte seine Wangen und bat ihn dringend mit den sanftesten Worten, ihr die Ursache dieses schrecklichen Aufruhrs in seinem Innern mitzutheilen; doch er stieß sie von sich, und rief ihr mit lauter, ängstlicher Stimme zu: „verlaß mich, Kind! flieh Deinen Vater, flieh!“

Aber Mathilde wich nicht von seiner Seite, sein Zustand schien ihr gefährlich, und endlich, nachdem sie ihre dringende Bitte wiederholt und

ihn mit Thränen beschworen, Fassung und Ruhe zu gewinnen, entdeckte er ihr: daß der Wechsel, für welchen er sein ganzes Vermögen verschrieben, morgen fällig, und die zu seiner Zahlung bereitliegende Summe im Spiele verloren sey.

Ein heimlicher Schauer durchbebte Mathilde bei diesem Geständniß und der letzte Rosenschimmer, den die Angst um ihres Vaters Zustand auf ihren Wangen noch zurückgelassen, entwich jetzt gänzlich. Bleich und zitternd stand sie ihm zur Seite. Sie kannte den hartherzigen Gläubiger und war überzeugt, daß von ihm keine Nachsicht zu hoffen sey. Das letzte Eigenthum ihres Vaters, das sie mühsam durch ihren rastlosen Fleiß noch zusammengehalten, sah sie unwiederbringlich verloren — ihn, den armen Paul und sich selbst dem schrecklichsten Elende, dem unverdienten Schimpf und Spotte Preis gegeben.

Ihr Vater beobachtete sie mit zweifelnden, wehmüthigen Blicken und flüsterte endlich leise und kleinmüthig vor sich hin: „es giebt nur ein Mittel, uns zu retten.

„Welches, Vater? nenn' es ſchnell!“ rief ihm Mathilde zu, wie erwachend, mit neuer Hoffnung belebt.

„Dort — dort —“ ſtammelte er, nicht vermögend, klar es auszuſprechen, zeigte, ohne darauf hinzublicken, auf den Ehecontract, welcher noch auf dem Tiſche lag, und verließ in der heftigſten Bewegung das Zimmer.

Mathilde ergriff in geſpannter Erwartung das Papier — las einige Zeilen, ſah die Unterſchrift ihres Vaters, erblickte den blitzenden Demantring — ein fürchterliches Entſetzen feſſelte ihre Sinne, der Contract entfiel ihrer Hand und mit dem lauten, ſchmerzlichen Ausruf: „o mein Herr und Gott!“ ſank ſie ohnmächtig zu Boden.

12.

Abendliche Dämmerung bedeckte bereits den Horizont mit ihrem düſtern Schleier, als Heimlich aus ſeinem Hauſe ſtürzte, die Straße hinabeilte, vor die Stadt hinaus ins Freie, wo rings auf Bergen und Hügeln luſtig die Johannisfeuer

brannten, umschwärmt von den Bewohnern des Städtchens und der nahgelegenen Dörfer. Der laute Jubel, der hier ihm überall entgegenschallte, war ihm in seiner jetzigen Stimmung zuwider, deshalb bog er menschenscheu in einen Seitenpfad ein, der nach einem kleinen Gehölze führte, warf sich dort am Fuße einer Buche ins weiche Moos und starrte unbeweglich auf die fernen Feuersäulen, die mit ihrer Gluth den Himmel rötheten.

Auch Ludwig hatte das väterliche Haus verlassen und war mechanisch dem Scheine der Johannisfeuer nachgegangen. Auch er irrte theilnahmlos bei der allgemeinen Freude umher, denn ein düsterer Unmuth trübte seine, sonst immer heitere Stirn. Seine zuversichtliche Hoffnung auf die Einwilligung seiner Eltern zu einer Verbindung mit Mathilden war gänzlich gescheitert; denn als er ihnen am vergangenen Nachmittage seine Herzenswünsche frei und offen mittheilte, fand er wider Vermuthen den bestimmtesten, hartnäckigsten Widerstand von ihrer Seite.

Der ehrliche Fleischermeister meinte: „das Mädchen ist brav und gut und dauert mich in der

Seele, denn sie führt ein Jammerleben. Möcht' sie schon zur Schwiegertochter haben; aber mit dem Vater, dem Spieler, der sein schönes Vermögen so muthwillig durchgebracht — mit dem könnt' ich mich nimmermehr befreunden. Schlag' Dir das aus dem Sinne, Ludwig, es giebt genug Mädchen hier in der Stadt, die ganz andere Väter haben, als der Herr Heimlich ist; wackere, stattliche Männer, deren Händedruck was gilt, die das Ihrige zusammengehalten haben. Von solchen Vätern such' Dir eine Tochter aus, die fromm und wirthschaftlich ist, und mit Freuden geb' ich meinen Segen."

Seine Ehegattin aber zählte mit der größten Genauigkeit alle diejenigen Gegenstände auf, welche nothwendigerweise zur Ausstattung eines jungen Mädchens gehörten, die jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach der armen Mathilde mangelten, und ertheilte dann ihrem Sohne mit mütterlicher Autorität den wohlgemeinten Befehl, an eine solche Unmöglichkeit nicht weiter zu denken und in Geduld die Zukunft abzuwarten, wo sie besser für ihn sorgen werde.

Alle Einwendungen Ludwigs, die ihm die Liebe eingab und die er mit unversiegbarer Beredsamkeit vorbrachte, fruchteten nichts. Die beiden Alten beharrten fest bei ihrer Meinung, daß dies keine Parthie für ihn sey, obgleich sie gegen Mathilde selbst nichts einzuwenden hatten, und als er im Verfolg seiner Rede immer dringender wurde, gebot ihm endlich der Vater zu schweigen und diese Sache nie mehr in seiner Gegenwart zu erwähnen.

„Ich kann, mit einem Worte, den Herrn Heimlich nicht leiden" — fuhr er zornig auf — „denn er ist ein Spieler und am Ende würde mir die Ehre zu Theil, seine leichsinnigen Schulden zu bezahlen. Sein alter Onkel, der Tobias, das war ein anderer Mann, der hatte Credit bei mir; aber der verstand auch die Kunst, auf redliche Weise aus Groschen Thaler zu machen. Nichts ließ er unbenutzt, alles mußte Zinsen tragen, seine Handlung, seine Schenkwirthschaft, bis auf die Kegelbahn. Hat mir manchen Abbruch gethan, ohne seinen Willen manchen Biergast weggelockt, doch gönnt' ich ihm seine Nahrung von Herzen. So wie aber der Musje

Heimlich ans Regiment kam, wars vorbei; Bier und Brantwein zu schenken, war dem Herrn zu gering und die Kegelbahn machte ihm zu viel Spektakel, wenn er des Nachmittags auf dem Ohre lag und wie ein Nachtwächter bei hellem Sonnenscheine die Glieder von sich streckte, weil er die ganze Nacht am Spieltische durchwacht hatte. Dafür sitzt er jetzt aber auch auf den Hefen und wird sich wohl in seinem Leben nicht wieder aus dem Schlamme herausarbeiten."

„Die Noth wird ihn bessern, er wird vielleicht wieder ein fleißiger, brauchbarer und achtungswerther Mann" — wendete Ludwig ein.

„Das will ich ihm von Herzen wünschen" — erwiederte ihm der Vater kurz — „und wenn er's wirklich geworden ist, dann kannst Du wegen Deiner Liebesgeschichte wieder einmal nachfragen, denn 's Mädchen ist gut; aber so lange laß mich zufrieden, und erwähne mir kein Wort mehr davon!"

Nach dieser bestimmten Erklärung fand es Ludwig für gerathener, zu schweigen, um seinen Vater nicht gänzlich zu erzürnen, denn er ließ die Hoffnung noch nicht sinken, ihn in Zukunft

doch noch für seine Wünsche zu gewinnen. Er hatte freilich leichteres Spiel gehofft, und Mathildens bekannte, vortreffliche Eigenschaften glaubte er, würden auch bei seinen Eltern ihre Armuth ausgleichen, und alle Hindernisse schnell besiegen.

Voll Unmuth, sich hierin getäuscht zu finden, verließ er das väterliche Haus und wandelte nun, mit Plänen für seine Liebe beschäftigt, einsam unter den Fröhlichen, bis er, keinen Weg beachtend, endlich ins nahgelegne Hölzchen gelangte, wo er einen Mann in halb liegender, halb sitzender Stellung unter einem Baume gewahrte, der starr vor sich hinausblickte und seine Annäherung nicht zu bemerken schien. Es war Ludwig unangenehm, sich auch hier durch den Anblick eines Menschen in seiner düstern Stimmung unterbrochen zu sehen; deshalb beschloß er, ohne Gruß an ihm vorüberzugehen, doch als er jetzt im Zwielichte des Mondes bekannte Züge in seinem Angesichte entdeckte, gieng er näher auf ihn zu und erkannte — Mathildens Vater.

Noch war er so wenig Herr seiner Gefühle, daß er ihn mit unwilligen, beinahe verächtlichen

Blicken maß, denn er war ja das hauptsächlichste Hinderniß, das sich seinen Wünschen entgegenstellte. Doch Heimlich, der ihn jetzt ebenfalls erkannte, sprang schnell vom Boden auf, ergriff seine Hand, drückte sie herzlich und hieß ihn willkommen auf heimathlichem Boden. Er fühlte beim Anblicke des Jünglings, den er schon als Knaben schätzte und liebte, sein Herz erleichtert, und vergaß seinen eignen Kummer auf Augenblicke, indem er die finstern Wolken auf Ludwigs Stirn bemerkte.

„Warum begrüßen Sie mit trüben Blicken die längstentbehrte, heimathliche Gegend?“ hub er vertraulich an — „warum stimmt der laute Klang der Freude nicht wie sonst ihr Herz zu ähnlichen Gefühlen?“

„Es liegt gerade heute manches so schwer auf meinem Herzen, daß darin der Ton der Freude nur widerlich anklingt und mich aus seiner Nähe verscheucht“ — erwiederte Ludwig ernst und mit einem Ausdrucke, der wenig Lust verrieth, das Gespräch weiter fortzusetzen.

Beide standen nun einander schweigend gegenüber, bis ein Geräusch die Annäherung mehrerer

Spaziergänger verkündete, an deren Stimmen Heimlich sogleich einige seiner Spielgesellschafter zu erkennen glaubte, und da er es absichtlich vermied, mit diesen heute zusammen zu treffen, sich schnell von Ludwig trennte und einen Seitenpfad ins Hölzchen einschlug.

13.

Dieser, der sinnend zurückgeblieben, sah sich bald umgeben von einer lustigen Gesellschaft, worunter sich auch Herr Schnacker, der Gastwirth zum goldenen Reiter befand, der als Neuigkeitsträger in Rothlingen rühmlichst bekannt war; weshalb auch Ludwig, nach den ersten gewöhnlichen Begrüßungen, ohne Absicht die Frage an ihn that: „was giebt's jetzt Neues in unsrer guten Vaterstadt, Herr Schnacker?"

Durch diese Frage hatte er sich die Bahn zu einer Unterhaltung gebrochen, bei welcher er selbst sich nur als Zuhörer passiv zu verhalten brauchte, was ihm in seiner jetzigen Stimmung sehr er-

wünscht war; denn Schnacker hatte kaum den Wunsch vernommen, Neuigkeiten zu hören, als er auch schon dermaßen in den Zug kam, daß er wohl schwerlich vor Anbruch des Tages das Ende würde gefunden haben, wenn er nicht in seinem Berichte unterbrochen worden wäre.

Mit der Monotonie eines Schulknaben, der seine Lection herbetet, begann er geläufig: „Schlechte Zeiten, Alles theuer, kein Verdienst! Der Acciseinnehmer baut ein neues Haus. Wenig Geld unter den Leuten! meine Gäste trinken Bier, daß es ein Jammer ist, und bedenken nicht, daß mein Wein im Keller sauer wird, wenn er zu lange liegt! Montag ist Heringsschmaus bei mir, bitte, mich zu beehren. Am Sonntage war Harmonieball, noch vor Mitternacht gab's böse Händel: Herr von Blachfeld wurde mit einer Gabel in die Kniekehle gestochen, der Tuchmacher Lelapsch soll den Kaufmann Laurer mit einem silbernen Pfeifenräumer tödtlich verwundet haben; gleich darauf wurde ein neuer Cottillon getanzt, wobei Fräulein Wespe in Ohnmacht fiel, und nachdem man ihr das Schnürleibchen aufgeschnitten, nach Hause gebracht wer-

den mußte, wo sie noch jetzt an der galoppirenden Schwindsucht hart darniederliegt. Vorgestern in der Nacht wurde das Halseisen vom Pfahle gestohlen und gestern hat der Kaufmann Lemming Banquerott gemacht; auch sind falsche Cassenbillets in Umlauf, doch der hochweise Magistrat hat befohlen, selbige in vorkommenden Fällen sogleich an die Armenkasse abzuliefern. Die junge Frau Amtmännin Weisel läßt sich von ihrem bejahrten Eheherrn scheiden, weil er seinen Schreiber fortgejagt, und Heimlichs Mathilde ist verlobt mit einem reisenden Italiener, der in meinem Hause wohnt. Es ist ein ehrenwerther Mann, hat eigne Equipage, drei volle Koffer, und bezahlt in lauter Gold; in acht Tagen ist die Hochzeit und —"

Verlobt — Hochzeit — diese beiden Worte tönten schrecklicher als Todesruf in Ludwigs Ohr. Es war ja von Mathilden die Rede, von dem Mädchen, dem er sein ganzes Herz geweiht, mit deren Besitz sein höchstes Lebensglück errungen war, und sie — die Braut eines Andern. — In der heftigsten Bewegung ergriff er Schnackers Hand, schüttelte sie unsanft, und rief ihm mit

lauter Stimme zu: „Mathilde verlobt? so wahr ein Gott lebt, Herr, Sie lügen!“

„Aber mein liebster, theuerster Herr Scholle“ — erwiederte der Angegriffene ängstlich — „was ficht Sie an? das Mädchen ist verlobt, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich kanns nicht ändern! — Den Ehecontract habe ich selbst noch diesen Nachmittag als Zeuge unterschrieben — der Vater ist Kaufmann und braucht Geld, was giebt's da viel zu wundern, daß er seine beste Waare losschlägt?“

„Es darf nicht seyn! es ist nicht möglich!“ rief Ludwig außer sich und drückte die geballte Faust auf seine brennende Stirn. Dann fuhr er plötzlich wieder auf, fragte laut: „wo ist Herr Heimlich?“ und sein blitzendes Auge suchte im Kreise umher; doch da er ihn hier nicht gewahrte, schien er sich plötzlich zu entsinnen, daß er vor wenigen Minuten von ihm weggegangen, und folgte ihm eilig auf dem Wege, den er eingeschlagen.

Herr Schnacker aber schüttelte sein Haupt bedenklich, schlenkerte mit einer Jammermiene seine gequetschte Hand hin und her, doch bald

heiterte sein Gesicht sich wieder auf wie ein sonnenheller Frühlingsmorgen und mit wichtigem Lächeln sprach er zu den Umstehenden: „meine Herren, vernehmen Sie die neueste Neuigkeit: Herr Ludwig Schelle hat von der Universität den gelehrten Raptus mitgebracht.“

Ludwig verfolgte unaufhaltsam seinen Pfad bis zu einem kleinen Flusse, an dessen jenseitigen Ufern Heimlich stand, mit verschränkten Armen und düster in die trüben Fluthen schauend. In seinen Zügen lag der schreckliche Ausdruck des Lebensüberdrusses; sein Gottesglaube, sein inneres Selbstgefühl schien bereits betäubt vom stillen Wahnsinne, dem Vorboten des Selbstmordes. In wenig Augenblicken war vielleicht auch schon mit dem gräßlichen Entschlusse die gräßliche That vollbracht — da erschien Ludwig in voller Hast am diesseitigen Ufer, erkannte ihn, den er suchte, und rief ihm im Aufruhre seiner Gefühle, kaum eines Lautes mächtig, mit gebrochener Stimme zu: „Heimlich — Mathilde!“

Und wie aus einem schweren, angstvollen Traume erwachend, fuhr der Betäubte beim Namen seiner Tochter empor, drückte seine kalte

Rechte fest auf die fieberisch brennende Stirn, als ob er sich von seinem Leben überzeugen wolle, blickte dann mit mattem Auge rings umher, wie verwundert auf die nachtumflorten Gegenstände schauend, die ihn umgaben, faltete seine Hände und sprach seufzend mit leiser Stimme gen Himmel: „das waren die schrecklichsten Augenblicke meines Lebens! Dank dir, mein guter Gott, sie sind vorüber und über meinem Haupte schau' ich noch dein flammend Sternenzelt und darf mit reuevollem Herzen noch auf deine Gnade hoffen!"

Indessen war Ludwig einige Schritte am Ufer hinabgelaufen. Der fürchterlichste Sturm wüthete in seinem Innern. — Hatte sich Mathilde aus Neigung, freiwillig verlobt? war sie gezwungen worden? diese Fragen sollte ihm ihr Vater noch in dieser Minute beantworten. Blind in seinem Eifer, sich diesem zu nähern, übersah er den Steg, der hinüber ans jenseitige Ufer führte, und kaum hatte er ihn mit halben Blicken entdeckt, kaum einige Schritte darauf zurückgelegt, als er ausgleitete auf dem schwankenden Brete und hinabstürzte in die angeschwollenen Fluthen.

Heimlich sah ihn vor seinen Augen versinken, hörte seinen angstvollen Hülferuf, sprang schnell entschlossen ihm nach in den Fluß, und brachte ihn, mit kräftigen Armen die Wogen theilend, glücklich ans Ufer.

Mehrere Bewohner des Städtchens giengen in einiger Entfernung vorüber; er rief sie herbei, übergab ihnen den Geretteten, als dieser eben seine Augen aufschlug, und gieng mit eiligen Schritten nach seiner Wohnung. Ludwig wurde ebenfalls nach der Stadt zu seinen Eltern gebracht. Sein bleiches Antlitz, seine triefenden Kleider verriethen ihnen das unglückliche Ereigniß, noch ehe seine Begleiter es ihnen durch Worte zu erklären sich bemühten, daß sie ihn in diesem Zustande am Ufer des Flusses gefunden. Der Schrecken bei seinem Anblicke lähmte die Sprache der guten Eltern, stumm beugten sie sich über den geliebten Sohn, und brachten die ganze Nacht voll Angst und zärtlicher Fürsorge an seinem Lager zu.

14.

Sophie, eine alte Magd, welche seit vielen Jahren schon in Heimlichs Hause diente, fand Mathilde noch ohnmächtig am Boden liegend, und ihren ängstlichen Bemühungen gelang es bald, sie ins Leben zurückzurufen. Als sie die Augen aufschlug, war ihre erste Frage nach ihrem Vater, und nachdem ihr Sophie berichtet, daß dieser ausgegangen, ließ sie trostlos ihr Haupt auf den Busen herabsinken, und sprach leise: „auch er verläßt mich in der höchsten Noth, niemand räth mir — niemand steht mir bei — ich bin zu schwach — ich muß ja unterliegen!“

„Aber mein liebes, gutes Mathildchen“ — erwiederte Sophie mit herzlicher Theilnahme — „ich will ja gern rathen und helfen, so viel ich kann. Sagen Sie mir nur erst, wer Ihnen so großes Herzeleid angethan? Was ist denn eigentlich geschehen?“

Der herzliche Ton, mit dem sie diese Worte sprach, fand Eingang in Mathildens schwerbeladnem Herzen. Nach dem Tode ihrer Mutter war

die gute Alte ja ihre einzige Freundin geworden, die sie wegen ihrer Treue, womit sie oft unter manchen Entbehrungen ihre Dienste leistete, auch wegen ihrer reifen Erfahrungen liebte und achtete. Deshalb hatte sie fast kein Geheimniß vor ihr, und auch jetzt in den angstvollsten Augenblicken, wo sie selbst durch die gezwungene Wahl von zwei beinahe gleich schrecklichen Lebenswegen ihr künftiges Loos bestimmen sollte, ergriff sie die Gelegenheit, durch Mittheilung wenigstens auf kurze Zeit ihre Qual zu lindern, und entdeckte der alten theilnehmenden Freundin sowohl die mißliche Lage ihres Vaters, als auch das einzige ihr so verhaßte Mittel, ihn vom Untergange zu retten.

„Entweder ich kette mich mit aufgedrungenen Fesseln an einen fremden Menschen, dessen erster Anblick schon mich unwillkührlich mit namenloser Angst erfüllte, oder ich muß ruhig zusehen, wie man uns morgen aus dem Hause weist, das tiefste Elend vor uns — hinter uns nur Spott und Schande. — O hilf mir! rathe mir! mein Kopf ist wüst, meine Gedanken sind flüchtig, wie Schattenbilder, ich sinne und sinne, und finde nirgends einen Ausweg!“

„Lassen Sie mich nur erst Alles reiflich überlegen“ — erwiederte Sophie. „Ich habe ja so manche Nacht bei meiner Hände Arbeit für Sie gewacht, nun will ich diese Nacht mit meinem alten Kopfe für Sie denken, vielleicht sendet mir der gütige Himmel einen Lichtstrahl. Jetzt gehen Sie zur Ruhe, ein Paar Stunden Schlummer werden Sie erquicken.“

Doch Mathilde entgegnete ihr mit irren Blicken, wie verzweifelnd rings umherschauend: „wie sollte ich Ruhe finden, so lange noch mein schwaches Herz vor der Entscheidung meines Schicksals zagt? Hier gilt es einen festen, raschen Entschluß, morgen — ach morgen ist's vielleicht zu spät!“ Sie schwieg lange, und verbarg ihr Gesicht an Sophiens Brust, die sie liebreich umfien. Endlich richtete sie sich langsam empor, in ihren Augen erglänzte ein sanftes Feuer, freiere Athemzüge bewegten schwellend ihren Busen, und wehmüthig lächelnd fuhr sie fort: „hab' ich nicht längst Verzicht geleistet auf jede Lebensfreude? hab' ich nicht heute noch das schwerste, theuerste Opfer dargebracht, indem ich ihm entsagte, dem Einzigen, der meines Daseyns sternenleere Nacht

erhellte im süßen Hoffnungstraume? — Doch, Du weißt ja nicht, gute Sophie — und laß mich's auch ewig Dir verschweigen. — Gott will ich anflehen auf meinen Knieen, daß er auch diesen Wonnetraum mit ewiger Vergessenheit hinwegtilgen möge aus meinem Gedächtnisse; er taugt nicht in die kalte Wirklichkeit meines Elendes, er würde meine Sinne verwirren, mein Herz bethören. — Was zauder' ich also noch? Ist's jetzt nicht gleich, mit welchem Manne mich das Schicksal zusammenkettet? Was bleibt mir noch zu opfern übrig? mein Leben? wahrhaftig, das ist mir nur ein geringes Gut, womit ich freudig meines Vaters Wohl erkaufe, und so sey es denn — im Namen Gottes!" Mit festen Schritten ging sie zum Tische, auf welchem das verhängnißvolle Papier lag; doch als sie jetzt die Feder ergriff, zitterte ihre Hand heftiger, bebten ihre Knice, und drückender als zuvor lastete eine unnennbare Angst auf ihrer Brust und drohte den matten Schlag ihres Herzens zu hemmen, denn plötzlich, in seiner ganzen Widerwärtigkeit, stand das Bild des Fremden riesengroß vor ihrer Seele und seine stechenden Feuerblicke schienen den letzten

Lebensfunken in ihrem tiefſten Innern ertödten zu wollen. Die Feder entfiel ihrer Hand, ſie ſelbſt ſank in Sophiens Arme zurück und widerſtrebte nicht mehr, als dieſe ſie auf ihr Ruhelager brachte.

Nach einigen Minuten trat Paul ins leere Zimmer, der ſchon ſeit mehreren Jahren, unbekümmert um die häuslichen Verhältniſſe Heimlichs, nur für die Malerkunſt lebte und es darin durch Talent und unermüdeten Fleiß zu einer ſeltenen Vollkommenheit gebracht hatte. Auch heute hatte er bis zur hereinbrechenden Dämmerung an einem vortrefflichen Gemälde gearbeitet und es glücklich beendigt, worauf er ſich erſt einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu ſeiner Erholung erlaubt. Heimgekehrt, war ſein erſter Gedanke, das fertige Gemälde Mathilden zu zeigen, die er wie ſeine Schweſter liebte und deren ſchlichtem, natürlichen Urtheile über ſeine Werke er ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Deshalb ſuchte er ſie auch jetzt noch auf im Wohnzimmer ihres Vaters, wo Sophie ein brennendes Licht zurückgelaſſen, und da er ſie hier nicht fand, war er ſchon im Begriff, ſich auf ſein Stübchen

zurück zu begeben, als der kostbare Ring, der noch unberührt auf dem Tische lag, seine Aufmerksamkeit fesselte. Dicht dabei lag der Ehecontract — er las — las wieder, lächelte wehmüthig, legte das Papier langsam nieder und verließ das Zimmer. Auf seinem Stübchen angekommen, trat er ans offene Fenster, blickte hinaus in die stille Nacht, wo aus wallendem Wolkenmeere tausend blinkende Sternchen auftauchten wie flammende Kerzen, Gottes heiligen Tempel zu erleuchten, faltete die Hände und im heißen Gebete erflehte er des Himmels Segen für Mathildens Ehebündniß.

15.

Mathilde brachte beinahe die ganze Nacht schlaflos auf ihrem Lager zu. Sie hörte ihren Vater nach Hause kommen, sie sehnte sich nach seinem Anblicke und doch hielt sie eine heimliche Furcht ab, ihn zu sprechen, denn ihr Entschluß war noch nicht ausgeführt, ihre Unterschrift mangelte noch dem wichtigen Papiere. Sie hör-

te, wie er leise nach seinem Zimmer ging, welches nur eine dünne Tapetenwand von dem ihrigen schied, sein erster Blick war gewiß auf den Ehecontract gerichtet, auf den leeren Raum, den sie mit ihren Namenszügen ausfüllen sollte. Mußte er nicht glauben, sie habe durch Weigerung das Urtheil seines Verderbens ausgesprochen? — Noch hörte sie ihn lange unruhig auf und ab gehen, sie glaubte seine Seufzer zu vernehmen, und machte sich jetzt die bittersten Vorwürfe, daß sie gezaudert, ihren Entschluß auszuführen. — „Es muß ja doch geschehen!“ rief sie aus — „es ist nicht kindlich, daß ich meinen unglücklichen Vater auch nur eine Stunde der bangen Folterqual Preis gab, da es doch in meiner Macht stand, durch einen einzigen Federzug sein kummervolles Herz schnell zu befreien von der drückenden Last — mit goldenen Hoffnungsträumen ihn in süßen Schlaf zu wiegen. Ich will zu ihm, will noch heute unterschreiben — mit meinem Leben seine Ruh' erkaufen, denn ich fühl' es, die verhaßten Fesseln schlingen tödtend sich um mein gebrochenes Herz — Gott ist barmherzig! er wird meine Leidenstage enden!“

Sie wollte sich von ihrem Lager erheben, doch kraftlos sank sie wieder zurück; sie vermochte es nicht, sich aufrecht zu erhalten und bald verfiel sie in den Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit.

Der Morgen brach an. Auch Heimlich hatte die der Ruhe geweihten nächtlichen Stunden ängstlich durchwacht. Er war zwar fest entschlossen, seine Tochter nicht zu zwingen zu einer Verbindung mit Arteccio, und im Fall sie sich weigere, sein selbstbereitetes Unglück männlich als eine gerechte Strafe seines Leichtsinns zu erdulden. Doch bekümmerte es ihn tief, daß er dann nicht allein sein Elend tragen dürfe, sondern auch Mathilde und Paul in dasselbe mit hinabziehen müsse. Deshalb konnte er sich zuweilen auch noch immer den heimlichen Wunsch nicht versagen — so sehr sein eignes Gefühl auch widerstrebte — daß seine Tochter freiwillig die zur Rettung dargebotene Hand ergreifen möchte, damit er sie wenigstens als Gattin des reichen Fremden vor bitterm Mangel gesichert wisse, der ihrer an seiner Seite harrte, wenn sie widerstrebte.

Unruhig empfieng er seinen Gläubiger, Herrn Kraled, welcher mit finstrer Miene den fälligen

Wechsel präsentirte und augenblickliche Zahlung verlangte.

„Gedulden Sie sich“ — erwiederte er dem Dringenden.

Doch ehe er seine Rede noch vollendet, unterbrach ihn dieser, zornig losbrechend: „was gedulden? Wo ich hinkomme, gellt mir das verdammte Wort in die Ohren! ich will's nicht mehr hören, am allerwenigsten von meinen Schuldnern. Wer Geduld von mir verlangt, der beleidigt mich, der hält mich für ein sanftmüthiges Thier, für ein Schaaf, das nicht einmal mit den Zähnen knirscht, wenn man ihm die Wolle vom Felle stiehlt. Halten Sie mich für einen reißenden Wolf, für eine Hyäne — für was Sie wollen, Herr, nur für kein geduldiges Schaaf, denn sehen Sie — meine Zähne klappen schon zusammen vor Wuth, wenn ich nur daran denke, daß mir jemand einen Knopf vom Rocke stehlen wollte, und was ist ein elender Knopf gegen Geld? — Geld, Herr, ist mein Leib und meine Seele, und wer mich um mein Geld bringt, der tödtet meinen Geist, der mordet meinen Körper. Also kurz und rund, Herr Heimlich — kön-

nen Sie mich bezahlen? — Heraus mit der Summe! zählen Sie auf ohne Zaudern! wenn ich's klimpern höre, legt sich meine Wuth."

Heimlich befand sich in der größten Verlegenheit. Der verdunkelten Hoffnung auf Arteccio's Beistand durfte er nicht zuverlässig vertrauen, denn noch hatte sich Mathilde nicht erklärt. Deshalb erwiederte er mit sichtbarer Angst: „Jetzt kann ich nicht bezahlen, morgen — übermorgen vielleicht, so lange müssen Sie —"

„Halt!" schrie Kraleb laut, und hielt sich beide Ohren zu. „Schweigen Sie still! ich beschwöre Sie bei allen Goldadern Peru's! — Ich weiß, was Sie sagen wollen, ich will das verdammte Wort nicht mehr hören. — Morgen — übermorgen? nichts da! Sie sind Kaufmann, Sie wissen, was ein Wechsel zu bedeuten hat! Schaffen Sie Geld, Herr, oder ich mache Sie zum Bettler auf der Stelle!"

„Thun Sie, was Ihnen recht dünkt!" erwiederte Heimlich seufzend, und wendete sich ab von ihm.

„Das will ich, das werd' ich, das muß ich, das verlangt mein Gewissen von mir!" eiferte der

Erzürnte. „Ihr ganzes Vermögen ist mein! ich dulde Sie keine Stunde mehr im Hause mit der ganzen Sippschaft, nicht eine irdne Tabakspfeife sollen Sie behalten von Ihrem ganzen Hab und Gut. — Ich reiße Ihnen die Kleider vom Leibe, wenn's nicht zulangt, meine Forderung zu tilgen, und jage Sie nackend zum Hause hinaus! hab's gleich gemerkt, daß es mit Ihnen so kommen würde — die Gerichtsdiener warten schon, bin gleich wieder hier!" Damit stülpte er sich den Hut auf den Kopf und stürzte, glühend vor Zorn, zum Hause hinaus.

Bald darauf kam Sophie eilig ins Zimmer, und berichtete ihrem Herrn laut jammernd, daß das ganze Haus mit Wache besetzt sey, und eine Gerichtsperson in Begleitung des Herrn Kraleb bereits Anstalt mache, zu versiegeln.

„Laß sie nur, ich kann's ja doch nicht hindern" — erwiederte Heimlich mit schmerzvollem Lächeln und sank erschöpft in einen Stuhl, seine Blicke unverwandt nach der Thür gerichtet, als ob er mit jedem Augenblicke noch auf die Erscheinung seiner Tochter, wie auf die eines rettenden Engels, hoffe. Doch vergebens; nicht sie,

sondern Arteccio trat leise herein, und nachdem er mit stechenden Blicken rings umher geschaut, hub er mit schadenfrohem Lächeln an: „ei, ei, Freundchen! die heilige Justiz tummelt sich ja schon recht geschäftig in Ihrem Hause herum. Nur nicht verzagt! ich konnte mir es nicht versagen, meiner schönen Braut zuvor den Morgengruß zu bieten, ehe ich dem Manne da unten mit seinem großen Petschafte Feierabend biete. Bringen wir die Sache gleich in Richtigkeit. Wo ist der Contract? hat sie unterschrieben? wo bleibt Ihre Tochter?“

Heimlich fühlte sich von einem unwillkührlichen Schauder durchdrungen, als er jetzt plötzlich den Mann vor sich erblickte, der in seinem Gesichte das Gepräge der verderblichsten Leidenschaften trug, und jetzt gestand er es sich selbst, daß man in seiner Nähe ohne Scheu nicht weilen könne. Deshalb verzögerte er seine Antwort und berichtete ihm endlich mit unterdrückter Aengstlichkeit, daß der Contract noch nicht unterschrieben, und Mathilde heute noch nicht vor ihm erschienen sey.

„So rufen Sie das liebe Mädchen gleich herbei, ich sehne mich nach ihrem Anblicke“ — erwiederte Arteccio mit Ungeduld und drängte den Zögernden zur Thür hinaus.

16.

Mathilde war so eben von einem unruhigen Schlummer erwacht, als ihr Vater zu ihr eintrat. Sie fühlte sich noch sehr schwach, doch bei seinem Anblicke vergaß sie bald ihre eigne Herzensqual, denn sein bleiches, tiefgefurchtes Antlitz verkündete ihr den tiefen Schmerz, der in seinem Innern wohnte. Sie lächelte ihm freundlich entgegen, reichte ihm erst ihre Rechte, zog ihn dann an ihre Brust, umfieng ihn mit beiden Armen, und flüsterte ihm unter heißen Thränen zu: „beruhige Dich, mein guter Vater, bald — bald soll Dich kein Kummer mehr belasten. — Ich bin zur Unterschrift bereit, mit der Bedingung, daß mein künftiger Gatte Dir und dem armen Paul ein sorgenfreies Leben biete.“

Er vermochte es nicht, ihr zu antworten, doch seine Thränen sprachen lauter als Worte, und verriethen seine tiefe Rührung.

Jetzt stand ihr Entschluß fest. Sie ließ sich von Sophien ankleiden, um ihrem Vater sogleich ins Wohnzimmer zu folgen, wo der Florentiner ihrer harrte. Doch zitterte sie heftig, als sie die Thür öffnete und Arteccio ihr schmeichelnd und mit widerlicher Freundlichkeit entgegenkam. Sie wankte auf ihn zu, Todesangst im Herzen, als ob sie zum Schaffot geführt würde; er umfaßte sie zärtlich, und eine eisige Kälte durchströmte ihr innerstes Mark, sein Athem berührte ihre kalte Stirn, und wie Pesthauch durchdrang es ihre Nerven, Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht, und ein stechender Schmerz durchzuckte ihre Brust.

Er hatte sich zu ihr herabgebeugt, und drückte sie fest an sich — er schien im glühenden Anschauen der herrlichen Gestalt, die willenlos in seinen Armen ruhte, versunken; er athmete hörbar aus sturmbewegter Brust, ein leises Zittern durchbebte seine Glieder, und die gierigen Blicke, die auf ihren Reizen hafteten, verriethen seine wilde Leidenschaft.

Abwärts gewendet stand der Vater am Fenster und blickte unruhig hinab auf die Straße, wo zwei Gerichtsdiener vor seinem Hause Wache hielten.

Endlich riß sich Arteccio gewaltsam von Mathilden los, ergriff die Feder, und überreichte sie ihr zur Unterschrift. Sie wankte zum Tische, und kaum hatte sie zitternd den ersten Buchstaben vollendet — da öffnete sich die Thür, und wie von einer freudigen Ahnung angetrieben, hielt sie plötzlich ein und wendete sich ab.

Paul trat vor sie hin, er trug in seinem Arme eine vergoldete Kugel, und in der Bewegung seiner Gesichtszüge, in seinen thränenschweren Augen sprach sich der heiße Wunsch ihres zukünftigen Lebensglückes deutlicher aus, als wenn es dem Armen vergönnt gewesen wäre, ihn durch Worte hervorzustammeln. Er überreichte ihr die Kugel, und sein Auge haftete jetzt ängstlich auf dem Fremden, der auch ihn mit starren Blicken zu durchbohren schien. Paul fühlte sich von einer unwiderstehlichen Macht zu ihm hingezogen, und doch war es ihm, als müsse er ihn fliehen, denn kaum erhob sich sein Fuß, um näher auf

ihn zuzuschreiten, da überfiel ihn mächtiges Grauen, er vermochte seinen Anblick nicht länger zu ertragen, verhüllte sein Gesicht, und wankte scheu zurück.

Arteccio's Wangen erblichen sichtbar, je länger er den Jüngling anstarrte; er schien in seinem Gesichte bekannte Züge wiederzufinden, die irgend eine schreckliche Erinnerung in seinem Busen weckten. Sein Haar sträubte sich wild empor, seine Knice zitterten, und indem er mit furchtbarer Gebehrde beide Arme nach ihm ausstreckte, rief er ihm mit hohler Stimme zu: „Mensch, wer bist Du?"

Auch Pauls Züge hatten sich auffallend verändert, der Ausdruck wilden Schmerzes lag auf seinem Gesichte, seine Lippen öffneten sich, und seine verletzte Zunge stammelte unverständliche, schreiende Laute hervor; endlich senkte er wehmüthig sein Haupt und legte zwei Finger der rechten Hand auf seinen Mund.

Heimlich wurde aufmerksam, trat näher hinzu und erklärte, daß er Paul nach einer Testamentsverordnung seines Oheims, des verstorbenen Tobias Rund, an Sohnes Statt angenom-

men. Kaum hatte er den Namen des Verstorbenen ausgesprochen, als der Florentiner, wie von einem Donnerschlage betäubt, zurücktaumelte, im starren Entsetzen mit der rechten Hand sein Gesicht bedeckte und die linke gegen Paul ausstreckte, ihm heftig zuwinkend, sich zu entfernen.

Paul wendete noch einmal seinen Blick mit schmerzlicher Wehmuth auf Mathilde, drückte beide Hände gegen seine Brust und gieng.

Jetzt raffte sich Arteccio empor, strich einigemal mit der flachen Hand über seine schweißbedeckte Stirn, starrte noch immer auf die Stelle hin, wo Paul gestanden, ergriff dann plötzlich seinen Hut und stürzte eilig zum Zimmer hinaus.

Der ganze Vorfall war unerklärlich für Heimlich und Mathilde. Sie erschöpften sich in Vermuthungen, und doch war es ihnen nicht möglich, auch nur einen einzigen wahrscheinlichen Grund aufzufinden, warum Pauls Anblick den schrecklichen Aufruhr im Innern des Florentiners hervorgebracht. Doch mit seiner plötzlichen Entfernung, ohne der Angelegenheit zu ge-

denken, die ihn hierhergeführt, schien auch in Heimlichs Brust aufs neue der letzte Hoffnungsfunken erloschen zu seyn. Er gieng unruhig im Zimmer auf und ab, und schon hörte er seines Gläubigers Stimme im Vorsaale, und sah mit immer steigender Angst den nächsten Augenblicken entgegen, wo er in sein Zimmer dringen, und mit Hülfe der Gerichte ihn aus seinem Hause weisen werde.

Mathilde hatte indessen die schwere Kugel von allen Seiten mit Verwunderung betrachtet und geöffnet, ein Blatt Papier, welches ihren Inhalt bedeckte, hervorgezogen, mit tiefer Rührung gelesen — und eben trat Kraleb mit seiner Schergenmiene herein, als sie im lautesten Ausbruche der Freude sich in ihres Vaters Arme warf und ihm unter Thränen zurief: „Dank sey Gott! wir sind gerettet!“

17.

Staunen und Verwunderung sprach sich lebhaft aus in Heimlichs Zügen, und ein fragender

Blick ruhte auf seiner Tochter, Erklärung fordernd. Doch diese war von den freudigsten Gefühlen so heftig ergriffen, daß sie keiner Antwort mächtig war; lächelnd unter Thränen athmete sie freier, und höher wogte ihr Busen, als sie, ihren Vater fest umschlingend, nur abgebrochene Worte stammelte. Dann riß sie sich los von ihm, eilte nach der Thür, drängte die Gerichtsperson und Herrn Kraleb mit freudigem Ungestüm hinaus, indem sie Letzterm scherzend zurief: „Mann mit dem eisernen Herzen, tröste Dich; ein Schatz hat sich gefunden, Du wirst bezahlt! nur fünf Minuten laß mich jetzt allein mit meinem Vater!“

Und schon im Hinausgehen begriffen, wendete Kraleb sich wieder um. Sein ganzes Gesicht hatte sich merklich verlängert, seine spitze Nase aber wendete sich mit unglaublicher Schnelligkeit bald rechts, bald links, gleich einer Magnetnadel mit Anziehungskraft begabt, um die seinen weit hervorquellenden Augen bis jetzt noch verborgenen edlen Metalle in aller Geschwindigkeit auszuwittern, und hastig ertönte die Frage von seinen dürren Lippen: „ein Schatz? ein schwe-

rer Schatz? ei, ei! wie wunderbar! — Allezeit ergebener Diener, Mademoiselle" — fuhr er fort, mit einer tiefen Verbeugung, zog sich langsam zurück, nahm im Vorsaale Platz auf dem Treppengeländer, und harrte hier, ungeduldig mit den Beinen schlenkernd, der Dinge, die da kommen sollten, ohne sein Auge von der Thür zu wenden.

Jetzt wendete sich Mathilde zu ihrem Vater, der noch immer staunend der Erklärung entgegensah, übergab ihm ein Blatt Papier, und er las, von Pauls Hand geschrieben, an Mathilde gerichtet, folgendes:

„Ein edleres Opfer wurde wohl selten gebracht, als Du entschlossen bist, für die Wohlfahrt Deines Vaters darzubringen; doch würde gewiß das verhaßte Band, und wäre es auch aus goldenen Fäden gewebt, die Blüthe Deines Lebens vergiften, und Dich zu früh dem Todesengel in die Arme werfen. Deshalb vergönne mir, daß ich als Vermittler zwischen Dich und Dein Schicksal trete. Seit wenigen Minuten bin ich erst bekannt mit der dringenden Lage, die Dich und Deinen guten Vater zu Boden drückt, und dem Ewigen

ſey Preis und Dank! denn er gab die Mittel in meine Hand, Dich und ihn zu retten. — Meines verſtorbenen Pflegevaters Güte gab mir Gelegenheit, eine Summe Geldes zuſammenzubringen, auf welcher der Segen des Himmels zu ruhen ſchien, denn ſie häufte ſich von Tage zu Tage, ohne daß ich — damals noch ein Knabe — über den Werth und die Anwendung derſelben nachgedacht. In meinen reifern Jahren beſchloß ich, da die Wohlthaten Deines Vaters alle meine kleinen Bedürfniſſe hinlänglich befriedigten, ſie für Dich aufzubewahren zum Brautgeſchenke, und freudig lege ich jetzt den kleinen Schatz in Deine Hände nieder, Deinen Vater zu retten von Schimpf und Schande, denn die Summe wird hinreichen, ſeine Schuld zu tilgen. Danke mir nicht dafür, denn ich bin noch immer Dein großer Schuldner und kann Dir Deine ſchweſterliche Liebe, mit der Du die trüben Stunden meines Daſeyns oft erhelltest, die zärtliche Fürſorge, mit der Du eines fremden Unglücklichen Dich annahmſt, nimmer vergelten. — Mein Herz betet täglich für Dein Glück — der Allgütige wird meines Herzens Bitte erhören!“

Der alte Tobias Rund überhäufte wirklich oft den armen Paul mit Geldgeschenken, und da er bemerkte, daß dieser dieselben sorgfältig aufbewahrte, überließ er ihm — wie schon erwähnt wurde — später sogar den ganzen Ertrag der Kegelbahn, der in mehreren Jahren hindurch nicht unbedeutend war, schenkte ihm dazu eine Sparbüchse in Gestalt einer goldenen Kugel, freute sich herzlich, wenn diese immer mehr an Gewicht gewann, und schien nicht zu bedenken, wie leicht seine unvorsichtige Freigebigkeit auf Pauls zarte Gemüthsart nachtheilig wirken könne. Doch dieser kannte den Werth des Geldes noch zu wenig, um sich dem Laster des Geizes zu ergeben, und lebte, in stille Einsamkeit zurückgezogen, nur mit Büchern und Zeichnungen beschäftigt, ohne jemals einen Hang zur Verschwendung zu empfinden. Gleichgültig verwahrte er seinen Schatz nach seines Pflegevaters Tode, und erst nach mehreren Jahren, als er Mathilde zur Jungfrau erblühen sah, erweckte das Gefühl der Dankbarkeit für ihre liebevolle Begegnung den Entschluß in ihm, denselben ihr zum Brautgeschenke zu bieten.

Am vorigen Abende war er durch den Ehecontract von ihrer bevorstehenden ehelichen Verbindung unterrichtet worden, und als er sie diesen Morgen im Laden aufsuchte, um das längst für sie schon aufbewahrte Geschenk zu überreichen, stutzte er beim Anblicke der geschäftigen Gerichtsperson und der Wache vor dem Hause. Weinend begegnete ihm die alte Sophie, entdeckte ihm Heimlichs mißliche Verhältnisse, Mathildens Entschluß, durch ein Bündniß, vor welchem ihr Herz erbebte, ihm Hülfe zu leisten, und schnell schrieb er obige Zeilen und begab sich dann nach dem Wohnzimmer, wo er sie in Gesellschaft ihres Vaters und Arteccio's antraf.

Als Heimlich zu Ende gelesen, legte Mathilde die schwere goldene Kugel in seine Hände und sprach mit inniger Rührung: „hier nimm den Kugelsegen, lieber Vater, den der Himmel in Pauls Hand gegeben zu unsrer Rettung. So lange Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, soll er den Verlust seines Schatzes nimmer empfinden! — Nächte will ich durchwachen, meinen Fleiß verdoppeln, und durch meiner Hände Arbeit mir die süße Lust erkaufen — wenn auch

nach Jahren erst — das reiche Brautgeschenk ihm zu ersetzen."

Auch Heimlichs Augen füllten sich mit Thränen. Mit tiefer Wehmuth betrachtete er die Kugel, welche das ganze Vermögen einer unglücklichen Waise enthielt, und der Gedanke, daß er damit eine Schuld decken solle, deren Daseyn der unverzeihlichste Leichtsinn verursachte, lastete schwer auf seinem nicht verdorbenen Herzen. Er fühlte es tief, wie wenig er ein solches Opfer verdiene, mächtiger als jemals regte sich sein Vatergefühl, sein Ehrgefühl als Bürger erwachte, und mit dem heiligsten Eide wiederholte er das Gelübde: hinfort durch Arbeitsamkeit und Fleiß nur im Kreise seiner Häuslichkeit sein Glück zu suchen.

Da verkündete ein dumpfes Gepolter irgend einen Unfall im Vorsaale und bald darauf ertönte ein klägliches Gewimmer. Um sich von der Ursache desselben zu überzeugen, öffnete Heimlich die Thür, und erblickte von hier aus auf der untersten Stufe der Treppe Herrn Kraleb in sehr sonderbarer, fast unnachahmlicher Stellung auf dem Kopfe stehend. — Da Geduld keine seiner

Haupttugenden war, wie er selbst laut genug erklärte, so wurde ihm während seiner Verbannung aus Heimlichs Wohnzimmer nach und nach immer banger ums Herz auf seinem schwankenden Sitze, und mit der immer steigenden Unruhe nahm auch die heftige, pendulartige Bewegung seiner herabhängenden Beine zu, bis endlich plötzlich das morsche Treppengeländer unter ihm zusammenbrachen, polternd bis zur letzten Stufe mit ihm hinabstürzte, und hier auf seinen Trümmern ihm ein ziemlich unsanftes Ruheplätzchen vergönnte. Nachdem er glücklich wieder auf die Beine gebracht war, gab er unverständliche Laute von sich, schüttelte sich einigemal, untersuchte dann mit seltenem chirurgischen Betastungstalente sein Knochengebäude, und als er so, ohne die geringste Verletzung vorzufinden, bis zum Schädel gelangt war, bemerkte er dort, gerade auf derselben kleinen Erhöhung, in welche Gall den Zahlensinn einlogirte, eine gewaltige Beule. Die neben ihm stehende Gerichtsperson, mit dem Gallschen Systeme vertraut, machte ihn auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam, welche eine Verletzung dieses Organs nach sich ziehen könnte;

doch beruhigte er ſich darüber bald, denn er wußte nur zu gewiß, daß der Zahlenſinn bei ihm, wie bei vielen andern Ehrenmännern ſeines Gleichen, ſich nicht in ein ſo kleines Räumlein bannen läßt, ſondern kaum in ſämmtlichen Hirnkammern Platz findet. Hierauf faßte er Heimlich unſanft beim Arme, zog ihn behende mit ſich hinauf in deſſen Wohnzimmer, und hier hub er an: „Herr, quälen Sie mich nicht länger! Sie haben ſelbſt geſehen, daß mich meine verdammte Unruhe Trepp' ab, Trepp' auf treibt ohne meinen Willen; ich halt's nicht länger aus! laſſen Sie mich Geld ſehen, oder ich werde raſend!“

Dabei klappten wirklich ſchon ſeine Zähne zuſammen und ſeine Hände ſtreckten ſich krallenartig nach der goldenen Kugel aus, welche Heimlich ſo eben, um dem drohenden Ausbruche ſeiner Wuth Einhalt zu thun, vor ſeinen Augen ausſchüttete. Und plötzlich, wie electriſirt, nahm er eine andere Stellung an; ſein von Natur langer Hals dehnte ſich zu einer noch beträchtlichern Länge aus, auf ſeinen Fußſpitzen hob er ſich hoch empor, mit dem rechten Ohre lauſchte er entzückt dem bezaubernden Klange des Gol-

des und hielt den Hut dicht vor das linke, als ob er befürchte, daß der süße Ton ihm durch dasselbe wieder entfliehen möchte; eine Hand aber blieb in zitternder Bewegung krampfhaft ausgestreckt, ein leises Zucken seiner Gesichtsmuskeln deutete auf eine wohlbehagliche Empfindung, und so stand er unbeweglich, bis Heimlich die ganze Summe aufgezählt.

„'s ist richtig!" schrie er jetzt laut, denn er hatte im Stillen jedes Geldstück sorgfältig nachgezählt und war aufmerksam, mit gierigen Blikken, jeder Bewegung Heimlichs gefolgt — stürzte nach dem Tische, legte sich mit halbem Leibe über die Summe und scharrte sie mit gekrümmten Händen unter seinem hohlen Bauche auf einem Haufen zusammen, indem er ausrief: „jetzt bin ich selig! mein Geld, mein liebes Geld — nun hab' ich's wieder, nun halt' ich's fest!" — Ein kalbslederner Beutel wurde nun damit angefüllt, doch plötzlich hielt er ein, von dem Gedanken ergriffen, daß er durch die verschiedenen Münzsorten an Agio verliere, da er die Summe an Heimlich in lauter Gold ausgezahlt; aber auch hierein schien er sich mit einem tiefen Seuf-

zer zu ergeben, indem er meinte: er wolle das Agio nicht weiter erwähnen, wenn ihm Heimlich das Versprechen leiste, wegen des zerbrochenen Treppengeländers keine Anforderung an ihn zu machen, und als dieser sich lächelnd dazu verstand, lieferte er die Verschreibung aus, drückte den gefüllten Geldsack fest an seine Brust und empfahl sich zu geneigtem Andenken.

„So lang' ich lebe" — rief ihm Heimlich nach — „werd' ich Sie und diese Stunde nicht vergessen! — Gott sey gedankt!" fuhr er fort, als er sich mit seiner Tochter allein sah — „mir ist so leicht, ich fühle mich so frei —"

„Und nicht wahr, mein Väterchen" — erwiederte Mathilde, sich zärtlich an ihn schmiegend — „ich bin nun auch wieder frei?"

„Frei, mein liebes Kind" — entgegnete ihr Heimlich, sie fest in seine Arme schließend — „Verschenke Herz und Hand an einen Würdigern, als ich Dir zugeführt, denn mir graut selbst jetzt vor dem Manne, in dem ich meinen Retter zu erblicken glaubte. Ich überlasse Dir die freie Wahl des Gatten, denn ich bin überzeugt, sie wird Dir und mir nur Ehre bringen."

Mathilde schlug ihre Blicke zu Boden; sie dachte an Ludwig und legte ihre rechte Hand aufs Herz, denn mit neuer Lebenskraft regte sich dort das noch nicht unterdrückte Gefühl ihrer ersten, innigen Liebe.

18.

Mit dem Gedanken beschäftigt, wie er dem armen Paul sein edles Opfer vergelten könne, nahm Heimlich jetzt die Kugel wieder zur Hand, indem er sie sinnend betrachtete; da gewahrte er tief im Innern derselben noch einige Geldstücke und darunter mehrere Papiere. Er zog diese hervor und erkannte mit Erstaunen seines Onkels Tobias Handschrift darauf; sie waren in Briefform, versiegelt und mit der Aufschrift an Paul versehen.

Es waren dieselben Papiere, welche Tobias kurz vor seinem Tode seinem Pflegesohne übergab und welche dieser, damals noch ein Knabe, ohne sie zu lesen, versiegelt wie sie waren, in seine Sparbüchse legte, wo sie späterhin, da er über-

haupt seinen Schatz in der goldenen Kugel seht wenig beachtete, gänzlich von ihm vergessen wurden.

Heimlich rief ihn sogleich herbei, sprach vereint mit Mathilden tiefgerührt seinen heißesten Dank aus für seine edelmüthige Hülfe, und überreichte ihm dann die Papiere, bei deren Anblick in Paul kaum eine dunkle Erinnerung erwachte, sie einst von seinem Pflegevater empfangen zu haben. Er las die Aufschrift, erbrach das Siegel, las mehrere Minuten lang mit steigender Aufmerksamkeit, seine Wangen erblichen, seine Augen rollten fürchterlich, seine Hände zitterten, das Papier entfiel seiner Hand und mit einem durchdringenden Geschrei stürzte er aus dem Zimmer.

Mathilde, die ihn aufmerksam beobachtet, folgte ihm besorgt und Heimlich nahm den Brief vom Boden auf und las:

„Nur wenige Schritte — ich fühle es — ste„he ich noch entfernt von meinem Grabe, und „wenn ich zurückschaue auf die bereits zurückge„legte Lebensbahn, weilt mein Auge auf mancher „Blüthe reiner Freude, doch auch auf giftigen „Nesseln, die auf meiner Pilgerfahrt gar oft

„mein Herz verwundeten und meine Schritte „hemmten. — Ich war ein glücklicher Gatte und „Vater. Wenige Jahre nach der Geburt meiner „Laura starb mein gutes, braves Weib. Ich „sah meine Tochter zur Jungfrau erblühen und „bei ihrem Anblicke pries ich mich glücklich, Va„ter zu seyn; doch bald zogen sich schwere Wetter„wolken über meinem Haupte zusammen, die ich „nicht gewahrte. Ich befand mich auf einer Rei„se nach Paris für ein bedeutendes Handelshaus „in Florenz und mußte meine Tochter dort zurück„lassen. Mein Prinzipal, Stephan Arteccio, „ein junger Wollüstling, besuchte meine Toch„ter oft in meiner Gegenwart, ohne daß ich's weh„ren konnte; doch auch in meiner Abwesenheit „setzte er seine Besuche bei ihr fort, häufiger als „sonst, und stahl ihr durch die schändlichsten „Verführungskünste Unschuld und Seelenfrieden. „Als ich nach mehreren Monaten zurückkehrte, „war das Bubenstück vollbracht; ich erkannte „meine Tochter nicht wieder — meine Rose, die, „ich so sorgsam gepflegt, war in der Blüthe dahin„gewelkt. Bleich und krank wankte sie mir ent„gegen, sank zu meinen Füßen und ich — ich

„stieß sie von mir und rief ihr den fürchterlichsten
„Vaterfluch nach. — Dem Elende, der bittersten
„Armuth Preis gegeben durch meine unnatürliche
„Härte, verlassen, verspottet von ihrem Verfüh-
„rer, gebahr sie Dich und gab nach wenigen Ta-
„gen ihren Geist auf. — Ihre alte Wärterin,
„welche die Verstoßene bei sich aufgenommen,
„brachte Dich nach ihrem Tode zu Arteccio und
„in ihrer Gegenwart schwur er einen gräßlichen
„Eid, daß Du ihn nimmer Vater nennen soll-
„test. — Er behielt Dich zwar bei sich, übergab
„Dich jedoch seiner weiblichen Bedienung, ohne
„sich weiter um Dich zu bekümmern, und ehe Du
„noch zu lallen vermochtest, war Deine Zunge
„gelähmt durch gewaltsame Verletzung. — Deine
„Wärterin war entflohen und der Thäter konnte
„nicht ausgemittelt werden, doch der Allmächtige
„kennt ihn, und wird einst das schreckliche Ver-
„brechen an ihm strafen. — Schon längst
„war ich aus Arteccio's Diensten getreten und
„die Geißel meines Gewissens trieb mich rastlos
„umher, denn ich klagte mich als den Mörder
„meines einzigen Kindes an. — Da erfuhr ich
„die gräßliche That, die man an Dir verübt, und

„wuthschnaubend trat ich vor Deinen Vater und „forderte den Sohn meiner Laura. Er stand zit„ternd vor mir, willigte ohne Weigerung in mein „Begehren und noch in derselben Nacht verließ „ich mit Dir Florenz. In Neapel ließ ich mich „nieder, ehe Du noch den zweiten Frühling er„lebtest, doch in Italiens heißer Luft vernarbte „die offne Wunde meines Herzens nicht, und un„gefähr nach drei Jahren trat ich mit Dir die „Reise nach Deutschland an, hoffend, unter va„terländischem Himmelsstriche meinen brennenden „Schmerz zu kühlen. Ich habe gekämpft mit „meinem Gewissen, ich vermochte seinen Stachel „nicht zu überwinden; ich habe gerungen im Ge„bete zu Gott, ich fand meine Ruhe nimmer wie„der. — Die Gefühle meines Herzens wurden „mir Räthsel: ich konnte Dich nicht hassen und „nicht lieben, denn täglich bei Deinem Anblicke „schwebte mir das Bild Deiner unglücklichen „Mutter vor Augen — das Andenken an ihre „Schande, an meine grausame Härte, schlug „mir immer neue Wunden. Ich wünschte mir „den Tod, der mich erlösen sollte von jeder Qual, „und dennoch zitterte ich, vor den Richterstuhl des

„Ewigen zu treten. Ein banges Vorgefühl sagt „mir: mein Ende naht, ich muß Dich verlassen, „arme, unglückliche Waise; für Dein künftiges „Wohl zu sorgen, ist jetzt meine letzte, heilige „Pflicht. Du bist noch in den Knabenjahren „und bedarfst eines Vormundes, deshalb empfängt „mein nächster Anverwandter nach meinem To„de die Hälfte meines Vermögens, mit der Be„dingung, als Vater für Deine Erziehung und „jedes Deiner Bedürfnisse zu sorgen. Nach „heimlich eingezogener Erkundigung wurde er mir „als Mann von unbescholtenem Rufe, doch ohne „Charakterfestigkeit geschildert, was mich bestimm„te, die andere Hälfte meines Vermögens bei ei„nem rechtlichen Kaufmann in der Residenz nie„derzulegen und die ganze Summe in sichern „Wechseln — welche Du im reifern Alter erst, „im Jahre Deiner Mündigkeit beziehen sollst — „sogleich in Deine Hand zu geben, damit Du in „jedem Falle gesichert bist, wenn ich mich in mei„nem Vertrauen auf Deinen künftigen Pflegeva„ter getäuscht haben sollte, sein Tod zu früh er„folgte, oder Unglücksfälle ihn seines Vermögens „beraubten. Ich habe Dich genau beobachtet und

„Dir jetzt schon eine größere Summe für Deine „Sparbüchse anvertraut, als die Klugheit erlaub„te; doch glaube ich mich überzeugt zu haben, daß „weder Geiz noch Hang zur Verschwendung in „Dir wohnt, und bitte Dich väterlich, mit derſel„ben vernünftigen Sparſamkeit, wie bisher die „kleinere Summe, auch in Zukunft Dein ganzes „Vermögen zuſammenzuhalten. — Weiche nie „vom Pfade der Tugend, bleibe Gott und ſeiner „Lehre treu — lebe wohl! der Allmächtige wird „Dich ſchützen, denn Du biſt einer ſeiner guten „Engel — ich beuge demüthig meine Kniee vor „ſeinem Richterſtuhle und flehe mit meinem letz„ten Hauche um Gnade!“

„Tobias Rund.“

Die übrigen Papiere enthielten Pauls Taufſchein, ein Zeugniß, eigenhändig von Arteccio ausgeſtellt, daß er ihn für ſeinen Sohn anerkenne, doch ohne Erbfähigkeit auf ſein Vermögen, und — zwei bedeutende Wechſel von Tobias.

Das lebhafteſte Staunen, der heftigſte Zorn verdrängte jetzt, nachdem er die Papiere geleſen, jede andere Empfindung in Heimlichs Buſen. Er glaubte keinen Augenblick mehr zweifeln zu

dürfen, daß derselbe Arteccio, der seiner Tochter Hand begehrt, Pauls nichtswürdiger Vater sey, und er erbebte vor dem Gedanken, daß er noch vor wenigen Minuten bereit war, sein einziges, theures Kind als Gattin dem schuldbeladenen Böswichte zuzuführen. Er wollte zu ihm, er wollte ihm die aufgefundenen Papiere vor Augen halten, und mit den härtesten Worten sein Gewissen aus dem Schlafe rütteln, ihn laut der Schandthat zeihen, die an dem unschuldigen Kinde in seinem Hause vollbracht wurde, ihn zwingen, Paul als Sohn öffentlich anzuerkennen, und durch Adoptirung ihn seiner Kindesrechte zu versichern.

Er eilte nun zu seinem Pflegesohn, übergab ihm Wechsel und Papiere, und machte ihn mit seinem Entschluß, in Betreff seines Vaters, bekannt; doch Paul war jetzt ruhiger geworden, er wendete sein feuchtes Auge gen Himmel, umarmte Heimlich und Mathilde, ergriff dann seine Schreibtafel — deren der Unglückliche sich bedienen mußte, um seine Empfindungen mitzutheilen — und schrieb: „ich darf meinen Vater nicht richten — sein Richter ist Gott, der Herr seines

Lebens. Ich verzeihe ihm, was er an mir verbrochen, doch nie will ich ihn wiederſehen, nie auf den Namen ſeines Sohnes, nie auf meine Kindesrechte Anſpruch machen. — Was er an meiner unglücklichen Mutter verſchuldet — kann ihm nur der Allgütige vergeben, und ich will an heiliger Stätte zu ihm flehen, daß er ihm Gnade ſchenke."

Nachdem Heimlich dieſe Worte geleſen, drückte er die Hand des Jünglings mit väterlicher Wärme; ſeine edeln Geſinnungen hatten ihm die höchſte Achtung für ihn eingeflößt, und um ſein Zartgefühl nicht zu verletzen, beſchloß er, den öffentlichen Schritt zurückzuhalten, den er für ihn zu thun bereit war, ſuchte ihn aus der Fülle ſeines Herzens durch tröſtende Worte zu beruhigen — Paul aber gieng nach dem Grabe ſeines erſten Pflegevaters, das er ſtets — ſobald der milde Hauch des Frühlings darüber hinwehte — mit den ſchönſten Blumen ſchmückte, und weinte hier die heißeſten Thränen kindlicher Dankbarkeit.

19.

Eine Postchaise hielt vor dem Gasthofe zum goldenen Reiter. Die Hausthür war mit zwei Gensd'armes besetzt, und Herr Schnacker verfolgte mit hundert neugierigen Fragen einen langen, hagern Mann in einem dunkeln Ueberrocke, den er „Herr Polizeicommissarius" titulirte. Dieselbe Gerichtsperson aber, welche vor wenig Minuten in Heimlichs Hause ihre Petschirtunst umsonst verschwendet, war hier schon wieder eifrig beschäftigt, ihr gewaltiges Petschaft zu handhaben, und unter Aufsicht des langen Mannes mit dem dunkeln Ueberrocke auf der Hausflur drei Koffer zu versiegeln.

Arteccio saß im düstern Hinbrüten eingeschlossen auf seinem Zimmer und starrte unbeweglich auf einen offnen Brief, worin ihm sein erster Buchhalter aus Florenz meldete, daß der Banquerott seines Hauses nun völlig ausgebrochen, und wenn ihm seine Freiheit theuer sey, er niemals wagen solle, dorthin zurückzukehren. Er

hatte zwar seinen Sturz längst schon geahnt, deshalb auch vorgeblich eine Geschäftsreise nach Deutschland unternommen, und so — freilich auf die unredlichste Weise — einen Theil seines baaren Vermögens gerettet; doch gerade jetzt versetzte ihn die Nachricht seines gänzlichen Ruins in die äußerste Bestürzung, da er sich durch sein Ansehen als Handelsherr, so wie durch seine Güter in Florenz, aus der unangenehmen Lage zu befreien hoffte, in der er sich gegenwärtig befand.

Ehe er nach Rothlingen kam, hatte er sich einige Monate in der Residenz aufgehalten, mehrere bedeutende Wechsel auf sein Haus daselbst gegen baare Summen ausgestellt, damit eine Pharobank errichtet und sich betrügerischer Spielkünste verdächtig gemacht, weshalb er sich heimlich von dort entfernte. Die Polizei, welche schon bei seiner Anwesenheit in der Residenz sein Thun aufmerksam beobachtete, wurde indessen von seinen Gläubigern — welche die Nachricht von seinem Banquerotte früher erhielten, als er selbst — zu seiner Verfolgung und Festnehmung aufgefordert, traf ihn noch in Rothlingen, als er eben im Begriff war, abzureisen, kündigte

ihm Arrest an, und nahm seine sämmtlichen Papiere und Effekten in Beschlag.

„Meine Rolle ist ausgespielt“ — sprach er dumpf vor sich hin. — „Alle Genüsse der Welt hab' ich ausgekostet — nichts ist mir bekannt, was mir noch zu genießen übrig bliebe — das war der Zweck meines Lebens seit meiner Kindheit, er ist erfüllt — ich bin gesättigt! — Und dennoch loderte vor wenig Stunden — wie eine stillverhaltne Flamme im ausgebrannten Gebäude — noch einmal jene Leidenschaft in mir empor, die, herrschend vor allen andern, dicht neben ihren wollustwarmen, schwellenden Dunenlagern, mein frühes, kaltes Grab bereitete. — Glühend sog mein Auge noch einmal die süßen, frischen Reize eines Weibes ein — sie lag in meinen Armen — sie war mein — mein ihrer Unschuld unentweihte Blüthe! — Ein Feuermeer durchwogte meine Brust — in meinen Adern strömte siedend heißes Blut — da trat das schreckliche Phantom vor meine Blicke — der Stammelnde rief lauter als des Himmels Donner in meines Herzens tiefster Kluft den längstentschlafnen Wurm ins rege Leben, der beim Erwachen

in tausend Windungen sich krümmte, den Bau des selbsterschaffnen Glaubens — der Gott, Ewigkeit und Jenseits leugnet — in seinen Trümmern niederzustürzen. Sein glühender Stachel entnervte mich, ich ließ die heißersehnte Beute fahren, entfloh — floh in die offnen Armen der lauernden Gerechtigkeit — und bin gefangen — Bettler! — Mein Leben ist mir eine Bürde, ich werf' es hin, wie ein verbrauchtes Gut. — Doch, wenn es mehr als Aberglauben wäre, was die Priesterzunft vom künftigen Leben predigt — von Gericht und Weltenschöpfer?" — Er versank in tiefes Sinnen, zitterte immer heftiger, seine Augen traten weit aus ihren Höhlen hervor, starrten unbeweglich auf den Boden, und kalter Todesschweiß bedeckte seine Stirn. „Dann" — fuhr er mit gebrochner Stimme fort — „dann bin ich verflucht, zu ewiger Qual verdammt von meinem Richter!" — Eine lange Pause erfolgte; seine Sinne verwirrten sich, dann sprang er plötzlich auf, stieß einen durchdringenden Schrei aus, und streckte beide Arme, wie abwehrend, weit vor sich hinaus. Die furchtbarsten Schreckbilder giengen langsam und drohend an seiner

wirren Phantasie vorüber. Er glaubte die unglückliche Laura zu erblicken, bleich, in ihrer Todtenhülle dem Grabe entstiegen; — „o hinunter! — hinunter!“ schrie er laut, und sank, überwältigt von der Folterqual seines Gewissens, zu Boden. Seine Glieder waren gelähmt, vergebens war er bemüht, sich aufzuraffen, schlug die geballten Fäuste blutig, rasete gegen sich selbst, und weißer Schaum trat auf seine Lippen, als er angstbeklemmt die Worte hervorstöhnte: „dort — dort — der Bube mit den bekannten Zügen — wie er mit meinem eignen blinkenden Messer nach meinem Herzen zielt — wie seine Lippen zucken — wie die gelähmte, blutige Zunge stammelt — laut und fürchterlich, wie Fluch und ewige Verdammniß: Vater! — Vater!“

Ohnmächtig stürzte er zurück, als eben die Thür geöffnet wurde, und der Polizeicommissarius hereintrat, seinen Arrestanten abzurufen. Er war bestürzt, ihn blutend am Boden liegend zu finden, und glaubte schon, er habe seinen Tod eigenmächtig durch gewaltsame Mittel beschleunigt, doch bald schlug er die Augen auf, seine wilde Raserei kehrte zurück, und er mußte mit

Hülfe der Gensd'armes in den harrenden Wagen gebracht werden, der ihn nach der Residenz führen sollte. Doch schon auf der nächsten Station sog er Gift aus einem der Ringe, die er an seinen Händen trug, und hauchte nach wenigen Minuten, unter den fürchterlichsten Qualen seine Seele aus.

20.

Auf Ludwigs Gesundheit schien das Hinabstürzen in den Fluß sehr nachtheilig gewirkt zu haben. Er erwachte gegen Morgen aus einem unruhigen Schlummer und erkannte seine guten Eltern, welche noch an seinem Lager wachten, nicht wieder in wilder Fieberhitze. Die näheren Umstände, welche bei dem unglücklichen Ereignisse im Hölzchen Statt gefunden, waren den beiden guten Alten unbekannt geblieben, denn die Männer, welche ihren Sohn ins Haus brachten, wußten nichts weiter auszusagen, als daß sie ihn am Ufer des Flusses in den Armen eines

Mannes gefunden, der sich sogleich bei ihrer Nä-herung entfernt, weshalb sie ihn in der Dämme-rung nicht erkannt. Ludwig selbst aber schien sich in lichten Augenblicken des Unfalles nur mit Aufregung schmerzlicher Gefühle zu erinnern, weshalb der Arzt auch den Eltern andeutete, ihn mit jeder Frage deshalb zu verschonen.

Doch ungefähr am achten Tage der Krank-heit schien sein Zustand gefahrloser; er durfte zum ersten Male sein Lager verlassen, sprach aber noch immer nur wenige Worte, welche die Em-pfindungen kindlicher Dankbarkeit für die sorg-same Pflege seiner guten Eltern ausdrückten, nahm dann still seinen Platz am Fenster und blickte mit schmerzlichem Lächeln hinüber nach Mathildens Wohnung. Sie selbst aber sah er nirgends, denn Heimlich schien jetzt mit Fleiß und Eifer sich selbst dem Geschäfte seines Handels unterzogen zu ha-ben, und befand sich stets allein im Laden. Als Ludwig dies bemerkte, wich die sanfte Röthe, welche die wiedergekehrte Lebenskraft auf seine Wangen gehaucht, aufs neue; heftiger als je-mals schien ihn eine schmerzliche Empfindung zu ergreifen, denn er glaubte jetzt gewiß, daß Ma-

thilde Braut, ja vielleicht schon die Gattin eines Andern sey. Er glaubte sich verschmäht, betrogen — heiße Thränen entquollen seinen Augen, er rang die Hände wie im tiefsten Schmerz und mußte wieder auf sein Lager gebracht werden. Seine Eltern hatten ihn genau beobachtet, sie empfanden die innigste Freude bei seiner Ungeduld, mit welcher er vor wenig Minuten sein Krankenbett zu verlassen wünschte, sie unterstützten ihn, als er mit schwankenden Schritten bis zum Fenster gieng, und drückten sich still erfreut und ungesehen von ihm die Hände, als sie sein Lächeln — indem er durchs Fenster blickte — auf eine frohe Regung seines Herzens deuteten. — Um so heftiger waren sie erschrocken, als sie den plötzlichen Rückfall gewahrten, ohne zu ahnen, daß seine heiße Liebe jetzt die einzige Ursache seiner Krankheit sey, bis der schnell herbeigerufene Arzt sie darauf aufmerksam machte, der seinen Gemüthszustand längst ergründet hatte.

Endlich, als die Abenddämmerung hereinbrach, schien er ruhiger zu werden; stille Wehmuth ruhte auf seinen Zügen, und leise fragte er seine Mutter, die, ängstlich jede seiner Bewegungen belau-

schend, bei ihm saß: „die Johanniskronen sind wohl längst verwelkt?“

„Verwelkt, mein guter Sohn“ — erwiederte sie — „jedoch die eine hat — wie ich glaube — Rebekka auf der Hausflur aufgehängt.“

„Und welche ist es?“ fragte er wieder.

„Wenn ich nicht irre, waren's weiße Lilien und Rosen“ — fuhr seine Mutter fort.

„O, laß mich sie sehen!“ rief er schnell und streckte beide Arme verlangend danach aus.

Seine Mutter konnte sich nicht erklären, wie ihm jetzt so plötzlich die Erinnerung an die Johanniskronen in den Sinn gekommen; doch da sie gern jeden seiner Wünsche erfüllte, den sie zu gewähren vermochte, so brachte sie die Krone schnell herbei, und reichte sie ihm dar.

Mit trübem Ernste schien sein Blick darauf zu ruhen, als er sie jetzt in seinen Händen hielt, die vertrockneten Rosenblätter um sich herstreute, und vergebens sich bemühte, die zusammengefalteten Lilienknospen auseinander zu rollen, als ob er der Blüthe frische Formen aufs neue daraus bilden wolle. — „Nein — nein!“ rief er endlich schmerzlich aus — „es ist vorbei! — Die Blu-

men sind verwelkt in ihrer schönsten Pracht, wie meine Hoffnungen, und im Momente der Entfaltung, im Emporstreben zum heiligen Himmelslichte traf der dürre Tod die zarten Knospen, wie meine Liebe die unheilbare Todeswunde empfieng im wonnereichen Augenblicke, wo auf dem Gipfel irdischer Glückseligkeit ihr Keim in meiner Brust sein blühend Haupt erhob, verlangend seine Zweige ausgebreitet zur innigen Vereinigung, die süßduftende Blüthe zarter Gegenliebe zu umfangen. Es war ein schöner Traum, voll hoher, heiliger Wonne, umhüllt vom Rosenlichte eines Frühlingsmorgens, das neues Leben haucht durchs ganze All; er schwand zu früh dahin — zu früh umfängt mich ewige qualenvolle Nacht!" — Noch einen Blick voll tiefer Wehmuth warf er auf die entblätterte, verwelkte Blumenkrone, dann reichte er sie seiner Mutter, und sprach innig bittend mit leiser Stimme: „gieb mir die welken Blumen mit ins Grab!"

Ihre Thränen zu verbergen, wendete sich seine Mutter ab von ihm, und sein Vater trat jetzt, vom Schmerz gebeugt, näher an sein Krankenlager und sprach mit tiefer Rührung: „Ludwig —

Deine Mutter weint Tag und Nacht — ich trage den Jammer tief in meiner Brust, und zentnerschwer in meinem Herzen häuft der bittre Gram sich täglich auf — er wird mein Herz zersprengen, Ludwig, noch eh' er die Haare bleicht auf meinem Scheitel, wenn ich Dich und alle meine Hoffnungen zu Grabe tragen muß. Richte Dich und Deine tiefgebeugten Eltern wieder auf, mein Sohn! — Der Doctor schwatzt viel von Seelenleiden, vom Herzenswurme, von Gemüthszustand, und weiß der Himmel, was noch sonst — davon versteht Dein schlichter Vater keine Sylbe — Du mußt das selbst am besten wissen, wie Dein innrer Mensch beschaffen ist, was in Deiner Brust verborgen liegt. Sey offen gegen Deinen Vater, wie's dem Sohne ziemt! Schließ auf Dein Herz, sprich aus, was Dich bekümmert, und wenn ich helfen kann — Junge, und wenn's mein Blut und Leben kostet — ich helfe Dir!"

Ludwig reichte ihm beide Hände dar, drückte sie ihm mit dem Gefühle der innigsten Dankbarkeit, seufzte tief, und schüttelte still und ernst sein Haupt.

Sein Vater blickte ihm lange und schmerzlich ins Auge, als wolle er in seinem Innern lesen, und endlich fuhr er fort: „Ich verstehe Dich nicht, Ludwig! Worte will ich — Worte, die aus Deinem Herzen kommen.“ — Er setzte sich bei ihm nieder, legte den rechten Arm um seinen Nacken, und strich ihm mit der linken Hand über die bleiche Stirn; dann sprach er wieder, indem er ihn forschend beobachtete: „der Nachbar Heimlich hat das Spiel abgeschworen — er arbeitet wacker, und ist wieder auf dem geraden Wege, ein braver Mann zu werden —“

Doch Ludwig unterbrach ihn, eh' er seine Rede noch vollendet; gespannte Aufmerksamkeit äußerte sich in seinen Mienen und Gebehrden, als er den Namen „Heimlich“ aussprechen hörte, und indem er sein Antlitz an seines Vaters Brust verbarg, rief er aus: „das ist der Mann, der aus der dunklen Wellengruft, wo Tod und Nacht bereits mein Auge deckte, mich ans Licht gezogen, damit ich nur aufs neue, langsam, unter tausend Qualen, mein Leben enden sollte!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sprang sein Vater auf, schlug voll Staunen

beide Hände ineinander; auch seine Mutter, die weinend am Fenster stand, ließ die weiße Schürze, womit sie ihre Thränen trocknete, herabfallen, und trat verwundert näher.

„Also Heimlich war es, der Dich aus dem Flusse zog? der Dir das Leben rettete?“ fragte Scholle dringend, und so ungern auch Ludwig sich des unglücklichen Johannisabends erinnerte, so konnte er jetzt doch nicht umhin, seinen Eltern aufrichtig den ganzen Vorfall mitzutheilen und ihnen seinen Schmerz zu schildern, den das Gefühl seiner, wie er glaubte, gekränkten Liebe in seine Seele goß bei dem Gedanken, daß Mathilde durch eine Verbindung mit jenem Fremden für ihn auf ewig verloren sey.

Unwillkührlich sanken die beiden guten Alten einander in die Arme, und jede ihrer Bewegungen sprach laute, innige Freude aus; Ludwig aber richtete sich halb empor und beobachtete sie in gespannter Erwartung. Endlich brach sein Vater fröhlich in die Worte aus: „Also das war Dein Seelenleiden? das ist der böse Herzenswurm, von dem der Doctor sprach? — Junge, da weiß ich ein kapitales Mittel dafür! — Nimm

das Mädchen in Gottes Namen zur Frau, und wenn sie Dir die Grillen aus dem Kopfe treibt, wenn sie Dich kurirt — will ich sie lieb haben, wie mein eignes Kind, und ihren Vater — den der Himmel stärke in seiner Besserung — wie meinen leiblichen Bruder! — Armer Narr! hast Dich gequält, wie ein Schwindsüchtiger, der nicht leben, nicht sterben kann, mit Deiner stillen Liebe. Hättest früher sollen Deinem Herzen Luft machen, hättest sollen Vater und Mutter zu Vertrauten machen, so wüßtest Du's längst, daß an dem Geplapper von Heirath nichts dran war, daß der Italiener ein Schurke war, daß Dein Mädchen noch frei ist, wie 's Lamm auf der Weide, daß — ei, so laß Dir von Deiner Mutter erzählen! ich muß zum Nachbar Heimlich, muß ihm die Hand schütteln, muß ihn ans Herz drücken, muß ihm danken aus vollem Herzen — hat ja meinen Jungen aus dem Wasser gezogen!"

Und eilig schleuderte er die Hausjacke, sammt Gürtel und Schürze von sich, warf einen Rock über, und schritt, Trotz seiner

Körperschwere, so gewaltig aus, daß er, ehe eine Minute vergieng, schon vor der Thür des grauen Häuschens stand.

Mutter Scholle aber berichtete indessen in möglichster Breite alle Vorfälle, die sich in Heimlichs Hause seit seiner Krankheit zugetragen, und die ihr die alte Sophie unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut, ihrem Sohne, dessen Augen jetzt beim leuchtenden Schimmer der vor ihm aufsteigenden neuen Hoffnungssonne freundlich erglänzten, auf dessen Wangen sich die Rosengluth der Liebe malte, die jetzt, befreit von jeder Schmerzensqual, im freien Busen wogte.

21.

Heimlich war überrascht, seinen reichen Nachbar, zum ersten Male seit zehn Jahren, seine ärmliche Wohnung betreten zu sehen. Doch dieser trat ihm rasch entgegen mit einem hochrothen Angesichte, das vor

Freude glänzte, schüttelte ihm mit biederer Herzlichkeit die Hand, und sprach: „ich bin kein Mann von schönen, glatten Worten, Nachbar, die in der Luft verfliegen, wie Pomadenduft, und nur die Sinne eitler Menschen kitzeln — ich bin ein gerader Mann, und biete Ihnen mein Herz für meines Sohnes Lebensrettung; aber auch mein ganzes Haus, mein Geldkasten ist für Sie geöffnet zu jeder Stunde. Wir müssen uns näher kennen lernen, wir müssen Freunde werden — ich sehe schon, es herrscht ein andres besseres Wesen in Ihrem Innern, als sonst; ich will Sie bei gelegner Zeit schon koram nehmen über dies und das — doch das paßt jetzt alles nicht in meinen Kram. Geben Sie mir Ihre Hand noch einmal — in meine Arme, Herr, an meine Brust! Sie haben meines Weibes Stolz, alle Freuden meines Alters gerettet, und nun — sagen Sie's gerade heraus — drückt's noch hier und da? he? wo brummen die Bären noch? will sie losbinden auf der Stelle!“

Doch Heimlich lehnte bescheiden jede Hülfe ab: „durch eigne Schuld gerieth mein Geschäft in Verfall“ — erwiederte er — „es ist mein fester Wille, durch eignen Fleiß es wieder aufzurichten. Ich bin aus meinem Taumel erwacht, noch ist es nicht zu spät zur Besserung, und wenn Sie mich dazu jetzt noch für würdig achten, so bitt' ich um Ihr Herz als Freund — Ihr Geld muß ich verschmähen.“

„Ja, Herr, Ihr Freund mit Rath und That!“ rief Schelle, nahm ihn beim Kopfe, küßte ihn herzlich, und trat nun als Freiwerber seines Sohnes auf; Heimlich aber, eben so überrascht als erfreut, trug keinen Augenblick Bedenken, seine väterliche Einwilligung zu geben.

Indessen wandelte Mathilde im Garten unter ihren Blumen, allein zwar, doch in der lebhaftesten Unterhaltung mit ihrem Herzen, das oft mit lauter Stimme zu ihr sprach, wenn sie auch eben so oft ihm Schweigen gebot. Stille Trauer über Ludwigs Krankheit, über dessen Befinden sie

täglich bei Rebekken sorgfältige Erkundigung einzog, hatte ihren kaum wieder erwachten Frohsinn verscheucht; doch die Hoffnung auf seine Genesung trat jetzt öfter als jemals, schwesterlich vereint mit einer andern süssen Hoffnung, die sie still im Herzen barg, vor ihre Seele, und zeigte ihr im fernen Zukunftsspiegel ein stillersehntes Glück. Denn sie glaubte jetzt keinen Grund mehr vorhanden, der ihre frühere edelmüthige Entsagung auch jetzt noch bestätigen könnte als unwiderruflich, da alle die drückenden Verhältnisse, welche sie dazu bestimmten, glücklich gehoben, und ihr Vater, bei der zum Vortheil seines Geschäftes veränderten Lebensweise, ihre Hülfe entschieden von sich wies. Deshalb glaubte sie auch jetzt der Stimme ihres Herzens folgen zu dürfen, ohne ihre kindliche Pflicht zu verletzen, obgleich Ludwigs Reichthum sie bestimmte, diesem innern Rufe ein bescheidnes Schweigen aufzulegen und an der Einwilligung seiner Eltern zu zweifeln; doch unbeschreiblich war ihre Ueberraschung, als sie jetzt zu ihrem

Vater gerufen wurde, und diesen in Gesellschaft des wackern Fleischermeisters antraf, der sie mit Herzlichkeit in seine Arme schloß und ohne weitere Erklärung mit dem Namen „Tochter“ begrüßte. Hocherröthend blickte sie ihm verlegen und zweifelnd ins Auge, doch Scholle ergriff ihre Hand, und zog sie mit sich fort, indem er ausrief: „nur mir nach, mein Kind! mein Ludwig bedarf noch der Arznei! der Brautkuß, denk' ich, wird ihn schnell auf die Beine bringen.“

Doch diesmal hatte sich der gute Mann geirrt, denn Ludwig befand sich schon auf den Beinen. Nachdem er sich überzeugt, daß alle seine Zweifel grundlos waren, litt es ihn nicht länger mehr im Bette, er kleidete sich an und setzte sich wieder ans Fenster, unverwandt nach dem grauen Häuschen blickend. Eine hohe Purpurröthe färbte seine Wangen, als er Mathilde an der Hand seines Vaters über die Straße kommen sah; mit offnen Armen flog er ihr entgegen, sie widerstrebte seiner Umarmung

nicht mehr, legte ihr Lockenköpfchen auf seine Schulter, blickte ihm zärtlich ins Auge, und fast zu gleicher Zeit rief Scholle mit seiner Gattin, tiefgerührt beim Anblicke der Glücklichen: „Der Segen des Himmels geleite Euch auf Eurer neuen Lebensbahn!“ Heimlich aber, der freudenvoll seiner Tochter nachgegangen, ließ aus dem dunkelsten Winkel des Zimmers ein lautes, freudiges „Amen!“ ertönen.

22.

Nach wenigen Tagen erblickte man am grauen Häuschen ein glänzendes Aushängeschild mit der Unterschrift: „zur goldenen Kugel“, welches Heimlich, zur dankbaren Erinnerung an seine Rettung vom drohenden Verderben, fertigen ließ; und unverkennbar zeigte sich auch hier von neuem der Kugelsegen wieder, denn das neue Schild lockte bald eine Menge Gäste herbei, wel-

che erſt aus Neugierde, um ſich von der Einrichtung der neuen Schenkwirthſchaft im geſchmackvoll aufgeputzten Garten zu überzeugen, ſpäter aber aus wahrer Neigung zu dem artigen flinken Wirthe — der ſich, wider Vermuthen, ſchnell in ſein neues Geſchäft ſchicken lernte — herbeikamen und bald einſtimmig behaupteten, daß ſie ihre Erholungsſtunden nirgends vergnügter zubrächten, als in der goldenen Kugel.

Nothwendigerweiſe brauchte die Frau Fleiſchermeiſterin vier ganze Wochen zur Vorbereitung auf die bevorſtehende Hochzeit ihres Sohnes, während welcher Zeit ſie Mathilde näher kennen und höher ſchätzen lernte, weshalb ſie auch mit keiner Sylbe der mangelnden Mitgift erwähnte; doch wurde ſie um ſo freudiger überraſcht, als ſie am Polterabende eine vollſtändige Ausſtattung in ihr Haus ſchaffen ſah, welches vorläufig zur Wohnung der jungen Eheleute beſtimmt war. Der gute Paul ließ ſich, nachdem er ſeine Wechſel nebſt den aufgeſammten Intereſſen bezogen, durch keine Weige-

rung hindern, seine schwesterliche Freundin so reichlich auszustatten, als es ihre zukünftige Schwiegermutter nur wünschen konnte, da er jetzt um so mehr jede Gelegenheit benutzte, seine Dankbarkeit für ihre liebevolle Begegnung an den Tag zu legen, indem er nach Rom sich zu begeben beschlossen hatte, wo er sich später zu einem achtungswerthen Künstler bildete, und in der Tochter seines dasigen Lehrers, eines berühmten Malers, eine zärtliche Gattin und liebevolle Freundin fand für seine ganze Lebenszeit.

Der Hochzeitstag im Gasthofe zum rothen Ochsen brach an, und wurde auf bürgerliche Weise stattlich gefeiert, und als nach der Mittagstafel, statt seines gewöhnlichen Schläfchens, der Fleischermeister nach einer kräftigen Leibesbewegung sich sehnte, begab er sich mit mehrern Theilnehmern des Festes nach der neuangelegten Kegelbahn in Heimlichs Garten, indem er den Vorschlag that, sie auf der Stelle einzuweihen. In schnurgerader Richtung warf er die erste Ku-

gel, und lauter als die jubelnden Gäste; daß es durch ganz Rothlingen wiederhallte, brüllte der Kegelbube: „Alle Neune!“

Alle die goldenen Wirthschaftsregeln, welche das Hausmutterchen den jungen Eheleuten als Defert zum Besten gab, verflogen ungehört von ihnen, denn ihr Glück beschäftigte sie zu sehr, um Augen und Ohren für etwas anderes zu öffnen, als für einander selbst.

Nach kurzer Zeit aber wurde Ludwig als Pfarrer nach einem freundlichen Dörfchen berufen, kaum eine halbe Stunde von Rothlingen gelegen, und als zum ersten Male wieder der Johannistag im heitern Frühlingsglanze Hain und Flur belebte, da stand vor der Thür des Gasthofes zum rothen Ochsen der Hollsteiner mit den muntern Braunen, harrend auf das Schellensche Ehepaar und den Nachbar Heimlich; nachdem aber das ziemlich schwere Kleeblatt aufgeladen worden, gieng's, noch schneller als im vorigen Jahre um dieselbe Zeit, zum Thore hinaus, denn alle drei sehnten sich, den

kleinen Stammhalter des Schollenschen Hauses, womit der Himmel die jungen glücklichen Pfarrersleute in der Johannisnacht beschenkt, zu schauen, zu herzen und zu küssen.

II.

Schiess nicht, ich bin die Taube!

1.

Die erſten Strahlen der Morgenſonne vergoldeten das dunkle Laub der Eichenwipfel, ein ziemlich rauher Oſtwind ſchüttelte die gelben und rothen Blätter von den kahlen Obſtbäumen herab, trieb ſie ſpielend auf welkenden Grashalmen im Kreiſe herum, und einzelne losgeriſſene Spinnenfäden — welche Stoppelfelder und Wieſen überzogen, als ob ſie mit ihrem ſeidenen Gewebe den Grund legen wollten zum unermeßlichen Winterſchleier, der ſchon nach wenigen Wochen die ganze Natur mit kalter Silberhülle bedecken ſollte — ſchwebten dicht bereift, wie lange Perlenketten, vom friſchen Morgenwinde aufwärts getrieben, dem blauen Wolkenmeere zu, farbig erglänzend im glühenden Morgenroth.

Da wandelte, mit der Jagdflinte bewaffnet, der Baron von Hirſchbach, in Begleitung ſeines alten Jägers, durch den Schloßgarten, um im nahen Forſte durch Jagdluſt ſich die Zeit zu kür-

zen. Doch hatte er noch nicht die kleine Pforte erreicht, welche aus dem Garten hinausführte aufs freie Feld, als ihm die sonst immer heitre Philippine, seine einzige Tochter, aus einer entblätterten Rosenlaube ganz betrübt entgegentrat, ihre frischen Purpurlippen ihm zum Morgenkusse bot, doch gleich darauf ihr Köpfchen wieder sinken ließ, und nicht wie sonst, sich an seinen Arm hängend, ihn begleitete, sondern mißmuthig an ihm vorübergieng, indem sie rechts und links blaue und rothe Astern — die letzte Zierde der herbstlichen Blumenbeete — abriß und wieder von sich warf in den gelben Sand, welcher die Wege bedeckte. So wenig auch Hirschbach den Trübsinn auf dem Angesichte irgend eines Menschen leiden mochte, so war er es am wenigsten gewohnt, auf der immer heitern Stirn seiner Tochter trübe Wolken zu erblicken, deren fröhliche, unbefangene Laune sie ihm vorzüglich so theuer werden ließ, daß er sie mit wahrhaft väterlicher Wärme liebte.

Ihr verwundert nachblickend, blieb er deshalb auch jetzt zurück, indem er dem alten Thomas einen Wink gab, voraus zu gehen, und rief ihr

zu: „halt, halt, mein Täubchen! wo fehlt's? warum hängst Du Dein Köpfchen, wie ein Krammetsvogel in der Schlinge? was hat Dich so früh aus dem warmen Neſtchen getrieben?“

Sie kam langſam zurück — dann ſchnell und immer ſchneller, bis ſie endlich in ihres Vaters Arme flog, ſich zärtlich an ihn ſchmiegte, und zu ihm ſprach: „ich bin heute recht verdrießlich, Väterchen, ein böſer Traum hat mich erſchreckt.“

„Ein Traum alſo?“ entgegnete Hirſchbach, indem er ſich freundlich zu ihr herabbeugte und ihre Wangen ſtreichelte. — „Wenn's ſonſt nichts iſt! ein Traum entflieht ja mit der Morgenröthe, und eh' es Abend wird, haſt Du ihn längſt vergeſſen.“

„Ach nein — den Traum vergeß' ich in meinem ganzen Leben nicht wieder“ — antwortete ſie, und verbarg ihr Antlitz ängſtlich an ſeiner Bruſt, als ob ſie fürchtete, daß das nächtliche Traumbild ihr aufs neue erſcheinen möchte. Dann fuhr ſie fort, mit heimlichem Grauen: „denke Dir nur — ich ſah den garſtigen Baron von Heſterfeld im Traume; ach, er that ſo freundlich mit mir, hielt mich feſt bei der Hand und

kniete vor mir nieder, daß mir recht bange wurde. Ich bat ihn, er möchte mich loslassen, er aber schnitt wunderliche Gesichter, und drückte meine Hand dabei so stark an seine Brust, daß ich laut aufschreien mußte. Darüber wurde ich recht ernstlich böse, knipp ihn mit der Linken ins Ohrläppchen, er aber ließ mich doch nicht los; da zupfte ich ihn endlich in meiner Herzensangst — aber wahrhaftig nur mit zwei Fingern — ein klein wenig an seinen gekräuselten Haarlocken, und denke Dir meinen Schrecken — die ganze Frisur blieb in meiner Hand, und kahl, wie meiner Tante Haubenkopf, war sein ganzer Scheitel. Da kniete das Jammerbild zu meinen Füssen, knirschte vor Wuth mit den Zähnen — ach Vater! er sah recht häßlich aus — bedeckte mit beiden Händen seine Glatze und lief eilig davon. — Ich kann's noch immer nicht vergessen — sag' mir doch, Väterchen, trägt er denn wirklich eine Perücke?"

„Albernes Mädchen!" erwiederte Hirschbach lächelnd — „was weiß ich's, und was hast Du danach zu fragen?"

„Nun, ich dächte doch, das müßt' ich wissen" — entgegnete sie mit komischem Ernste — „Tante Emerentia sagt ja, daß ich ihn heirathen soll!" Doch kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so zog ihr Vater seine Augenbraunen finster zusammen und sprach ernst: „laß deshalb Deinen frohen Muth nicht sinken, mein Täubchen, noch bist Du nicht sein Weib!" wendete sich ab und folgte seinem Jäger.

Philippine aber blickte ihm lange nach, wiederholte leise seine letzten Worte: „noch bin ich nicht sein Weib!" und setzte dann lauter hinzu: „und werd's auch nimmermehr!"

2.

Heitrer hüpfte sie nun im Garten umher, und als sie ihren Vater aus den Augen verloren, schlich sie zum offnen Pförtchen hinaus, sprang leichtfüssig wie ein junges Reh über die gelben Stoppeln dahin, und befand sich nach wenig Minuten schon im Walde, wo sie täglich Stunden lang umherschwärmte, Blumen pflückte, Schmet-

terlinge fieng, Eichhörnchen von Baume zu Baume jagte, und sich dort am glücklichsten, am freiesten fühlte. Ohne des Wegs zu achten, hatte sie wohl schon seit einer Viertelstunde die Grenzen von ihres Vaters Jagdgebiete überschritten, und befand sich nun auf einmal unweit eines Rasenplätzchens, rings von jungen Eichen umgeben, das zur Ruhe einzuladen schien. Dort lagerte sie sich ins weiche Gras, breitete die wenigen, späten Herbstblumen, die sie gesammelt, auf ihrem Schürzchen aus, um einen Kranz daraus zu winden, und war noch nicht zur Hälfte damit fertig, als sie aufblickend dicht neben sich zur Seite im Gebüsch einen jungen Mann im grünen Jagdkleide bemerkte, der sie aufmerksam zu beobachten schien. Freundlich grüßend trat er näher auf sie zu, sie aber blickte lächelnd ihm ins Auge, nickte ihm vertraulich zu, und bot ihm herzlich einen guten Morgen.

Unbeweglich stand er in ihrem Anschaun versunken; er schien die schönen regelmäßigen Züge ihres offnen freundlichen Gesichts, die dichten braunen Locken, die ungekünstelt in natürlicher Fülle über ihren blendendweißen Nacken herab-

rollten, das niedliche Füßchen, die schönen Formen ihres ganzen Körpers mit dem sehr einfachen Anzuge — der dem einer Pächterstochter ähnlich war — zu vergleichen, und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß ein so wunderniedliches Mädchen in dem Stande, dem sie ihrer Kleidung nach entsprossen schien, eine seltene, doch um so lieblichere Erscheinung sey — und nicht ohne Verlegenheit bat er sie, einige Augenblicke bei ihr verweilen zu dürfen.

Sie war schon so oft allein im Forste umhergeschwärmt, hatte hier fast täglich fremde Menschen angetroffen, deshalb kannte sie keine Furcht. Der junge Mann blickte ihr ja so treuherzig ins Auge, und ohne sich lange zu bedenken, erwiederte sie auf seine Bitte unbefangen: „hier ist Platz genug im weichen Grase, für Müde recht bequem.“

Der Jäger legte schnell Hut, Büchse und Weidetasche von sich, setzte sich zu ihr auf den Rasen nieder, reichte ihr schweigend Blumen zum Kranze, an dem sie noch immer flocht, ohne sich durch seine Gegenwart stören zu lassen. Zweifelnd beobachtete er sie noch immer, und

suchte vergebens Worte, eine Unterhaltung anzuknüpfen; doch Philippine, des ängstlichen Schweigens müde, musterte ihren stillen Gesellschafter ebenfalls mit scharfen Blicken und sprach endlich lächelnd zu ihm: „Sind wir denn hier auf dem Anstande, daß wir so stumm neben einander sitzen, als wollten wir ein Hirschkalb äsen hören? — Antwort jetzt: wer sind wir und wie heißen wir?“

Der vertrauliche Ton, mit dem sie diese Worte sprach, und der an seiner einfachen Kleidung vorüberstreifende Blick schien ihm anzudeuten, daß sie ihn vielleicht für einen Jägerburschen der Umgegend halte, und deshalb entgegnete er auch, um ihre Vermuthung zu bestätigen: „ich heiße Georg und bin im Dienste auf dem Gute Fichtenhain.“

Diese Antwort schien ihr zwar vollkommen zu genügen, aber plötzlich beunruhigte sie der Gedanke, daß es wohl nicht schicklich sey, wenn sie — ein Fräulein von Hirschbach — mit einem fremden Jägerburschen ganz allein mitten im Walde und neben ihm im Grase sitzend länger weile; doch gerade jetzt war ihr der Unterschied

des Standes, den sie nie sehr beachtete, lästiger als jemals, denn mit innigem Wohlgefallen ließ sie ihr Auge ruhen auf dem sanftgebräunten Angesichte des Fremden, und indem sie sich selbst gestand, daß die rabenschwarzen Locken, welche in reichlicher Fülle seine hohe freie Stirn beschatteten, ihn recht wohl kleideten, daß unter den langgezogenen, sanftgewölbten Brauen die dunkeln Augensterne weit feuriger erglänzten, weit kühner in ihren Kreisen rollten, als sie jemals bei einem jungen Manne seines Standes bemerkt, daß auf seinen Wangen Jugendfülle und Gesundheit thronten — wurde der stille Wunsch in ihrem Busen immer lauter, bei ihm zu weilen, wenigstens noch ein halbes Stündchen mit ihm zu plaudern. Diesen Herzenswunsch desto ungehinderter befriedigen zu können, und zugleich auch sein Vertrauen zu gewinnen, beschloß sie schnell, auf kurze Zeit Stand und Namen zu verleugnen, und erwiederte ihm deshalb, doch nicht ohne Verlegenheit und leichtes Erröthen, indem sie ihn jetzt mit dem vertraulichen Du anredete: „daß Du ein Waidmann bist, das hab' ich Dir gleich angesehen. Im Dienste also? und

drüben in Fichtenhain?“ fuhr sie langsamer fort — „ei nun! ein wackrer Jägerbursche findet überall sein Brod, wo 's Forste, Wild und Leckermäuler giebt. Nennst Dich Georg? hm! den Namen hab' ich zwar in unserm Dorfe noch nicht gehört, doch klingt er gar nicht übel. Es freut mich übrigens, daß Du ein Jäger bist, denn Du mußt wissen, ich bin auch nur eine arme Jägerstochter.“

Georg zweifelte zwar keinen Augenblick an der Wahrheit ihrer Worte, denn er hatte etwas Aehnliches ja schon vermuthet, doch entschwebte jetzt ein Seufzer seinen Lippen, und er vermochte nichts, als ein ganz leises: „so, so!“ hervorzubringen. Philippine aber, dreister noch durch die schon ausgesprochene Lüge, fuhr weiter fort: „ja, ja! mein Vater ist auch im Dienste beim Baron von Hirschbach — o schon seit vielen Jahren, und ich bin seine einzige Tochter.“

Noch immer blieb Georg wortkarg, doch sein Auge blitzte feuriger noch als zuvor, wenn es minutenlang auf den erblühenden Reizen des niedlichen Naturkindes verweilte, unwillkührlich legte er die Hand aufs Herz und fühlte dessen mäch-

tiges Schlagen mit einer Aengstlichkeit, die seine Verlegenheit nur noch vermehrte. Wie gern hätte er in denselben vertraulichen Ton, mit welchem sie zu ihm gesprochen, eingestimmt — wie gern wäre er näher zu ihr hingerückt, hätte mit natürlicher Freimüthigkeit und muntern Scherzen ein Gespräch unterhalten, welches ihm wenigstens ihren längeren Anblick sicherte — doch schon begann ein trübes Wölkchen auf ihrer Stirn vorüberzuziehen, und leiser Unmuth über sein Schweigen sprach sich aus in ihren Zügen, als sie, aufstehend, den fertigen Kranz auf ihre Locken drückte, von ihrem Schürzchen Blätter und Blumenstiele schüttelte, ihn mit ziemlich gleichgültigen, fast spöttischen Blicken maß, und nach einer scherzhaften tiefen Verbeugung zu ihm sprach: „Lebt wohl, mein stummer Herr! Ihr scheint wichtigen Betrachtungen nachzuhängen; ich will nicht weiter stören.“

Doch indem sie ihn verlassen wollte, schien plötzlich seine Blödigkeit zu weichen. Er ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Brust und sprach jetzt lächelnd: „ich schäme mich vor mir selbst, daß ich mich zu Deinem Gesellschafter angeboten,

ohne Dir bis jetzt auch nur ein einziges freundliches Wort zu sagen. Sey deshalb nicht böse auf mich. Ich sah Dich heute zum ersten Male, und ich weiß nicht, wie mir bei Deinem Anblicke so wunderbar ums Herz geworden —"

Sie überließ ihr Händchen, das er fest an seinen Busen drückte, ohne Widerstreben seiner Willkühr, blickte ihm bedenklich ins Auge, neigte dann ihr Köpfchen, und legte ihr Ohr an seine Brust, als wollte sie dem Schlagen seines Herzens lauschen, wobei sie die freie Hand in taktmäßiger Bewegung auf ihrem Busen hob und wieder sinken ließ, um auch zugleich das laute Klopfen ihres eignen Herzens zu beobachten; dann sprach sie ernsthaft: „sonderbar! ich glaube, Du hast mich angesteckt mit Deinem Herzklopfen; ach, fühle nur, wie's hier klopft!" — und mit sichtbarer, ungekünstelter Aengstlichkeit ergriff sie jetzt seine Hand, legte sie auf ihren wogenden Busen, und blickte ihm fragend ins Auge. Georg aber, der seiner Gefühle, die mit unglaublicher Schnelligkeit in ihm emporgestiegen, nicht mehr mächtig war, umfieng sie jetzt mit feuriger Umarmung und

drückte einen glühenden Kuß auf ihre Wange.

Doch plötzlich hocherröthend, riß sie sich unwillig von ihm los, trat ihm beinahe mit stolzer Miene gegenüber, erhob drohend ihren Zeigefinger und sprach ernst: „das versuche nicht zum zweiten Male!“ wendete sich dann von ihm ab und wollte gehen.

Georg stand beschämt; der plötzlich in ihm aufgeloderten Leidenschaft gesellte sich die innigste Achtung zu, und mit niedergeschlagenen Blicken rief er ihr nach: „ich verdiene Deinen Zorn, doch laß uns so nicht scheiden! vergieb mir — sage mir ein freundliches Lebewohl!“

Nach einigem Zögern kehrte sie wirklich zurück, und mit einer Miene, welche noch nicht gänzlich bekämpften Unwillen, freundliche Zuneigung und herzliche Gutmüthigkeit ausdrückte, reichte sie ihm die Hand, ohne ihn jedoch anzublicken, und sprach lächelnd: „Lebe wohl, Georg!“

Noch hielt er ihre Hand in der seinigen, und sein Blick schien den ihrigen zu suchen, doch dieser haftete unverwandt am Boden, und als er dringend fragte: „werd' ich Dich wiedersehen?“

antwortete sie leise: „warum nicht? wenn wir einander, wie heute, zufällig begegnen sollten —“

„Und sonst nicht?“ fragte er wieder.

„Vielleicht!“ entgegnete sie, und fuhr lebhafter fort: „da fällt mir eben ein, daß morgen hinter unserm Schlosse ein Sternschießen gehalten wird, woran alle Jäger und Jägerbursche in der ganzen Umgegend Theil nehmen. Der Baron von Hirschbach hat drei Preise für die besten Schützen ausgesetzt und ich theile sie aus. Der erste Preis ist ein französisches Jagdgewehr, aus einer der besten Fabriken, der zweite: ein Hirschfänger mit elfenbeinernem Grisse, und der dritte: eine silberne Lockpfeife, worauf man fast alle Stimmen jagdbarer Thiere nachahmen kann. Du darfst auch dabei seyn, denn jeder gute Schütze ist willkommen; aber Du mußt auch Deiner Sache gewiß seyn, denn wer pudelt, der wird von den Andern gehänselt. Es wird ihm ein Schnurrbart gemalt, ein Schrotbeutel als Haarbeutel angehängt, und so muß er auf einem Ladestocke dreimal um die Sternstange herumreiten. Wenn Dich solche Schande träfe, so — doch ich glaube, Du bist ein holzgerechter Jäger,

verstehst Dich aufs Waidwerk und wirst auch den schwarzen Punkt im Sterne nicht verfehlen. Ach, wie wollt' ich mich freuen, wenn ich Dir den ersten Preis überreichen dürfte, oder den zweiten — oder wenn's auch nur der dritte wäre, aber einen mußt Du gewinnen, sonst verlier ich meinen Glauben an Deine Jägerei. — Nun, wirst Du kommen?"

Eine neue Verlegenheit schien bei dieser Einladung Georgs Antwort zu verzögern, und endlich erklärte er, daß ein Geschäft auf morgen ihn abhielte, zu kommen. Doch Philippine achtete seine Worte für eine leere Ausflucht, sie bemerkte seine Verlegenheit und glaubte beinahe, Muthlosigkeit und Mißtrauen gegen seine Geschicklichkeit wären die Bewegungsgründe, warum er der Theilnahme am Sternschießen zu entgehen suchte. Deshalb lachte sie ihn wacker aus und sagte ihm, sie halte ihn für keinen ächten Schützen, wenn er morgen nicht wenigstens einen Preis gewinne, hüpfte dann auf dem Wege fort, der nach ihres Vaters Reviere führte, blieb aber, wo der Fußsteig tiefer in den Forst leitete, noch einmal stehen, blickte nach Georg zurück, rief ihm

lachend zu: „nimm Dich in Acht vor Schnurrbart und Haarbeutel!“ und verschwand singend im Gebüsch. Georg aber stand noch einige Minuten, ihrem Gesange lauschend, und als in der Entfernung der letzte Ton verklungen, verbarg er sich tiefseufzend im dichten Forste.

3.

Der Baron Hirschbach war, wenige Jahre nach der Geburt seiner Tochter, Wittwer geworden, hatte die Grenzen seines kleinen Vaterlandes nur selten überschritten und schätzte sein Besitzthum, welches aus dem freundlichen Dörfchen Hirschbach, einem wildreichen Jagdreviere und seinem alten Stammschlosse bestand, wenigstens für ein irdisches Paradies. Hier hatte er das Licht der Welt erblickt, als Jüngling, Gatte und Vater ländliche und häusliche Freuden mit friedlichem Gleichmuth und stiller Zufriedenheit genossen, und sich eifrig bestrebt, durch strenge Rechtlichkeit, bereitwillige Wohlthätigkeit und überhaupt durch pünktliche Erfüllung aller Pflich-

ten, welche der Christenglaube ihm auferlegte, einst auch jenseits das himmlische Eden sich zu erringen. Doch obgleich seine ziemlich bejahrte Schwester Emerentia sich ihr ganzes Leben hindurch ebenfalls bestrebt hatte, durch Ausübung christlicher Tugenden der ewigen Seligkeit einst theilhaftig zu werden, so war doch eine in vielen Fällen entgegengesetzte Richtung ihres Characters mit dem ihres Bruders nicht zu verkennen. Er unterhielt sich gern mit seinen Bauern über ihren Wirthschaftszustand, über Glück oder Unglück in ihren häuslichen Verhältnissen, Jedermann hatte freien Zutritt zu ihm, unaufgefordert bot er freundliche Hülfe, wo er sie nöthig fand und schüttelte dem Pfarrer, Schulzen und Gerichtsschöppen, als den Vätern seiner Kinder, vertraulich die Hände, wenn sie ihm begegneten — sie grüßte mit vornehmem Kopfnicken ihre Unterthanen, wechselte nur, wenn es die höchste Nothwendigkeit erforderte, ein Wort mit ihnen, und geschah es zuweilen, daß irgend ein Armer oder Unglücklicher sich mit einer Bitte an sie wendete, so verlangte sie, daß ihr das Gesuch in einem unterthänigen Bittschreiben eingehändigt

werde; weshalb man sie in dieser Hinsicht weniger heimsuchte als ihren Bruder, aber auch weniger liebte als ihn.

Vor ungefähr funfzehn Jahren war sie auf ihr eifriges Ansuchen, als sechste Gesellschaftsdame der Fürstin, nach dem Duodezhöfchen berufen worden, welches ihr Vaterland beherrschte, und von welchem, wenigstens drei Stunden in der Runde, bis zur Landesgrenze, eine Art von Glanz ausging, der, indem er gern bemerkt seyn wollte, doch nur ganz dürftig flimmerte, wie die Flamme buntgemalter Weihnachtslichter, womit spielende Kinder ihr Winkelchen hinter dem Ofen erhellen und sich dabei einbilden, die ganze Welt erstaune und bewundre sie ob des mächtigen Glanzes, der sie umgiebt.

Ihre kühnsten Wünsche waren mit dem Erlangen ihrer Hofcharge erfüllt und übertroffen, denn sie durfte dem Flitterglanze des Hofes jetzt in eigner Person durch ihren äußern-Glanz, wie sie meinte, noch einige Strahlen hinzufügen; obgleich ihre einfachen fast bäurischen Sitten mit ihrer überladenen, modischen Kleiderpracht auffallend disharmonirten, denn seit ihrer

Geburt hatte sie das alte Jagdschloß nicht verlassen und war bei ihrer Erziehung nur mit einem sehr geringen Grade seiner Bildung ausgestattet worden. Doch gefiel sie sich anfangs in ihrer neuen Welt ungemein; die sie umgebende ungewohnte Pracht erregte Stolz und Eitelkeit in ihrem Busen bis zum höchsten Grade, Spott und Witzeleien der Höflinge nahm sie für Schmeicheltöne, ihren Reizen gezollt, und beantwortete sie mit einem nichtssagenden Lächeln oder Kopfnicken; denn darin bestand auch in Gegenwart der Fürstin, ungeachtet ihrer Function als Gesellschaftsdame, ihre ganze Unterhaltung, weshalb auch die Durchlauchtige sie mit mitleidigen Blikken betrachtete und ihr mit bemerkbarer Geringschätzung begegnete, so das es schien, als ob sie nur auf eine günstige Gelegenheit harre, das geputzte Gänseblümchen mit guter Manier wieder auf Hirschbachs Wiesenflur zu versetzen. Diese Gelegenheit erschien nur zu bald. Emerentia fühlte schon nach einigen Wochen sehr empfindlich den drückenden Zwang der höfischen Etikette und fürchtete nicht ohne Grund, daß sie, bei ihrer natürlichen Blödigkeit, wohl zeitlebens auf der

neuen Bühne, die sie betreten, eine stumme Rolle werde spielen müssen, weshalb sie sich entschloß, bei einer ältern Hofdame in der Kunst, bei Hofe Glück zu machen, Unterricht zu nehmen. Doch wie so mancher Leidensschwester in ihrer Lage, erging es auch ihr: statt einer aufrichtigen Herzensmeinung, erhielt sie den hinterlistigen Rathschlag, alle Blödigkeit abzulegen, und was ihr gerade in den Sinn komme, bei jeder Gelegenheit herauszuplaudern, ohne abzuwarten bis sie gefragt werde, was man ihr gewiß für eine liebenswürdige Naivität auslegen, und sie deshalb gewiß weit mehr beachten werde, als bisher. Auf diesen Rath baute das schlaue Hofgewächs, welches längst in den Augen der Fürstin den Wunsch gelesen, ihrer stummen Gesellschafterin entledigt zu werden, den Entwurf ihres Falles. Emerentia aber, nur darauf bedacht, ihren schon gesunkenen Stolz wieder aufzurichten, dankte gerührt für den freundschaftlichen Rath und war entzückt, ein so leichtes Mittel gefunden zu haben, sich bemerkbar zu machen.

4.

Bei der nächsten Assemblee war die Fürstin umringt von ihren Damen und Höflingen. Im Hintergrunde stand Emerentia, lauschend auf einen günstigen Moment, ihr Licht leuchten zu lassen vor der glänzenden Welt.

Mit anscheinender Besorgniß sprach die Fürstin mit ihrem Leibarzte über ihren Gesundheitszustand, der ihr nicht erlaube, an dem Vergnügen des Tanzes Theil zu nehmen, da sie Beklemmungen und überhaupt seit kurzem eine merkliche Abnahme ihrer Lebenskräfte spüre, was sie als Anzeichen einer, vielleicht gar auszehrenden Krankheit betrachte und sie in die größte Unruhe versetze. Der schlaue Arzt suchte sie zu beruhigen und deutete in einer feinen Bemerkung gegen die Umstehenden an, daß die Abnahme ihrer Lebenskräfte der immer mehr zunehmenden Fülle ihrer Körperreize zu widersprechen scheine und deshalb eine auszehrende Krankheit durchaus nicht zu befürchten sey.

Emerentia, die unbemerkt Zeugin des Gespräches war, glaubte, jetzt sey ihre Stunde gekommen. Mit dreisten Blicken drängte sie sich durch die näheren Umgebungen der Fürstin, trat dem Hofarzte dicht gegenüber, gab ihm einen vertraulichen Schlag auf die Schulter und sprach mit unterdrücktem Lachen und lauter als nöthig war, um von ihrer Gebieterin und allen Umstehenden gehört zu werden: „gelehrter Herr Doctor! diesmal haben Sie sich stark geirrt, denn in der That ist unsere gute Durchlaucht seit kurzem recht erbärmlich mager geworden. Wenn sie in Galla einhergeht, sieht Sie freilich voll und rund aus — aber Sie wissen ja nicht, was sie sich neulich hat aus Paris verschreiben müssen; wie nennt man's doch gleich? ach gleichviel! ich habe den fremden Namen vergessen, aber es sieht doch wahrhaftig wie natürlich aus —“

Weiter durfte sie nicht sprechen, denn die Oberhofmeisterin schoß mit wüthenden Blicken und ausgespreizten Fingern auf sie zu, und verschloß ihr mit der knöchernen Hand den Mund so nachdrücklich, daß sie keinen Laut mehr hervorzubringen vermochte. Die Fürstin lag in Ohn-

macht, die Damen wedelten ihr mit ihren Tüchern Luft zu, der Arzt besprengte sie mit wohlriechendem Wasser, die jungen Herren wendeten sich ab, um ungestörter lachen zu können, die älteren Höflinge aber standen starr und unbeweglich, mit langen kreidenweißen Gesichtern, wie die antiken Statuen im fürstlichen Bildersaale.

Schon am andern Morgen erhielt Emerentia ihre Dimission, mit der Weisung, binnen vier und zwanzig Stunden die Residenz zu verlassen. Ein härterer Schlag hätte sie nicht treffen können, doch dem strengen Befehle mußte sie sich fügen, ob auch ihr Herz blutete. Sie kam zu ihrem Bruder zurück, der, nachdem er sie wacker ausgelacht, ihr gutmüthig und aus vollem Herzen Trost zusprach, auch alles anwendete, was in seinen Kräften stand, ihr den Aufenthalt auf dem Lande so angenehm als möglich zu machen; doch hatte der kaum vierwöchentliche Aufenthalt in der Residenz einen so tiefen Eindruck in ihrem ganzen Wesen zurückgelassen, den Jahre nicht zu verwischen vermochten. Von Zeit zu Zeit unterhielt sie eine Correspondenz mit dem Baron von Hesterfeld, der, vielleicht aus Mitleid,

während ihres Hofdienstes einige Worte mehr mit ihr gewechselt, als die übrigen Cavaliere, und von diesem erhielt sie auch die neuesten Moden; denn obgleich sie auf dem öden Jagdschlosse nur von profanen Augen umgeben war, so versäumte sie doch nie, sich noch immer nach der strengsten Etikette sorgfältig zu kleiden und durch eine weit größere Anzahl Diener und Dienerinnen, als sie bedurfte, einen kleinen Hofstaat um sich zu bilden. Regelmäßig saß sie jeden Morgen um eilf Uhr vor ihrer Toilette mit ihrem Putz beschäftigt, und obgleich sie wünschte und hoffte, es endlich doch noch so weit zu bringen, daß sich um diese Stunde einige benachbarte Landedelleute zur Cour bei ihr einfänden, so sah sie sich doch in dieser Erwartung getäuscht, da jene edlen Herren sich eifrig der Oekonomie befleißigten und ihre Zeit, wenn auch manchmal zu unsaubern, doch nützlichern Geschäften verwendeten, als ihrer am Spiegeltische der Exhofdame harrten. Deshalb empfand sie im funfzehnten Jahre ihrer Verbannung vom Hofe aus zweierlei Ursachen eine herzliche Freude über die vor kurzem ebenfalls daselbst erfolgte Verweisung des Barons von He-

sterfeld, erstens: weil sein gleiches, widriges Schicksal ihr eine Art von Trost und Beruhigung gewährte; zweitens aber: weil sie schon seit vielen Jahren ein stille Neigung zu diesem Manne in ihrem jungfräulichen Busen genährt, und da nun auf einmal das mächtigste Hinderniß gehoben war, ein näheres traulicheres Verhältniß mit ihm anzuknüpfen hoffte. Doch hielt sie eine gewisse Schüchternheit ab, ihm darüber einige Winke und Andeutungen zukommen zu lassen, auch hielt sie es für unschicklich, ihn selbst zu sich einzuladen, so sehr sie auch seine Gegenwart täglich wünschte, wenn sie einsam vor ihrer Toilette saß. Endlich vermochte sie ihren Bruder, eine Einladung an ihn auszufertigen, indem sie diesem begreiflich zu machen suchte, wie nothwendig es sey, daß die zur Jungfrau erblühte Philippine im Umgange mit einem so gebildeten Manne für die feinen Zirkel ihres Standes ausgebildet werde, deutete auch darauf hin, um jeden Verdacht von sich abzuwenden, daß der Baron vielleicht eine nicht unebene Pathie für ihr Nichtchen sey.

Hirschbach achtete zwar den Umgang seiner Tochter mit einem gebildeten Hofmanne eben nicht für nothwendig, auch schien sie ihm zu jung, eine so alte Parthie zu machen, doch da er sich von jeher bemühte, jeden Wunsch seiner Schwester, wo möglich, zu erfüllen, willigte er endlich ein, fertigte seinen Reitknecht mit einem höflichen Billet nach der Residenz ab, und schon am folgenden Tage fand sich der Baron von Hesterfeld als Gast auf dem alten Jagdschlosse ein.

5.

Emerentia, durch seinen Anblick an die glückseligen Tage bei Hofe erinnert — die, obgleich für sie still und einsam dahingeflossen, ihr doch Gelegenheit genug darboten, ihre Eitelkeit zu befriedigen und Stoff zu den schönsten Hoffnungen zu sammeln — durch seine Gegenwart neu belebt, durch sein modernes Aeußere angenehm überrascht, empfing ihn äußerst zuvorkommend,

und kaum konnte sie den lauten Ausbruch ihrer Freude zurückhalten. Ihr Bruder betrachtete ihn zwar mit mißtrauischen Blicken, doch hieß er ihn herzlich willkommen; Philippine aber zog, nachdem sie ihm ihren Knix gemacht, ihren Strohhut bis übers ganze Gesichtchen herab, denn der Anblick seiner vertrockneten Figur in modisch karrikirten Kleidern, sein süßes, geziertes Wesen, erschien ihr so erzkomisch, daß sie sich eines heimlichen Lachens nicht erwehren konnte.

Schon nach einigen Tagen bemühte sich Emerintia, seine Gesinnungen gegen sie zu erforschen, in der fast zuverlässigen Hoffnung, der Erfüllung ihrer stillen Herzenswünsche sich zu nähern; denn mehr als jemals war er ihr jetzt theuer geworden, da er wie ihr Schatten ihr stets zur Seite blieb und durch galante Unterhaltung die Stunden angenehm verkürzte. Auch heute saß er auf ihrem Toilettenzimmer ihr zur Seite, hielt ihr mit Grazie den Schminkpot entgegen und Pomade surfine au Jasmin, ordnete dann mit besonderer Geschicklichkeit ein Blumenbouquet in ihrer Frisur und erleichterte so der kleinen Lisette, des Jägers Tochter, welche Emerentia zu ihrer ersten

Kammerdame erhoben hatte, ihren sonst so beschwerlichen Dienst. Endlich erhielt diese einen Wink sich zu entfernen, und als sich beide nun allein beisammen befanden, da wallte höher und ungestümer Emerentia's Busen, heller und glänzender blinzelten des Barons graue Aeuglein unter den schwarzgefärbten Augenbraunen hervor, denn die Stunde der gegenseitigen Erklärung schien gekommen und keine Störung zu befürchten, da Hirschbach gewiß erst spät von der Jagd zurückkehrte und Philippine sicher auch heute, wie sie sonst zu thun pflegte, bis zur Mittagszeit im Forste herumschwärmte.

„Ach!“ seufzte Emerentia — „ach!“ stöhnte der Baron, und rückte mit seinem Stuhle eine Hand breit näher zu ihr hin.

„Sie seufzen?“ fragte sie.

„Es war ja nur ein leiser Ton der schönsten Harmonie, die unwillkührlich meine innigsten Empfindungen den Ihrigen gleich gestimmt. Sie scheinen sérieux, und gleich wird's triste in meinem Innern“ — antwortete er.

„Sie müssen mir verzeihen, Herr Baron“ — begann sie wieder — „ich habe jetzt so manchmal

meine garstige Laune. Die schönen Tage sind vorüber; als ich noch im Flügelkleide — wie jener Dichter sagt — von des Morgens erstem Dämmerscheine, bis ich Abends mich zu Bette legte, lachen und scherzen konnte. Ach ja — als ich noch bei Hofe war, da blühte ich so recht in meiner schönsten Jugendblüthe, obgleich ich" — setzte sie mit einem verschämten Blicke in den Spiegel hinzu — „auch jetzt noch nicht ganz verdorrt bin!"

„A Dieu ne plaise! daß irgend ein Sterblicher so etwas behaupten wollte" — erwiederte lebhaft der Baron — „dieser Embonpoint ist merveilleux, dieser Teint ist incomparable, alle diese himmlischen Reize so magnifique conservirt —"

„O bitte, bitte! davon schweigen Sie mäuschenstill!" fuhr sie erröthend fort — „Sie sind auch gar zu galant! ich weiß gar wohl, daß es bei Hofe Ton ist, den Damen zu flattiren — als ich noch bei Hofe war —"

„Sur mon honneur! ich meine es aufrichtig, verehrtes Fräulein" — entgegnete Hesterfeld — „ich stehe in einem virilen Alter, urtheile nicht

mit leichtfertiger Jugendlaune, sondern zähle mich unter diejenigen, qui aiment la vérité. Ich habe mich inellable gefreut, daß mir das Glück zu Theil wurde, in Ihrer Nähe respiriren zu dürfen, und fühle mich durch die Strahlen Ihres leuchtenden Augenpaares behaglicher erwärmt, als durch die kalte glänzende Sonne des Hofes. Ihr Anblick nur allein bewahrte mich vor Misanthropie, denn er hauchte in meinen Busen jenes mystericuse, plaisante Gefühl —" schon war er vom Stuhle halb herabgerutscht und eben im Begriffe, mit einem Kniefalle zu ihren Füßen ein Geständniß laut auszusprechen, wodurch Emerentia's stille Wünsche plötzlich zur schönsten Verwirklichung gediehen und ihr ein Himmel voll realisirter Hoffnungen eröffnet worden wäre — da stürmte Philippine ins Zimmer und hielt mit beiden Händen, sanft an ihren Busen gedrückt, eine Nachtigall.

„Liebes Tantchen" — sprach sie fröhlich, den Baron mit flüchtigem Kopfnicken begrüßend — „sieh, was ich da gefangen habe!"

Emerentia war über diese unzeitige Unterbrechung eben so betreten, als verdrießlich. Jedes

Wort des Barons hatte sie mit heimlichem Entzücken angehört, unwillkührlich hatte sie sich bereits mit halbgeschloßnem Auge zu ihm hingeneigt und schon den Mund gespitzt, um seiner ersehnten Erklärung recht zierlich zu erwiedern: Du bist erhört! — und jetzt die plötzliche Störung im seligsten Momente ihres Lebens. — Alle Zeichen eines stillverhaltenen, heftigen Zornes gaben sich kund in ihren Bewegungen, und mit finstern, glühenden Blicken sprach sie zu der Nichte: „ist das Manier, so unbändig in mein Zimmer zu stürzen, wenn ich Gesellschaft habe? — Als ich noch bei Hofe war, wäre gewiß eine solche Unanständigkeit, wie das härteste Verbrechen, mit dem Tode bestraft worden! — Ist's nicht so, Herr Baron?“

Dieser zuckte die Achseln und verzog sein Gesicht zu einem sauren Lächeln, denn auch er war durch die Unterbrechung seines Redeflusses höchst unangenehm überrascht worden. Philippine aber blickte voll Schrecken und Verwunderung bald ihn, bald die Tante an und sprach dann ganz betrübt: „soll ich mich denn künftig auch erst anmelden lassen, wenn ich zu Dir will, Tantchen,

wie die Pächter und Milchweiber, wenn sie mit Dir Rechnung abzuschließen haben?"

„Das sollst Du nicht" — erwiederte Emerentia kurz — „aber wenn ich mit dem Herrn Baron in Unterhaltung begriffen bin, da will ich nicht auf eine so stürmische Art gestört seyn."

„Ja, eben von der Unterhaltung des Herrn Barons wollt' ich gern auch noch etwas profitiren" — entgegnete Philippine schelmisch — „darum stürzt' ich so eilig ins Zimmer. Wir müssen uns ja so mit der Zeit näher kennen lernen, denn Du hast mir ja selbst gesagt, liebes Tantchen, daß ich ihn —"

„Schweig!" fiel ihr Emerentia, noch verlegner und zorniger als zuvor, ins Wort, ehe sie noch ihre Rede vollendet hatte.

Es erfolgte eine Pause. Der Baron blickte der gewesenen Gesellschaftsdame fragend ins Auge, diese lockte in der größten Verlegenheit ihr trübäugiges, wohlgenährtes Schooßmöpschen an sich, und zufrieden, einen Gegenstand gefunden zu haben, an dem sie ihre stille Wuth auslassen konnte, knipp sie unbarmherzig das unschuldige Wesen in das linke Hinterpfötchen, daß es dar-

ob ein jämmerliches Geheul ertönen ließ. Philippine aber beachtete beide nicht weiter, sondern wiegte ihren kleinen Gefangenen zärtlich an ihrem Busen, streichelte ihn liebkosend, und sang ihm ganz leise ein Schlummerliedchen.

„Und warum bringst Du mir ein solches häßliches Thier in mein Zimmer?“ — fuhr Emerentia zu ihrer Nichte gewendet wieder auf, um des Barons forschenden Blicken zu entgehen. — „Pfuy, das garstige graue Geschöpf! gieb her, ich werf' es zum Fenster hinaus!“

„Nein, nein, nein, liebes Tantchen!“ rief Philippine ängstlich, und drückte ihren kleinen Schützling fester an ihren Busen. — „Es ist kein häßliches Geschöpf, es ist mein kleiner Lieblingssänger, den ich oft Stunden lang im dichten Forste belauschte, wenn er seine Abendlieder sang; sieh nur her: es ist ja eine Nachtigall! — Das arme Thierchen kann nicht fliegen, der linke Flügel ist gelähmt. Sie saß so einsam im Busche und schwirrte nur einzelne Klagetöne; ihre Schwestern, ihre Brüder, ja vielleicht ihre eignen Kinder sind fortgezogen und ließen sie ganz allein im kalten Lande zurück — hier hätte sie erfrieren

müssen, oder verhungern, oder ein Stößer hätte sie gewürgt. Ach! das dauerte mich so, daß ich beinahe geweint hätte. Ich schlich ganz leise nach dem Busche, wo sie zitternd saß, die Federn aufwärts gesträubt vor Schmerz und Frost, und ganz geduldig ließ sie sich fangen, als ob sie Vertrauen zu mir hätte, steckte dann ihr Köpfchen zwischen meinen Fingern hervor, und schaute mich so wehmüthig an, als ob sie Hülfe von mir fordere. — Ja, ich will dir helfen" — fuhr sie fort mit inniger Bewegung, und hauchte sanft auf das wunde Flügelchen ihres kleinen Pflegelings — „du sollst Futter haben vollauf im warmen Stübchen, deine Wunde will ich verbinden, will dich heilen, und wenn der Frühling kommt und alles wieder blüht und grünt, dann trag' ich dich hinaus ins dunkle Waldgebüsch, daß du dir dort dein Nestchen wieder baueſt, und Tag für Tag will ich dich dort besuchen, und Abends lauschen deinen süßen Liedern."

„Sie zeigen da eine fast incroyable Sentimentalität für eine Nachtigall, mein Fräulein" — entgegnete der Baron mit spöttischem Lächeln. — „Ich kann mich nicht erinnern, jemals ein sol-

ches Thier gesehen zu haben, welches hungrige Dichter in bogenlangen Versen besingen; wohl aber entsinne ich mich, bei der letzten Fête, welche Serenissimus am Geburtsfeste seiner Gemahlin gab, Nachtigallpasteten gegessen zu haben, welche jeder Gourmand äußerst délicieux fand. Ich wußte mir vom Hofkoch das Recept zu verschaffen, und werde mir ein Vergnügen daraus machen, es Ihnen mitzutheilen" — wendete er sich zu Emerentia.

Diese nahm sein Erbieten mit einer stummen Verbeugung an und befahl ihrer Nichte, um sie zu entfernen, ihren Vogel sogleich nach der Küche zu tragen, ihn dort der Köchin zu übergeben, damit er gerupft werde. Dann sprach sie zum Baron: „ich werde Ihnen heute Abend durch eine Nachtigallpastete beweisen, wie sehr ich die Fortschritte der Kochkunst bei Hofe zu schätzen weiß."

Doch als ob ihr selbst ein ähnliches Schicksal angedroht worden wäre, stand Philippine bei dem Todesurtheile wie vernichtet, das ihre Tante mit kalter Miene über ihren Schützling ausgesprochen; nach und nach überzog eine dunkle Purpurröthe

ihr Antlitz, Thränen traten in ihre Augen und sie zitterte heftig, als sie die Worte sprach: „nein, das leid' ich nimmermehr! — Vor den wilden Thieren im Forste hab' ich das wehrlose Geschöpf in Schutz genommen und will es auch gegen Menschen vertheidigen. — Komm, mein armer, kranker Sänger! mein Vater wird dir einen Käfich aus der Stadt kommen lassen, worin du ruhig leben darfst" — fuhr sie fort, und wollte gehen. Emerentia aber hielt sie begütigend zurück; sie kannte ihres Bruders Gesinnungen, sie wußte, wie sehr er die Nachtigallen liebte und sorgfältig in seinem Forste hegte, befürchtete sich deshalb einen Verweis wegen ihres sonderbaren Verlangens zuzuziehen und sprach freundlicher zu ihrer Nichte: „lerne Scherz verstehen, es war ja mein ernster Wille nicht, Dich Deines Vogels zu berauben. Mein Zeisig ist neulich gestorben, nimm seinen leeren Käfich und füttere Deine Nachtigall darin, so lange Du willst. Dem Herrn Baron werde ich dafür heute Abend mit gefüllten Kohlköpfen meine Achtung zu erkennen geben."

Hocherfreut dankte Philippine ihrer Tante so herzlich, als ob diese sie fürstlich beschenkt hätte, logirte ihren kleinen Sänger in die wohlverwahrte Wohnung, hüpfte mit ihm aus dem Zimmer, und nachdem sie ihm reichliches Futter gegeben, brachte sie ihn in ihr Schlafstübchen, das sie sorgfältig verschloß.

Zwischen Emerentia und dem Baron schien jedoch nach dieser Störung der abgerissene Faden ihrer Unterhaltung sich nicht wieder anknüpfen zu wollen, und sie besprachen sich über die neuesten Kochbücher, bis die Schloßglocke zur Mittagstafel rief.

6.

Der Baron von Hirschbach hatte an diesem Morgen zwei Hasen und drei Rebhühner geschossen, und setzte sich deshalb sehr vergnügt und wie er versicherte, hungrig wie ein Wolf, zu Tische.

„Dem Himmel sey's gedankt!" hub er an — „diesen Winter hoffe ich doch dem edlen Waidwerke ohne Lebensgefahr und ohne Aergerniß nach-

gehen zu können, denn noch hat sich keine Spur von Wilddieben gezeigt. Wahrscheinlich hat der verdammte Hirschteufel entweder im Zuchthause oder durch einen wackern Schützen seinen Lohn erhalten."

„Hirschteufel?" wiederholte Hesterfeld neugierig, und der alte Waidmann erklärte ihm bereitwillig, daß hier von einem berüchtigten Wilddiebe die Rede sey, der eigentlich Hirschtäufer heiße, doch — da er gewöhnlich die schönsten Stücke Hochwild, wenn er ihrer habhaft werden könne, mit ihrem eigenen Schweiße taufe, auch oft, wie es scheine, nur zum Vergnügen, ohne Nutzen daraus zu ziehen, das Wild erlege — allgemein in der ganzen Umgegend von Jägern und Landleuten der Hirschteufel genannt werde. „Bin ihm bei Tag und Nacht zu Gefallen gegangen" — fuhr er fort — „doch hab ich ihn nie zu sehen bekommen, hab ihm nie Eins anhängen können — so wie sich so etwas wohl keiner im ganzen Lande rühmen kann, denn er ist ein schlauer Bursche. — Einsmals sieh ich vorigen Winter auf dem Anstande an der Brahne des Forstes; es war Mondlicht, und funfzig Schritte

weit, gerade vor mir, wechselte ein Spießer — mir zur Rechten, wohl achzig Schritte weit, stand ein feister Rehbock — auf den legt' ich an und kaum hatt' ich losgedrückt, so blitzt's und pocht's auch mir gegenüber an der Waldecke ganz mörderisch! — Halt! dacht' ich, das galt dir! lade den Doppellauf mit Rehposten und schleiche vorwärts; doch mit nichten! dem Spießer hatt' es gegolten, der lag dicht vor mir, wohlgetroffen, wälzte sich in seinem Schweiße und mein Rehbock setzte unversehrt ins Unterholz. Da stand ich und zitterte vor Wuth — daß dich das Pirschpulver auf der Seele brenne, verdammter Wilddieb! schrie ich hinüber nach der Waldecke. Doch sah ich nichts, ich hörte nur, wie's knisterte im Busche, und ein schallendes Gelächter wurde mir zur Antwort. Seit der Zeit ist mir nichts wieder vorgekommen und es blieb auch ruhig in meinem Forste. — Aber Sie trinken ja nicht" — wendete er sich zu Hesterfeld — „der Hecht ist scharf gesalzen. Kennen Sie das französische Sprüchwort nicht: le poisson sans boisson est poison? ich glaube auf gut Deutsch heißts: der Fisch will schwimmen."

Der Baron von Hesterfeld hatte freilich schon einigemal an dem vor ihm stehenden vollen Römer genippt, doch er enthielt nur einen etwas herben Tischwein, den er bei sich für gänzlich ungenießbar erklärte, deshalb äußerte er auch: „ich habe einen gewissen dégoût vor deutschen Weinen, und eigentlich vor jedem Weine überhaupt, bitte daher mich zu pardonniren, wenn ich mich meines eigenen Flaschenkellers bediene.“

„Nach Belieben!“ erwiederte Hirschbach kurz; der Erhöfling ließ durch seinen Garçon den Flaschenkeller herbeibringen, in welchem sich mehrere feingeschliffene, niedliche Gläser und einige Bouteillen mit Liqueurs fines befanden, welche er mit Artigkeit in kleinen Portionen der Tischgesellschaft ausspendete, daß bald die schlanken, goldgeränderten Stengelgläserchen unter den plumpen grünen Römern, wie städtische Petitmaitres, bei einem Kirchweihtanze, herumhüpften.

„In welcher Apotheke werden denn dergleichen Kindersäftchen gebraut?“ fragte Hirschbach, als er davon gekostet; Emerentia meinte: das Magenelixir sey vortrefflich, Philippine aber be-

hauptete: es schmecke wie Rhabarber und Honig, und wieß es mit Widerwillen von sich. Hesterfeld lächelte mitleidig über die verschiedenen Urtheile, welche über die schmählich verkannten Kunsterzeugnisse seines Destillateurs gefällt wurden, und präsentirte seiner Nachbarin Emerentia das zweite Gläschen, welches sie, wie sie verbindlich versicherte, um es recht zu genießen, auf der Zunge wolle zergehen lassen.

Durch das Verschmähen seines kräftigen Landweins hatte Hesterfeld schon einen Theil von Hirschbachs Gunst verscherzt und verlor diese fast gänzlich, als er die angebotene Jagdparthie für den kommenden Morgen ausschlug, indem er äußerte: er habe geschworen, jedes Jagdvergnügen lebenslänglich zu meiden, da ein unglücklicher Vorfall mit einem Hirsche in der Residenz die einzige Ursache seiner Verweisung gewesen sey.

„Schon längst hätte ich mir die Freiheit genommen, darüber mir eine nähere Erklärung auszubitten, wenn ich nicht befürchtet, Ihnen durch unangenehme Rückerinnerungen innerliche Schmerzen zu verursachen —“ bemerkte Emerentia.

„Freilich sind die Rückerinnerungen an ein verlornes Eden nicht eben agréable“ — entgegnete der Baron von Hesterfeld — „doch da ich so glücklich bin, in Ihrer Nähe, Verehrteste, ein hundertfaches Paradies gefunden zu haben, so erscheint mir mein Exil nicht nur ganz erträglich, sondern äußerst plaisant, und da die Ursachen desselben für mich sehr excusable sind, so wird es mir Vergnügen gewähren, Ihnen den ganzen Vorfall mitzutheilen. Es sollte nehmlich vor kurzem, bei Gelegenheit eines glänzenden Hoffestes, auch eine Parforce-Jagd im Schloßgarten gehalten werden, wozu ein stattlicher Hirsch eingefangen war. Der festliche Tag brach an, mein Tailleur hatte mir eine brillante Jagduniform in acht und vierzig Stunden geliefert, welche als haut goût der neuesten Mode allgemein bewundert wurde. Der ganze Hof in Jagdgalla war drei Viertel auf zehn Uhr früh Morgens im Schloßgarten als dem bestimmten Jagdrevire versammelt und die Schützen wurden angestellt. Am Ende eines engen, dunklen Laubenganges befand sich eine Thür, welche nach der Vorstadt führt, und dort sollte ich mit geladenem Gewehr

posto fassen. Ich stehe mit gespitztem Ohr, mit scharfen Blicken das Wild erwartend; doch ehe die übrigen Schützen ihre Position eingenommen, blieb's ruhig um mich her, deshalb fühlte ich Langeweile, legte mein Gewehr ins Gras und trällerte ein munteres Waidmannsliedchen. So gehe ich mit verschränkten Armen pas à pas auf meinem Posten auf und ab — da ertönt plötzlich ein fürchterliches Halloh! Hundegebell dringt durch die Lüfte, ich blicke nach dem Eingange des Laubenganges, und empfinden Sie lebhaft mit mir meinen Schrecken: der losgelassene Hirsch stürzt in voller Carriere den Gang herab, gerade auf mich zu und scheint zu drohen, mit seinem vielzackigen Geweihe mich tödtlich durchbohren zu wollen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben: meine Contenance war wie weggeblasen, ich erblickte nichts, als vor mir den bleichen Tod und hinter mir eine steile Wand; denn mein Gewehr zu ergreifen als Schutzwaffe war mir in diesem Augenblicke unmöglich, da mir der dichte Flor, den die Todesangst vor meine Augen zauberte, es mich vergeblich am Boden suchen ließ. Auch war kein Augenblick zu ver-

lieren, denn immer näher kam das Ungeheuer, nur wenige Schritte war es noch entfernt von mir — da blitzt es wie ein Lichtstrahl auf in meiner Seele, ich erblicke die Thür, ich reiße beide Flügel angelweit auseinander und dicht an mir vorüber stürmt die wilde Bestie, diverse Hunde hinterdrein. Da schöpf' ich Athem, werde furieux, meine Courage retournirt, ich finde mein Gewehr, lege an, ziele desperat, der Schuß fällt, das Windspiel Diane, der Fürstin Liebling, stürzt tödtlich getroffen zu Boden, der Hirsch aber entkommt in die Straßen der Vorstadt. Dort stellt sich ihm tollkühner Weise ein rusiger Schmidtegeselle entgegen, erlegt ihn mit glühender Eisenstange, und die elegante Jagdpartie endete so auf eine höchst plebeje Manier. Der Kammerjunker von Spindel hatte den Vorfall von seinem Posten aus mit angesehen, geht hin und meldet alles haarklein dem Fürsten. Sr. Durchlaucht lassen mich rufen, que dit-il? ich hätte eine bêtise begangen, die Thür zu öffnen. — Je vous prie! ich — ein Gentilhomme — eine bêtise! ich stand perplex. Indessen hatte auch der nehmliche malitieuse Angeber

der Fürstin den Tod ihrer Favoritin hinterbracht und man ersuchte mich höflich, binnen drei Tagen den Hof zu verlassen. Im einsamen Cabinet deliberirte ich nun, ob ich mich auf Reisen begeben, oder mich auf mein kleines Landgut zurückziehen sollte? doch das Letztere verwarf ich sogleich, weil mich mein Verwalter daselbst einst bei einem Revisionsbesuche mit einer sauce à l'oignon und Hammelfleisch regalirt hatte. Da erhielt ich endlich das theure Schreiben aus Hirschbach und mein überaus glückliches Loos war geworfen. — Aber dem Herrn Kammerjunker werd' ich's gedenken! er allein war Schuld, daß mir der Fürst die fatale bêtise zuwarf; il y va de mon honneur — ich werde Genugthuung fordern! — J'apprends à faire les armes, künftiges Frühjahr ganz gewiß!" setzte er mit drohender Miene hinzu.

Mit zierlicher Gebehrde küßte er nun Emerentia's Hand und führte sie nach ihrem Zimmer. Philippine aber schmiegte sich zärtlich an ihren Vater — der sich bei der Erzählung des höfischen Waidmanns in die Lippen gebissen, um sein spöttisches Lachen zu verbergen — und flüsterte ihm

zu: „nicht wahr, mein Väterchen, den feigen Jäger heirath' ich nicht, und wenn er auch wirklich keine Perücke trüge?"

„Das sollst Du auch nicht, meine Taube" — erwiederte Hirschbach. — „Der wäre mir eben recht zum Schwiegersohne! ich glaube, der badete sich in meinem Weine und ließe nach meinem Tode den ganzen Forst ausrotten, damit ihn nicht einmal ein armer Hase wie ein reißendes Thier in Angst und Schrecken setze."

7.

Thomas, der alte Jäger des Barons von Hirschbach, saß im Lehnstuhle am Ofen in seinem düstern Zimmerchen, welches sich in einem kleinen Seitengebäude des Schlosses befand, und ihm schon seit vielen Jahren zur Wohnung angewiesen worden war. Er blickte voll innerer Freude auf die blanken Gewehre, Dachsranzen, Fuchseisen, Netze und andern Jagdgeräthschaften, die im besten Zustande an den grauen Wänden hiengen, und welche nun nächstens bei einem großen

Treibjagen wieder in volle Thätigkeit gesetzt werden sollten. Seine Tochter Lisette aber schien alle diese Gegenstände mit gleichgültigen Blicken zu betrachten, musterte ihren Anzug wohlgefällig vor dem kleinen Spiegel über ihrem Arbeitstische und lächelte freundlich ihrem eignen Bilde entgegen, das, beiläufig gesagt, in der That recht hübsch zu nennen war. Sie war der Stolz und die Freude ihres Vaters, und obgleich der gutmüthige Alte längst schon bemerkte, daß sie sich der Eitelkeit und einem fast lächerlichen Stolze hingab, so war es ihm doch unmöglich, sie weder durch Bitten noch Warnungen davon abzubringen; denn ihre Eitelkeit war eine natürliche Folge ihres Dienstes als Kammerfrau beim Fräulein Emerentia, deren Unterhaltung gewöhnlich nur die neuesten Moden betraf, in deren Nähe sie täglich neue Toilettenkünste lernte, neue Putzarbeiten sah, und so sog sie nach und nach das Gift einer Leidenschaft ein, die zu befriedigen es ihr größtentheils an Mitteln fehlte. Sie begnügte sich daher mit abgelegten Putzstücken ihrer Gebieterin, suchte sich diese passend zum eignen Gebrauche zu ändern, und glaubte damit sämmtli-

che Dienstboten des Schlosses und alle Bewohner der Umgegend, die sie sahen, in Erstaunen und Bewunderung zu versetzen.

„Wirst Du Dich denn ewig putzen?“ begann ihr Vater endlich, als sie sich noch immer vor dem Spiegel auf den Zehen erhob und von allen Seiten betrachtete. „Du weißt's, ich kann den Firlefanz nicht leiden, der schickt sich nur für vornehme Leute, wie unser gnädiges Fräulein Emerentia; so ein armes Schneegänschen aber, wie Du bist, muß ein simples Fähnchen tragen, das Haar hübsch glatt gekämmt und nicht solche dicke Locken da, die wie lauter Doppelläufe auf der Stirn liegen, daß ein ehrlicher Kerl den Muth verlieren muß, Dir drunter weg ins Auge zu gucken.“

„Nur vornehme Leute?“ wiederholte Lisette mit aufgeworfenem Mäschen. „Nun, nun — es ist ja noch nicht alle Tage Abend, wer weiß, wozu ich bestimmt bin. Und darum bitt' ich Dich recht sehr“ — fuhr sie fort, ihm Kinn und Wangen streichelnd — „nenne mich nicht mehr Schneegans! es giebt mir allemal einen Stich mitten durchs Herz, wenn ich's hören muß, denn es

klingt doch auch gar nicht nobel. Wenn Du mir nun einmal einen Namen beilegen willst, so nenne mich Dein Täubchen, wie der Herr Baron sein Philippinchen nennt; das ließ ich mir noch gefallen, denn eine Taube ist doch immer ein viel vornehmeres Thier, als eine Gans."

„Ich will Dir etwas erzählen, mein Kind," entgegnete Thomas. — „In meinen Jugendjahren diente ich bei einem alten Edelmanne, der noch äußerst lebenslustig war. Er gewann mich lieb, ich durfte nicht mehr von seiner Seite weichen, und er machte mir's zur Pflicht, bei jedem Vergnügen, das er genoß, hinter seinem Stuhle zu stehen, oder ihm auf jedem Schritte zu folgen, und ihm von Zeit zu Zeit: memento mori! zuzurufen; das heißt auf Deutsch: o Mensch, bedenk' Dein Ende! — Ich erlaubte mir eines Tages die Frage, warum er sich so absichtlich in jedem frohen Genusse durch den ernsthaften Zuruf stören ließe? da gab er mir zur Antwort: weil mir mein Leben und meine Gesundheit noch lieb sind, so soll mich der ernste Spruch im Zaume halten, daß ich bei keinem Vergnügen die Grenze überschreite und Schaden

nehme an meinem Leibe. Siehst Du nun, mein Kind, drum will ich auch Dich, so bald ich bemerke, daß Dich der Hochmuthsteufel plagt, so gleichsam als memento mori, Schneegans tituliren, damit Du nicht in Deinen eiteln Gedanken die Grenzen Deines Standes überspringest und Schaden nehmest an Deinem Verstande. Und wenn Du vielleicht wissen willst, zu was Du bestimmt bist — da kann ich Dir auch Auskunft darüber geben: zu einer tüchtigen Jägersfrau und zu sonst nichts weiter auf der Welt!"

„Ei, warum nicht gar!" fiel ihm sein Töchterchen ins Wort — „eine Jägersfrau? nein, nein, da ist nicht dran zu denken! einen regierenden Herrn wünsch' ich mir zum Bräutigam."

„Behüte mich Gott in allen Gnaden!" brummte der Alte — „ich glaube, sie wird schon unklug vor lauter Dünkelstolz. — Laß mich das nicht noch einmal hören, Schneegans Du!" rief er ihr finster zu, nahm Hut und Büchse und gieng nach dem Forste.

8.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so suchte Lisette aus einem verborgenen Schubfache ein etwas vergelbtes Spitzenhäubchen hervor und einige verräucherte Straußfedern, welche vor Zeiten weiß gewesen waren, auch durch Mottenfraß bedeutend gelitten hatten. Sie trat wieder vor den Spiegel, paßte sich das Häubchen auf, befestigte sich die Federn zwischen ihren Locken, daß die schwankenden Spitzen bei jedem Schritte ihr Näschen berührten, und schlich nun durch den Schloßgarten hinaus aufs Feld, um nach dem Dorfe Hirschbach zu gehen, und dort durch den neuen Kopfputz, den sie heute zum ersten Male zur Schau gab, den Schulzenstöchtern einige Ach's! Oh's und Ah's! abzugewinnen. Doch hatte sie noch nicht die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, als sie am Saume des Waldes einen jungen Mann im schwarzen Kleide erblickte, der, in einem Buche lesend, gerade auf sie zukam. — Das ist gewiß der neue Schulmeister — dachte

sie — der erst vorgestern in Hirschbach eingezogen ist. Er kennt mich nicht, mit ihm kann ich meinen Scherz treiben — und in dieser Absicht gieng sie ihm mit stolzer Miene entgegen.

Er wollte bescheiden grüßend an ihr vorüber gehen und wagte es kaum, einen schüchternen Blick auf sie zu werfen, doch Lisette blieb dicht vor ihm stehen, fixirte ihn scharf und redete ihn endlich an: „dem Anscheine nach sind Sie der neue Schulmeister aus Hirschbach — wie heißen Sie?“

„Wilhelm Staar“ — erwiederte der Gefragte und behielt den Hut in der Hand.

„Kennen Sie mich?“ examinirte Lisette weiter.

Ein stummes Kopfschütteln deutete seine Verneinung.

„So wissen Sie, daß ich Fräulein Philippine bin, die Tochter des Herrn Barons von Hirschbach“ — erwiederte sie. „Ich fühle Langeweile auf meinem einsamen Spaziergange; bleiben Sie bei mir und unterhalten Sie mich.“

Das war eine schwere Aufgabe für den armen Wilhelm, der mit schüchterner Demuth vor ihr

stand und eine Entschuldigung zu stammeln wagte, denn er hatte in seinem ganzen Leben noch mit keinem Fräulein gesprochen, und daß er wirklich vor einem Fräulein stehe, bezweifelte er, nach einem verstohlenen Blicke auf die von ihrer Spitzenhaube herabwallenden Straußfedern, nicht länger. Die Kenntniß seiner Schulmeisterwissenschaften, die ihn bei seinen Bauern für einen gelehrten Mann gelten ließ, schien ihm hier nur eitel Stückwerk und zur Unterhaltung einer Edeldame durchaus nicht hinlänglich; deshalb zitterte er auch bei ihrem Verlangen wie ein Espenlaub, verbog die Hutkrämpen auf die grausamste Weise und große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Lisette bemerkte seine Verlegenheit mit heimlichem Triumphe, doch nicht ohne Mitleid, und recht freundlich, um ihn zu ermuthigen, sprach sie zu ihm: „sprechen Sie, was Sie wollen, ich bin mit Allem zufrieden und werde schon dafür sorgen, daß unsre Unterhaltung nicht ins Stocken geräth. Sprechen Sie mit mir, wie mit Ihres Gleichen; o, ich bin gar nicht stolz!“

Das schien zu wirken, denn Wilhelm erhob sein Auge allmählig von ihren allerliebst geformten Füßchen immer höher bis zur schlanken Taille, deren Grenze eine rosenfarbige Atlasschärpe auf schneeweißem Grunde bezeichnete, wagte einige Zoll höher hinauf — wo der jungfräuliche Busen sich wölbte, verrätherisch nur leicht verhüllt vom feinsten Mull — einen kleinen Stillstand von drei Secunden, und warf dann still entzückt urplötzlich seine wandernden Blicke empor bis zum erschnten Ziele, bis tief hinein ins freundliche dunkelblaue Augenpaar — doch da blitzt' es ihm entgegen wie Flammengluth, als ob alle jene Doppelläufe — wie sich Thomas ausdrückte — welche zahlreich auf ihrer schönen weißen Stirn aufgepflanzt waren, sich gegen ihn einer feurigen Ladung entledigt hätten, und augenblicklich, wie geblendet, senkte er sein Haupt und schloß sein Auge. Als er es wieder zu öffnen wagte, ließ er es unverwandt und demüthig auf den niedlichen Fußspitzchen weilen, als sey es seine Pflicht, die Sandkörner, die sie berührten, eifrig zu zählen, und sprach: „haben Sie Erbarmen mit mir, mein gnädiges Fräulein, wenn ich meinem Stan-

de gemäß nach der heiligen Schrift auch meine Rede nur auf ein unterthäniges Ja, ja — Nein, nein, beschränke. Ich achte überhaupt jedes Frauenzimmer — vorzüglich aber ein edelgebornes — für ein Wesen höherer Natur, und fühle mich daher seltsam beklommen und äußerst bewegt in Dero Gegenwart. Meine erste Erziehung war eigentlich für gar keine zu achten, denn ich blieb bis in mein zehntes Jahr, wo ich beide Eltern verlor, mir selbst überlassen. Da erbarmte sich meiner ein würdiger Pfarrer, der mich nach einer Klosterschule brachte, wo ich, abgeschieden von der Welt, den Grund legte zu den Kenntnissen, welche mir nothwendig waren, um in meinen jetzigen Stand als wirkendes Mitglied eintreten zu können. In meinem siebzehnten Jahre aber frequentirte ich ein Seminarium, wo mir bei zugemessener Stundeneintheilung fünf Jahre entschwanden, und so traf ich in meinem zwei und zwanzigsten Lebensjahre vorgestern als Schulmeister in Hirschbach ein. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich bei einer so einfachen Lebensweise, abgeschnitten von jedem Umgange mit den Gebildetern männlichen und weiblichen Ge-

schlechts, unbekannt mit den schönen Wissenschaften, ja selbst mit den Anstandsregeln der feinen Welt, die allerdings sehr schätzenswerthe Gabe, ein gnädiges Fräulein angenehm zu unterhalten, mir erwerben konnte? Erlauben Sie mir daher, ruhig meine Straße zu ziehen, so ungern ich auch das Glück entbehre, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen."

Lisette hörte seine Rede mit beifälligem Lächeln, wobei ihre Augen auf seiner einnehmenden Gestalt nicht ohne Antheil verweilten, ja sie bereuete schon aufrichtig ihren Scherz, und der Wunsch, der drückenden Fesseln, die sie sich selbst durch Verleugnung ihres Standes auferlegt, entledigt zu seyn und durch trauliche Unterhaltung sich dem jungen Manne zu nähern, wurde mit jeder Minute lebhafter in ihrem Herzen, worin das Bild des blonden Krauskopfs, mit den frischesten, feurigsten Farben der ersten Liebe gezeichnet, bereits schon sein fest verschlossenes Kämmerchen gefunden. Die stolzen Züge, die sie ihrer Gebieterin abgeborgt, verschwanden jetzt und machten einem freundlichen, Zutrauen erweckenden Lächeln Platz, mit dem sie ihm erwiederte:

„Ei, ei! Sie sprechen ja ganz artig in einem Zuge fort; das war ja schon viel mehr, als ihr biblisches Ja, ja! Nein, nein! Ich sehe schon, es wird gehen — nur nicht blöde, setzen Sie sich zu mir her ins weiche Moos.“

Das hatte Wilhelm nicht erwartet, und seine Verlegenheit stieg aufs Höchste. Er stand unentschlossen, wie eingewurzelt, und schielte seitwärts nach ihr hin. Sie hatte sich indessen, nachdem sie zuvor sorgfältig ein weißes Tuch ausgebreitet, auf dem grünen Boden niedergelassen, und zog eben ihr dünnes Kleidchen verschämt über die weißen Strümpfchen herab, da bemerkte sie sein Zaudern, und schon blitzte es aus ihren Augen, schon zuckte wieder ein stolzer, verstellender Zug um ihre Rosenlippen, indem sie sprach: „soll ich Sie zum zweiten Male bitten, Herr Schulmeister?“ doch augenblicklich erglänzte wieder eine sonnenhelle Freundlichkeit auf ihrem Antlitze, als sie bemerkte, daß ihm, von Seelenangst ausgepreßt, eine große Thräne im Auge perlte. Scherzend ergriff sie nun mit jeder Hand einen seiner Rockschöße, zog kräftig an und nöthigte ihn so gewaltsamerweise neben sich zum Sitzen.

Zwar ziemlich unsanft, aber keines körperlichen Gefühls mehr mächtig, setzte er sich nieder und starrte nun regungslos vor sich hinaus ins freie Feld.

Lisette bemühte sich zwar aufs neue, ihm Worte abzugewinnen, doch vergebens, er blieb stumm und regungslos. „Was lasen Sie, als ich Ihnen begegnete?“ fragte sie endlich, und ohne seine Antwort abzuwarten, zog sie das Buch, das er bei ihrer Annäherung zu sich gesteckt hatte, aus seiner Brusttasche hervor. Da verrieth er endlich Zeichen des Lebens und versuchte es, das Buch ihr wieder zu entreißen, doch sie hielt es fest und wendete sich ab damit von ihm, indem sie sprach: „erst muß ich den Titel lesen, dann sollen Sie es wieder haben.“

Eine hohe Purpurröthe überzog sein ganzes Gesicht, und er hielt den Hut, den er noch immer in der Hand trug, dicht vor die Augen, als ob ihn die Sonne blende, indem sie las und sich mit den Worten wieder zu ihm wendete: „ei der Tausend! also Romane — Liebesgeschichten liest der fromme Herr Schulmeister, der mir so ehrlich die Versicherung gab, daß er ein junges

Mädchen durchaus nicht unterhalten könne! — Beinahe fang' ich an zu glauben, daß Sie ein recht durchtriebener Schalk sind, Herr Staar! Da muß ich doch gleich einmal recht tief in Ihre Augen gucken, ob der Schelm drin sitzt? — Nun weg mit dem Hute — was soll der Hut vorm Gesicht?"

„Ach, ich schäme mich so sehr, gnädiges Fräulein, als ob ich auf dem Armensünderbänkchen säße" — erwiederte er leise, während sie ihm den Hut nahm und scharf ins Auge blickte.

„Hm! hm! ich kann so recht nicht klug daraus werden" — fuhr sie fort mit bedenklicher Miene. „So — von der rechten Seite betrachtet, funkelt's wie Ehrlichkeit aus den blauen Sternen hervor, so — von der linken Seite flimmert's wieder wie Blödigkeit — aber gerad' aus, Aug' in Auge? — hu! da flackern die Liebesflämmchen hervor, wie Irrlichter auf der Haide. Geschwind, geschwind, die Fensterladen zu — sonst wird mir Angst und bange in Ihrer Nähe." — Und mit den Fingerspitzen ihrer kleinen sammetweichen Hände drückte sie ihm sanft wohl drei Minuten lang die Augenlieder zu.

Er glaubte der Welt entrückt zu seyn, verzehrende Flammen durchwogten Hirn und Brust, und in der Verwirrung seiner Sinne stammelte er: „Verzeihung, gnädiges Fräulein! Erbarmen! — Es ist ja der erste Roman, den ich in meinem Leben las — ich will's nie wieder thun — ich bin — mir wird so glühend heiß — o Gott! was machen Sie aus mir?“

Ein lautes Gelächter wurde ihm zur Antwort, und mit komischer Gebehrde nahm Lisette seinen Hut, wedelte ihm Luft damit zu und entgegnete: „will Sie schon abkühlen, Sie närrischer Schulmeister! Was kümmert's mich, ob Sie Romane lesen? aber wenn Sie's thun, so müssen Sie sich auch etwas daraus merken, damit Sie ein vernünftiges Wort zu sprechen wissen, wenn ein junges Mädchen von Ihnen unterhalten seyn will. Nur nicht so blöde, ich bin doch wahrhaftig gar nicht stolz. — Geduld — jetzt will ich Ihnen gleich sagen, wie Sie sich benehmen müssen.“ Sie blätterte lange im Buche hin und her, dann las sie: „er stürzte zu ihren Füßen nieder, Sie aber beugte sich freundlich zu ihm herab, und er drückte den ersten, heißen

Kuß — — Nein!“ sprach sie weiter und blät-terte wieder im Buche — „das ist ein Bischen zu stark, da müßten wir doch erst näher mit ein-ander bekannt werden — aber hier!“ — fuhr sie fort, schlug eine andere Stelle auf, las: „freundlich reichte sie ihm ihre Hand und schüch-tern wagte er es, an seine Lippen sie zu drücken. — Das klingt schon besser“ — wendete sie sich zu ihm — „da hab' ich nichts dagegen einzuwen-den. — Nun, wie wird's?“ fragte sie ihn lä-chelnd, und bot ihm ihr Händchen dar; er aber raffte sich empor, und knieend vor ihr, berührten seine Lippen in einem langen, heißen Kusse ihre Hand.

„Ich bin im Himmel! ich träume den schön-sten Traum meines Lebens! o, daß ich nie er-wachte!“ rief er aus.

„Das haben Sie gewiß schon aus dem Ro-mane aufgeschnappt!“ entgegnete Lisette mit sicht-barer Zufriedenheit. „Damit Sie aber Ihre Schüchternheit verlieren, will ich Sie auch nicht mehr Herr Schulmeister tituliren. — Herr Staar? das klingt auch noch so steif — ach was! ich will Sie Wilhelm nennen, und Sie nennen

mich — Philippine? — nein, den Namen kann ich nicht leiden — Sie nennen mich Lisette, das ist mein zweiter Taufname. — Nun also, mein lieber Wilhelm —"

Diese letzten drei Worte klangen ihm so wunderſüß von ihren Lippen, daß er wieder ihre Hand ergriff und sie mit heißen Küssen bedeckte, bis sie ihm dieselbe entzog, und schnell aufstehend bemerkte: daß sie nun ins Schloß zurückkehren müsse, um beim Thee gegenwärtig zu seyn. „Doch morgen" — fügte sie hinzu — „erwarte ich Sie um dieselbe Zeit wieder auf derselben Stelle. Lesen Sie indessen fleißig in dem Buche, dann werd' ich sehen, ob Sie etwas behalten haben. Gute Nacht, lieber Wilhelm" — und mit freundlichem Kopfnicken gieng sie den Weg nach dem Schlosse, der selige Schulmeister aber taumelte, gleich einem von süßem Weine Trunkenen, tief in den Forst hinein.

9.

Spät am Abende desselben Tages verbreitete sich unter sämmtlichen Bewohnern des alten Jagdschlosses die lebhafteste Bestürzung, als von zwei Bauern der allgemein geliebte und geachtete Jäger Thomas für leblos aus dem Forste hereingebracht wurde. Die beiden Landleute hatten ihn dicht an der Hauptstraße im Walde ohnmächtig am Boden gefunden, mit allen Anzeigen eines gewaltsamen Angriffs auf seine Person, und vermutheten, daß er dort von Wilddieben niedergeworfen worden sey, wußten jedoch nichts Bestimmtes über den ganzen Vorfall auszusagen. Sein Jagdgewehr war nirgends zu finden gewesen.

Mit dem heftigsten Schmerze in kindlich frommer Brust, der keine lindernde Thräne ihrem Auge entquellen ließ, kniete Lisette am Lager ihres Vaters, und bemühte sich, durch alle nur erdenkliche Mittel ihn ins Leben zurückzurufen. Endlich gelang es ihr — er schlug die Au-

gen auf, und sein erster matter Blick fiel auf seine gute Tochter, die jetzt im Ausbruche der lautesten Freude ihn fest in ihre Arme schloß. Auch der Baron ergriff innig erfreut mit der herzlichsten Theilnahme seine Hand, half ihn entkleiden, forschte sorgfältig, ob er verwundet sey? doch außer einer bedeutenden Geschwulst an der Stirn, wurde keine Verletzung an seinem Körper aufgefunden. Ein kühlender, zertheilender Umschlag linderte bald seinen heftigen Kopfschmerz, und nach einer Stunde ungefähr erlangte er sein völliges Bewußtseyn wieder, und war fähig, ohne Anstrengung den Umstehenden Folgendes über seinen Unfall mitzutheilen:

„Diesen Nachmittag gegen fünf Uhr" — begann er — „stehe ich an der großen Steineiche, stopfe mir die letzte Pfeife und gehe darauf weiter. Kaum bin ich hundert Schritte gegangen, finde ich im dürren Grase frische Spuren Schweiß bis zum Haselbusche. Ich denke, ein ganzes Volk Rebhühner fährt mir in die Perücke, wie ich hineinschaue — da liegt ein jämmerlich verendetes Rehböckchen, die Bauchhaut aufgeschlitzt, daß das Gescheidte herausbaumelt, und

streckt alle vier Läufte von sich. Nun hatt' ich Wind — Sie werden's selten von mir hören, aber wie ich so dastand vor dem jämmerlich zerfetzten Gethiere, da flucht' ich wie ein dänischer Kommandirsergeant. Als ich nun auf dem Rückwege begriffen bin, um Ihnen, gnädiger Herr, die schlimme Post zu bringen, bemerk' ich unter den Rothbuchen zwei verdächtige Kerle, die eben ihre Flinten laden wollen; doch ehe sie noch den Ladestock herausbrachten, sprang ich auf sie zu und fragte barsch: wer ihnen Fug und Recht gegeben, mit Gewehr und Waidtasche in meines Herrn Forste herumzustreifen? — 's ist der alte Thomas aus Hirschbach — rief der Eine. — Schlag ihn todt! — schrie der Andere, und versetzte mir zu gleicher Zeit einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, daß ich zurücktaumelte. Halt! dacht' ich, hier sollst Du Haare lassen, Thomas, wehr' Dich Deiner alten Haut! raffte mich zusammen und tippte mit dem Flintenkolben den Einen, der wieder laden wollte, so verzweifelt auf die Tatze, daß er jauchzte wie ein geprügelter Kettenhund. Der Andre aber nahm's übel, packte mich bei der Kehle, eh' ich ihn aufs

Korn nehmen konnte, und würde mich ohne Zweifel blißblau gewürgt haben, wäre nicht in demselben Augenblicke ein Dritter aus dem Busche gesprungen, ein junger Mann im dunkeln Ueberrocke, dessen Gesicht ich nicht kannte. Mocht' ihm wohl meine Noth zu Herzen gehen, denn krach — riß er einen dürren Baumast herunter, ließ ihn durch die Lüfte sausen und fieng nun an so wacker auszuzahlen, als ob er's beim Schulmeister gelernt hätte. Mein Mann, der mich bei der Krause hatte, kriegt' auch sein rechtschaffen Theil; er zog zwar seine Fänge ein und ließ mich los, versetzte mir aber noch einen Faustschlag vor die Stirn, daß mir's vor den Ohren brummte, als ob sie in Hirschbach zu Pfingsten läuteten, und plumps — da lag ich, wie 'n gefällter Eichbaum, weiß auch von der Minute nicht mehr zu sagen, was um mich her geschehen."

Bleich vor Zorn stand der Baron von Hirschbach, und außer sich rief er jetzt: „daß Du in der Hölle jagtest, verdammter Hirschteufel! hat Dich zu meiner Qual der Satan schon wieder hergeschickt? — Pflege Dich, Alter" — fuhr er

fort zu Thomas — „Deinen Dienst soll indessen ein Anderer versehen. — Morgen Nachmittag kommen alle Waidmänner aus der ganzen Umgegend hier zum Sternschießen zusammen. Sie stehen uns bei mit Freuden, und künftige Nacht wollen wir ein Treibjagen anstellen, daß das Diebsgesindel vor Angst in die Dachslöcher kriechen soll."

„Da muß ich dabei seyn!" rief Thomas ungeduldig mit blitzenden Augen — „ich will mich nicht pflegen, Herr Baron, bin morgen früh schon wieder auf den Beinen, wenn's was zu jagen giebt! Wär's nur schon morgen Nacht, ich will sie hetzen mit der Hundepeitsche, die ganze Bande!" — und wirklich fühlte er sich schon am andern Morgen zur größten Freude seiner Tochter völlig wiederhergestellt.

10.

Der Schulmeister war von seinem Spaziergange im Forste erst bei völlig hereingebrochener Dunkelheit in seiner Wohnung wieder angekom-

men. Er gieng noch lange mit verschränkten Armen im engen Stübchen auf und ab, und sein einziger Gedanke war Lisette. Obgleich ihm Alles, was er hier erblickte, vom Erbsensacke bis zum Choralbuche, mit lauter Stimme zurief: Staar sey kein Narr! die Flamme brennt vergebens in Deiner Brust, sie wird Dich nur verzehren! so vermochte er es doch nicht, den mächtigen Schlag seines Herzens zu dämpfen, das jene unnennbare Himmelswonne der ersten Liebe erfüllte. Obgleich er an der weißen Wand, wohin er auch sein Auge wendete, das altadeliche Wappen des Barons von Hirschbach drohend und mahnend vor sich zu sehen glaubte, so umgaukelte ihn Lisettens Bild doch lange noch im Traume, als er endlich sein Lager gesucht, und verließ ihn auch nicht eher wieder, bis die ersten Sonnenstrahlen am andern Morgen seinen unruhigen Schlummer verscheuchten und bald darauf der Anblick seiner buntscheckigen Dorfjugend das reizende Bild auf kurze Zeit aus seiner Phantasie verdrängte. Vor Allem bemühte er sich nun an diesem Tage, den ihm anvertrauten Zöglingen beim Religionsunterrichte mit warmem Red-

nerfeuer zu erklären, daß vor Gott alle Menschen gleich wären; doch als er sich nun auch unglücklicher Weise versucht fühlte, der mit offnem Munde zuhörenden Jugend eine Gleichheit aller Menschen vor der Welt beweisen zu wollen, verwickelte er sich dermaßen in seinen freigeistigen Schlüssen und wankenden Beweisgründen, daß ihm die Stirnadern aufschwollen, und um ein Ende zu finden, ließ er stammelnd den Befehl ergehen, das gute alte Lied zu singen: „Herr, steh' mir bei in meiner Noth!" indeß ein naseweiser Bengel von Bauerjungen seinem Nachbar sehr vernehmlich ins Ohr flüsterte: „Etsch! der Schulmeister ist stecken geblieben!"

Als aber nach beendigten Schulstunden die unsaubern Geister ausgefahren, welche seine lieblichsten Phantasiebilder durch den Anblick ihrer zerlumpten Jacken und ungewiß glänzenden Lederhosen verscheucht hatten, griff er begierig nach dem Romane, um, Lisettens Weisung zu Folge, denselben zu Ende zu lesen. Da stand es ja so klar und deutlich: daß ein armer, blutarmer Schreiber durch verschiedene glückliche und unglückliche Zufälle endlich ans Ziel seiner Wünsche

gelangte und mit erhöhtem Range und Titel die liebenswürdige Tochter eines steinreichen alten Regierungspräsidenten zum Altare führte. Es war ja Alles so augenscheinlich dargestellt, daß er nicht im mindesten an der Möglichkeit einer solchen Begebenheit zweifelte, und daraus auch für sich eine schüchterne Hoffnung zu schöpfen wagte; aber dennoch trieb es ihn auch zuweilen so unruhig in seinem Zimmerchen umher, als ob er im Schulmeistereramen einen tüchtigen Repeller bekommen hätte, und dabei wogte sein gluthentflammter Jünglingsbusen so ungestüm auf und nieder, wie ein ausgespanntes Segel, von einem heißen Südwinde angeschwellt. Hätte er doch nur einen einzigen Freund gehabt, dem er voll Vertrauen seine Herzensqualen hätte mittheilen, seine Hoffnungen auseinandersetzen, dem er ein treues Gemälde von den bezaubernden Reizen Lisettens hätte entwerfen können; doch auch nicht einmal einen Bekannten hatte er ja hier im ganzen Dorfe. Hundert unausführbare Pläne, zum Besitz des vermeintlichen heißgeliebten Fräuleins zu gelangen, wechselten in seinem aufgeregten Hirn, und er würde vielleicht sogar in

diesen Augenblicken verzweifelte Entschlüsse gefaßt haben, wenn nicht so eben die Glocke vom Thurme herab viermal angeschlagen. Das war ja die Stunde, in welcher er sich am Saume des Waldes wieder einfinden sollte, und plötzlich, wie electrisch berührt, stand er kerzensteif, ergriff dann seinen Hut und rannte so unbändig durch das Dorf nach dem Forste, als ob alle Hofhunde ihn verfolgten. Er war der Erste auf dem Platze, und in der sichern Hoffnung ihres baldigen Erscheinens, zog er die durch das schnelle Laufen etwas locker gewordene Halsbinde fester zusammen, faltete aus den Zipfeln derselben ein niedliches Röschen und legte den schneeweißen Jabot unter der schwarzen Weste in ein vortheilhafteres Licht. Doch vergebens — Lisette erschien nicht; er harrte ihrer bis nach Sonnenuntergang umsonst, und schlich endlich, wie aus allen seinen Himmeln herabgeschleudert, seufzend und betrübt nach seiner Wohnung zurück, denn eine leise Stimme schien ihm zuzuflüstern: „armer Staar, man hat Dich zum Besten gehabt!“

11.

Das Sternschießen hinter dem alten Jagdschlosse war zu Ende, die Preiße waren vertheilt, und Georg — war ausgeblieben. Philippine schien zwar geneigt, ihn der Muthlosigkeit zu beschuldigen, die ihn zurückgehalten, sich in seiner Geschicklichkeit mit den Waidmännern der Umgegend zu messen, aber dem widersprach ja sein feuriger kühner Blick, der mit seiner Feuergluth, ohne daß sie sich's selbst gestehen wollte, ein ganz artiges Flämmchen entzündet, welches lichterloh in ihrem Herzen für ihn brannte. Sie war recht verdrießlich über sein Außenbleiben, und obgleich schon die Sonne scheidend mit ihren letzten Strahlen die Wipfel schlanker Tannen röthete, so fühlte sie doch eine unwiderstehliche Sehnsucht, bis zur hereinbrechenden Dämmerung im Forste herumzuschweifen, nicht gerade — wie sie bei sich meinte — um vielleicht zufällig dem hübschen Georg wieder zu begegnen, sondern weil einmal der Wald ihr Lieblingsaufenthalt war, den sie

heute den ganzen Tag über noch nicht hatte besuchen können. Unbemerkt stahl sie sich von der Seite ihrer Tante, und befand sich schon im dunkeln Gebüsch, ehe diese noch ihre Entfernung gewahrte; doch hüpfte sie heute nicht so fröhlich wie sonst durch die engen Schlangenpfade, sie schlich vielmehr, leise und sorgfältig umherspähend, die Wege hinab, es war, als suche sie Etwas, und zuweilen zuckte plötzlich ein Strahl der Freude aus ihren großen schwarzen Augen hervor, wenn sie hinter einem Baumstamme oder durch das halbentblätterte Gesträuch Jemanden im grünen Jagdkleide zu erblicken glaubte; aber stets getäuscht, wurde sie ernster, bog in einen Seitenpfad ein, der nach dem Schlosse zurückführte, und sprach voll Unmuth leise vor sich hin: „ich will auch gar nicht mehr an ihn denken!“

Da drang ein klägliches Gewimmer durch die abendliche Stille bis zu ihr herüber. Sie horchte auf, es schien in ihrer Nähe zu ertönen, und voll ängstlicher Hast, ohne Furcht, folgte sie dem Klagerufe bis zur Fahrstraße, wo sie am Boden liegend, zitternd und sich krümmend, wie im

heftigsten Schmerze, einen Menschen erblickte, ärmlich gekleidet, neben sich ein Jagdgewehr und Waidtasche. Tiefbewegt, mit der herzlichsten Theilnahme knieete sie zu seinem Haupte nieder, legte ihre Hand auf seine bleiche, kalte Stirn und fragte ihn mit welcher Stimme: was ihm begegnet? wie sie ihm helfen könne? — Doch der heftige Fieberfrost drängte den Ton seiner Stimme zurück und ein leises Stöhnen war seine ganze Antwort. Sie überlegte, was hier zu thun sey? sie wollte eilig Beistand aus dem Schlosse herbeirufen, doch schien ihr der Weg dahin zu weit, und schleunige Hülfe hier unumgänglich nothwendig — da ertönte es wie männliche Schritte in ihrer Nähe die Waldstraße herab, und schnell entschlossen rief sie um Hülfe. Schon beim zweiten Rufe stürzte der Längsterwartete in wilder Eile auf sie zu, umschlang sie stürmisch mit dem linken Arme und drückte sie fest an sich, indem er mit der Rechten sein Gewehr erhob. Erschrocken über sein plötzliches Erscheinen, wie über das wilde Feuer seiner Blicke, die mit düstrer Gluth umherschweiften, indem er mit ruhiger Besonnenheit den Gegner zu su-

chen schien, wendete sie ihr Auge ängstlich ab von ihm, und sprach leise: „bist Du es, Georg? Ach sieh' den armen Menschen hier am Boden, hilf ihm, ich bitte Dich!"

Georg, der jetzt den Unglücklichen erblickte, begriff sogleich, daß Philippinens Hülferuf nur diesem, nicht ihr selbst gegolten, ließ sie aus seinen Armen, und beeilte sich, ohne weiter zu forschen, dem Kranken den thätigsten Beistand zu leisten. Er breitete seinen Ueberrock über ihn hin, flößte ihm einige Tropfen Wein aus einem Fläschchen ein, das er bei sich trug, band sich sein Halstuch los, und wand es um die feuchte kalte Stirn des Armen, der schon nach wenigen Minuten, als der Fieberfrost in etwas nachgelassen, so viel Kraft gewann, daß er den Hülfeleistenden in abgebrochnen Reden, doch nicht ohne auffallende Zeichen einer gewissen Aengstlichkeit, mittheilte: er sey ein wandernder Jägerbursche, und habe eine weite Reise unternehmen müssen, um einen Dienst zu suchen. Diesen Morgen aber habe er durch einen unglücklichen Fall eine Verletzung am rechten Fuße erlitten, sich aber doch noch unter den heftigsten Schmer-

zen bis hierher geschleppt, wo er in einem Fieberanfalle und in gänzlicher Abspannung aller seiner Kräfte zu Boden gesunken. Uebrigens lehne er jeden fernern Beistand ab, da er hier einen seiner Gefährten erwarte, welcher im benachbarten Dorfe eingesprochen, ihm Hülfe zu schaffen, und bald zurückkehren werde.

Doch Philippine rief in ängstlicher Besorgniß: „lauf schnell ins Schloß, Georg, sie sollen einen Wagen schicken! dort ist er besser aufgehoben, der arme Wandersmann! ich bleibe indeß zurück."

Georg zauderte nachsinnend einige Augenblicke, Philippinens Wunsch zu erfüllen, doch sie bat aufs neue dringend: „ich bitte Dich um Gottes Willen, lieber Georg, eile, daß ihm bald geholfen wird."

Ein unaussprechlicher Liebreiz verklärte ihr Antlitz, als sie, ängstlich bittend für den fremden Unglücklichen, ihre Händchen zu ihm emporhob — tief versunken in ihrem Anblicke empfand Georg die seligste Wonne seines Lebens, und jedes mahnende Gefühl bekämpfend, zog er sie an seine Brust. Doch unwillig entwand sie sich seiner Umarmung, und er gestand sich still be-

schämt, daß seine glühende Empfindung ihn zur Unzeit überrascht. — Ja, Du hast recht, mein gutes Mädchen, ihm muß schnell geholfen werden — ich sorge selbst für ihn" — erwiederte er endlich, und mit nervigten Armen umfaßte er den Kranken, obgleich dieser, jetzt wieder völlig zur Besinnung gelangt, wild und ängstlich umherblickte, jede Hülfe abzuwehren schien, mit Aufwand aller seiner Kräfte sich aufrecht zu erhalten, und wie es schien, gewaltsam sich ihrem Beistande zu entziehen suchte; doch bald sank er wieder ohnmächtig zusammen, und Georg trug ihn fort auf dem Wege nach Fichtenhain. Federleicht wurde ihm seine Bürde, denn Philippine blieb ihm zur Seite, des Wanderers Gewehr und Waidtasche nachtragend, und in ihren seelenvollen Blicken las er den stillen Beifall, den sie seinem schnellen Entschlusse zollte. Am Kreuzwege begegnete ihnen ein Bauer, der mit seinem Wagen nach Fichtenhain zurückfuhr. Georg legte den Kranken sanft auf das Stroh im Wagen, sprach einige Minuten leise mit dem Bauer, gab ihm Geld, befahl ihm, vorsichtig und langsam zu fahren, und rief ihm, als er sich

entfernte, noch nach, daß er sogleich folgen werde.

12.

Er befand sich nun allein mit Philippinen, die seine Hand ergriff, und ihm jetzt zum Lohne seiner Handlung, die so ganz mit ihren zarten, menschenfreundlichen Gefühlen übereinstimmte, die Purpurlippen in reinster Unschuld zum Kusse bot. Doch nicht einen — o nein! — zwei — drei — vier — fünf lange, heiße Küsse forderte der eigennützige Georg nacheinander, und Philippine gewährte mit sanftem Sträuben die ungerade Zahl; als er nun aber auch gar den sechsten noch verlangte, da wurde ihr wirklich bange vor seiner Unersättlichkeit, sie entwand sich seinen Armen und seine Lippen streiften nur ihre glühende Wange.

„Ich bitte Dich herzlich, lieber Georg" — rief sie mit weicher Stimme und streckte wieder bittend ihre gefalteten Händchen zu ihm empor — „jetzt sey zufrieden, sonst werd' ich ernstlich

böse auf Dich! — Ach!“ — fuhr sie plötzlich erschrocken auf — „sieh! wie's schon überall so dunkel ist — ich muß ins Schloß zurück, es ist die höchste Zeit! — Geh! geh! pflege unsern Kranken und bringe mir morgen Nachricht, wie er sich befindet; nun — gute Nacht!“

Sie wollte gehen, doch ihm war es unmöglich, sich jetzt schon von ihr zu trennen, und da er, wie er versicherte, durch den Bauer wegen der Aufnahme des Kranken gesorgt, so erfüllte sie auch seine Bitte noch, sie bis durchs Holz begleiten zu dürfen.

Ihre Herzen hatten sich heute einander um vieles genähert. Er war unbefangener als gestern, voll heiterer Laune, und auch sie hüpfte an seinem Arme so fröhlich dahin, als ob sie das größte Recht dazu hätte, ohne Wissen ihres Vaters mit einem fremden Jägerburschen ganz vertraulich im Walde herumzustreifen. Doch fand ihr natürlicher, offener Sinn gar nichts Böses oder Unschickliches mehr darin, ihr Gewissen machte ihr heute keine Vorwürfe deshalb und ihr Herz sagte laut genug, daß Georg viel tausendmal hübscher sey, als der garstige Hesterfeld. Ohne

der Fesseln ihres Standes zu gedenken, gestand sie sich jetzt ganz heimlich, daß sie den männlich schönen Jäger viel lieber heirathen möchte, als den süßlichen Baron. Bei dem Gedanken an Hesterfeld trat auch plötzlich der fatale Traum wieder lebhaft vor ihre Seele, und mit ängstlich forschender Miene schlang sie ihren Arm um Georgs Nacken, zupfte ihn bald hinterm rechten, bald hinterm linken Ohre, an seinen krausen, schwarzen Locken, und fragte ihn endlich treuherzig: „nicht wahr, Georg, Du trägst keine Perücke?“

„Wie kommst Du auf den sonderbaren Gedanken?“ versetzte dieser lachend; doch sie entzog sich geschickt jeder nähern Erklärung, indem sie das Gespräch auf das Sternschießen lenkte, im Scherz wegen seines Aussenbleibens seinen Muth in Zweifel zog und scheinbar ernstlich alle Geschicklichkeit zur Jägerei ihm absprach.

Georg schien beinahe ein wenig gekränkt, daß sie ihn einer Ungeschicklichkeit beschuldige, denn augenblicklich blieb er vor ihr stehen und sprach mit trübem Ernste: „urtheile nicht zu vorschnell, gute Philippine; Du kennst die wichtigen Grün-

de nicht, die mich hinderten, öffentlich im Kreise Eurer Jäger zu erscheinen; doch vielleicht bald, bald sollst Du mehr von mir erfahren."

Befremdet hörte Philippine seine Worte, ein augenblicklich in ihr aufgestiegener Gedanke schien sie zu erschrecken, sie trat ängstlich einige Schritte von ihm zurück und fühlte sich schon geneigt, einer schrecklichen Vermuthung Raum zu gönnen; da fuhr Georg wieder heiterer zu ihr gewendet fort: „ich nehme Dir's ja nicht übel, mein niedliches Jägerkind, daß Dir die edle Waidmannskunst mehr als Alles gilt, drum will ich Deine Achtung auch sogleich durch einen Probeschuß erwerben. Siehst Du den Hirsch, der dort am Knieholz wechselt? — er ist mein!" Und ehe sie noch in der Richtung, nach der er zielte, durch die grauen Schleier der Abenddämmerung das Wild erblickte und seinen Arm zurückhalten konnte, war der Schuß gefallen und der Hirsch stürzte tödtlich getroffen zu Boden.

„Unbesonnener!" rief sie entsetzt aus — „was hast Du gethan! ein Wild erlegt auf fremdem Reviere! Jetzt glaub' ichs erst, daß Du kein Jäger bist — doch wer Du bist, das wag' ich

nicht zu fragen! Flieh, flieh! eh' man Dich ereilt und zur verdienten Strafe zieht."

Zu spät sah er jetzt seine Uebereilung ein, und auf Philippinens wiederholte, dringende Bitten, zu fliehen, trat er ins Gebüsch zurück, sie aber eilte mit schnellen Schritten auf einem Seitenpfade dem Schlosse zu.

Kaum war sie Georgs Blicken entschwunden, als dieser wieder hervortrat und sich bemühte, das erlegte Wild im Gebüsch zu verbergen, doch eben noch damit beschäftigt, hörte er plötzlich rings um sich her Geräusch und Stimmen, und sah sich bald umgeben von einer Schaar rüstiger Waidmänner, welche ihn drohend umringten. Er sah die Unmöglichkeit, ihnen jetzt noch zu entkommen, ergab sich daher ohne Weigerung und wurde im Triumphe, unter dem lauten Geschrei: „der Hirschteufel ist gefangen!" nach dem Schlosse geführt. Auf dem großen Hofraume erblickte er Philippine unter der neugierig versammelten Dienerschaft; er sah, wie sie bei seinem Anblicke händeringend sich entfernte, und stumm, mit männlichen Schritten und festen Blicken betrat er das düstere Thurmgemach, in

welches ihn die Jäger mit höhnischem Gelächter hinabführten.

Der Baron Hirschbach hatte den Gefangenen aufmerksam, mit unverhaltener Freude, ihn in seiner Gewalt zu haben, betrachtet, denn er glaubte nicht zweifeln zu dürfen, in seiner Person den vielberüchtigten Hirschteufel selbst vor sich gesehen zu haben, und äußerte gegen Thomas, der ihm zur Seite stand: „Schade um den jungen Mann, fürwahr ein wackerer Schütze!“ doch mit grimmiger Gebehrde fuhr er fort: „aber sein Gesicht, Thomas —, wie 'n Habicht! — guckt ihm doch der Wilddieb aus den Feuerglotzen heraus!“

Auch Lisette, welche durch Geschäfte für ihre Gebieterin abgehalten worden war, sich heute versprochenermaßen im Forste wieder einzufinden, hatte mit Befremden das wilde Toben, das laute Geschrei der Jäger vernommen, welche Georg eingebracht hatten. Auch sie war näher hinzugetreten und fühlte sich vom innigsten Mitleiden bewegt, als sie den Gefangenen selbst beim Fackelschein erblickte, wie er furchtlos unter seinen Feinden stand, edlen Stolz auf seiner offnen

Stirn; ein ruhiges Lächeln spielte um seine Lippen und sein Auge blitzte im Kreise umher, als ob er der ihn umgebenden Schaar gebieten dürfte. Da konnte sie sich nicht enthalten, laut aus vollem Herzen auszurufen: „bei Gott! der schönste Mann —“ aber leise und traurig fuhr sie fort — „doch auch der größte Gaudieb, den ich je gesehen!“

13.

Schon verkündigte die Thurmglocke im Jagdschlosse die eilfte Stunde; schweren Hauptes und wankenden Schrittes — denn der Wein des gastfreien Barons war reichlich geflossen — entfernten sich nach und nach die Jäger, um in der Nacht noch ihre Wohnungen zu erreichen, zufrieden mit ihrem leichten Fange, der künftig ihren Revieren Schonung versprach, ihnen selbst aber Ruhe und gefahrlosere Jagd. Denn keiner zweifelte von Allen, daß der Gefangene, der ihnen am Abende in die Hände gefallen war, jener verheerende Wilddieb sey, den sie schon seit

Jahren verfolgten, ohne seiner jemals habhaft werden zu können. Auch der alte Thomas, der auf seines Herrn Gesundheit und den Tod aller Buschklepper zwei volle Gläser mehr getrunken, als sonst bei ähnlichen Gelagen, hatte sein Lager bereits gesucht und schlief schon fest, nachdem er zuvor nochmals die Thurmthür untersucht, zwei schwere, eiserne Riegel vorgeschoben, und nun keine Wache mehr für nöthig achtend, die großen Kerkerschlüssel an dem Nußbaumschranke in der Unterstube aufgehangen, wo Lisette noch ganz allein mit weiblicher Arbeit beschäftigt war.

Sie saß an ihrem Nähtische, dicht am Fenster, und blickte zuweilen hinaus in die helle Mondennacht, die mit magischem Silberglanze den einsamen Schloßhof erfüllte. Die ganze Natur schien, gefesselt vom Schlummer, in tiefes Schweigen versunken und nur in langen Pausen flirrte zuweilen ein leiser Nachtwind durch die hohen Pappeln, brach verwelkte Blätter von den saftlosen Zweigen, die langsam schwebend herabfielen, hörbar raschelnd am Boden. Lisette fühlte sich in der einsamen Grabesstille so unheimlich beklommen, ihre Blicke streiften an den

hohen Bogenfenstern des Schlosses vorüber, von denen einige hell erleuchtet waren; doch auch dort erloschen nach und nach die hellen Kerzen und die langherabhängenden weißen Gardinen schienen ihr jetzt wie neckende Geister zu winken und herabzugleiten am grauen Gemäuer des alten Gebäudes. Schwarze Wolken verhüllten auf Augenblicke den bleichen, friedlichen Heerführer der Sternenschaar und plötzlich senkte sich der dunkle Schleier der Nacht herab auf den öden Hofraum. Da war es ihr, als höre sie das Klirren der Kette, das leise Winseln des wachsamen Hundes, der unweit von ihrer Wohnung an seine Hütte angeschlossen war; sie vernahm deutlich ein leises Klopfen am Fenster, hörte ängstlich ihren Namen rufen und fuhr heftig erschrokken vom Sitze auf. Mit beiden Händen verhüllte sie ihr Gesicht, sie wollte fliehen, und doch haftete ihr Fuß am Boden fest und sie blieb im Zimmer zurück. Da rief es draußen wieder ihren Namen mit bebender Stimme, langsam ließ sie die Hände herabsinken, wagte es ihr Auge aufzuschlagen und — „Fräulein Philippine!“ rief sie erstaunt und öffnete das Fenster.

Philippine ſtand vor ihr, bebend vor Angſt, jeder Blutstropfen ſchien gewichen aus ihrem Angeſichte, das todtenähnlich zu ihr hereinſchaute, noch bleicher durch die bleichen Mondesſtrahlen, die ſiegend jetzt die bleichen Wolken durchbrachen und ſenkrecht auf die Zitternde herabfielen.

„Liſette,“ begann ſie mit leiſer, zagender Stimme — „ich brauche Deinen Beiſtand; hilf mir den Gefangenen befreien!“

Mit dem lebhafteſten Staunen bemerkte Liſette in ihren Zügen den Ausdruck der heftigſten Bewegung; mit Befremden vernahm ſie ihre Bitte und erwiederte endlich, nicht ohne leiſen Vorwurf: „was bekümmert Sie der fremde Menſch? — Bedenken Sie auch, was Sie thun wollen? Hat er ſein Schickſal nicht ſchon längſt verdient? iſt er nicht auf der That ertappt?“

„Um meinetwillen hat der Unbeſonnene das Wild erlegt! Alles, Alles meine Schuld!“ rief Philippine heftiger, mit unterdrücktem Schluchzen.

„Sie sahen ihn schon öfter? Sie kennen ihn?“ fragte Lisette wieder, mit immer steigender Verwunderung.

„Ich sah ihn — ja, ich kenne ihn — nein, nein! ich kenn' ihn nicht, und doch —“ entgegnete Philippine — „seine Freiheit, ja vielleicht sein Leben steht auf dem Spiele. — Mein Vater liefert ihn schon morgen den Gerichten aus, man wird ihn hart behandeln — Gefängnißstrafe wird sein Loos, und wär' er der, für den man ihn hier hält — so — doch nein, der Schreckliche ist's nicht, er kann's nicht seyn! — Nein, er ist gut, ach, glaube mir, Lisette, er ist seelengut, sein Auge kann nicht trügen, — doch frage mich nichts mehr und traue meinen Worten! — Lisette, hilf mir ihn befreien — o, Du fühlst die Angst nicht, die mein Herz erfüllt! Hier, nimm, mein gutes Mädchen — alles soll Dein seyn, was in der Geschwindigkeit ich nur zusammenraffen konnte; — hier, meinen neuen Strohhut mit pariser Blumen — hier, meine goldene Kette mit dem Perlenkreuz — hier, breites Atlasband — und hier, zwei goldene Ringe. — Du sollst mehr haben — mehr — was ich mein neu-

ne, will ich Dir schenken, aber nun gieb auch den Schlüssel mir zum Thurm, es ist die höchste Zeit! um zwölf Uhr geht der Wächter hier die Runde — wenn er mich bemerkte — schnell die Schlüssel, liebes Mädchen, ich bitte Dich bei Allem auf der Welt, was Dir nur theuer ist!"

Lisette konnte sich's nicht versagen, wohlgefällige Blicke auf die Geschenke zu werfen, welche sie bestechen sollten. Eine goldene Kette war schon längst das Ziel aller ihrer Wünsche gewesen und um eine solche zu gewinnen, hätte sie sich entschließen können, ein halbes Jahr lang in der gemeinsten Bauerntracht einherzugehen; doch wagte sie es nicht, die jetzt ihr dargebotene auch nur mit der äußersten Fingerspitze zu berühren. Sie nahm nichts, sie wieß Alles von sich, verweigerte aber auch das Verlangen der jungen Gebieterin, indem sie sprach: „mein Vater ist für den Gefangenen verantwortlich und auf mich würde die Schuld fallen, wenn er durch die Entweichung des Wilddiebes dem äußersten Zorne ihres Vaters ausgesetzt würde."

Philippine aber rang ihre Hände gen Himmel und rief mit einer Stimme, welche Lisettens

Inneres durchbebte: „so leb denn wohl, unglücklicher Georg! ich kann Dir ja nicht helfen! doch nimmer, nimmer werd' ich meine Ruhe wieder finden!“

Sie wollte gehen, Lisette aber fühlte inniges Mitleiden mit ihr; der Anblick des Gefangenen hatte selbst einen günstigen Eindruck bei ihr hinterlassen, der jetzt mehr als jemals ihre Zweifel daran unterstützte, daß er wirklich jener verrufene Bösewicht sey. Auch war sie schlau genug, den Grund der leidenschaftlichen Theilnahme des Fräuleins am Schicksale des Fremden wenigstens halb zu errathen; deshalb hielt sie Philippine zurück und flüsterte ihr leise zu, nachdem sie sich noch einige Augenblicke bedacht: „bleiben Sie! — Ich will Ihnen die Schlüssel ausliefern, aber versprechen Sie mir zuvor, daß Sie offenherzig diesen heimlichen Schritt bekennen wollen, wenn der Zorn des Herrn Barons meinen Vater treffen sollte. — Jede Strafe für meinen Theil der Schuld will ich gern für Sie tragen, doch alle ihre Geschenke nehmen Sie zurück, denn ich will für eine That mich nicht belohnen lassen, deren Folgen mei-

nem guten Vater auch nur eine trübe Stunde bereiten könnten."

Phlippine ehrte ihre edlen kindlichen Gefühle; sie versprach heilig, Alles zu erfüllen, was sie forderte, empfing nun die Schlüssel und eilte nach dem Thurme.

14.

Mit ängstlicher Ungeduld schob sie hier die Riegel hinweg, öffnete das Schloß und trat in das kleine finstere Thurmgemach, welches jetzt nur spärlich ein schmaler Streifen des Mondlichtes erhellte, der durch das kleine, engvergitterte Fenster hereinfiel. Georg kam ihr entgegen, er hatte sie vom Fenster aus schon bemerkt, wo er von düstern Träumen umfangen in die Nacht hinausstarrte. Er hatte ihre Absicht errathen, und schloß sie schweigend in seine Arme, dann sprach er tiefgerührt zu ihr: „zweifle nicht an mir, mein liebes, theures Mädchen! ein unglückseliges Verhältniß zwingt mich, vor Menschen namenlos mich zu verbergen — doch bin

ich kein Bösewicht — nein, beim Himmel! das bin ich nicht. — Kommst Du also, meine Freiheit mir zu bieten?“ fuhr er fort. „Vor kurzer Zeit noch würde ich es als entehrend verworfen haben, mich einer Verantwortung auf diese Weise zu entziehen; auch würde es mich gegen den Herrn des Schlosses nur zwei Worte kosten, um augenblicklich frei zu seyn, doch meine Zunge ist gebunden und glaube mir, nur deshalb nehm' ich Deine Hülfe dankbar an und fliehe unbekannt und unentdeckt — um einen theuern Freund vor drohender Gefahr zu sichern.“

Wohl waren diese Worte nicht geeignet, Philippinen nähern Aufschluß über den räthselhaften Jüngling zu gewähren, und doch blickte sie mit ihren großen, schwarzen Augen, in denen sich die reinste Unschuld spiegelte, so vertrauungsvoll zu ihm hinauf, doch schmiegte sie sich so unbefangen kindlich an seine Brust, als ob er ihr die überzeugendsten Beweise dargelegt, welche jeden Verdacht, weshalb man ihn hier eingesperrt, vernichten mußten. Der magische Glanz des Mondenlichtes auf ihrem Antlitze, der sanfte Rosenschimmer, der jetzt freundlich wieder ihre

Wangen belebte, der unverkennbare Ausdruck der reinsten Freude, der zärtlichsten Zuneigung im sanften Aufflammen ihrer Blicke — dies Alles gab ihrem ganzen Wesen einen so bezaubernden Liebreiz, daß Georg im Aufwallen seiner feurigsten Empfindungen seine glühenden Lippen auf ihre Stirn drückte und mit der innigsten Bewegung zu ihr sprach: „Dir würd' ich mich entdekken voll Vertrauen noch in dieser Stunde, wenn nur mein Lebensglück allein bedroht würde — doch noch ein Anderer leidet mit mir — aber bald — bald wird die düstre Wolke vorüberziehen und im heitern Sonnenglanze tret' ich Dir dann entgegen, unverhüllt und offen, wie's dem Manne ziemt. — Und wenn ich öffentlich vor Dir erscheine — Dir mich zeige, wie ich bin, mein süßes Mädchen, willst Du dann mein seyn — Philippine! ewig mein?"

„Ach, das wird wohl nicht angehen, guter Georg!" entgegnete sie traurig, mit einem tiefen Seufzer.

„Und warum nicht?" fuhr er fort. „Du wirst mich nicht verstehen, doch geb' ich Dir die heilige Versicherung, daß Unterschied des Stan-

des — daß Verhältnisse mir nur geringe Hindernisse sind, wenn mit Zustimmung meines innern Richters mein Herz die Wahl der Gattin leitete und fest bestimmte. Sprich, hab' ich Dich so klar verstanden, wie die eigenen Gefühle? darf ich das Wagniß, das Du unternahmst, mich zu befreien, für mehr als Mitleid, für einen Zug aus tiefstem Herzensgrunde zu meinen Gunsten deuten? Sprich, Philippine — ich beschwöre Dich! sprich, willst Du mein seyn?"

Verschämt senkte sie ihre Blicke zu Boden und erwiederte leise: „erst muß ich Dich doch kennen lernen — und wenn Du wirklich nicht der Hirschteufel bist — und der Vater wollte —"

Da unterbrach sie ein Geräusch vor der Thür des Gefängnisses; erschrocken fuhr sie empor und rief ängstlich: „flieh, Georg! um Gottes Willen!"

„Leb wohl! bald sehen wir uns fröhlich wieder!" entgegnete er eilig, riß sich los — ein heisser Kuß brannte auf ihren Wangen, und dahin floh er durch die dunkeln Laubengänge des Schloßgartens.

Sie verschloß sorgfältig die Thür, schob die Riegel wieder vor und spähte ängstlich umher nach der Ursache des Geräusches, das sie erschreckte; doch erblickte sie nichts als einen dürren Zweig, der wahrscheinlich vom hohen Platanusbaume herabgefallen, welcher vor der Thurmthür stand; und eilte nun zu Lisetten, ihr den Schlüssel wieder zu überliefern. Als sie ihr denselben eingehändigt, streichelte sie ihr freundlich die Wangen, drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen und flüsterte ihr zu, voll inniger Freude: „Du gabst mir meine Ruhe; er ist fort!“ Dann nahm sie Strohhut, Kette und Ringe, dachte eifrig auf eine andere Belohnung für Lisette, eilte über den Schloßhof, stieg leise die breiten Stufen hinauf, welche nach ihrem Schlafzimmer führten, und wachte noch lange in ihrem Bettchen, zufrieden mit ihrer That, und mit den süßesten Träumen still beschäftigt, bis endlich ein sanfter Schlummer sie umfing und der gaukelnde Traumgott immer und immer wieder den schönen Wilddich hinzauberte als Hauptfigur in das reizende Gemälde, das er freundlich in der buntesten Farbenpracht vor ihr entfaltete.

Am andern Morgen, als der alte Thomas seinem Arrestanten im Thurme den ersten Besuch abstatten wollte, prallte er vor Schrecken und Staunen mehr als drei Schritte zurück, indem er sich überzeugte, daß Trotz aller Riegel und Schlösser der Gefangene doch entflohen sey. Unerklärbar schien ihm bei seiner Vorsicht eine solche Flucht, und er erhob deshalb ein so erschreckliches Geschrei, daß sich bald die ganze Dienerschaft des Schlosses staunend und lärmend um ihn her versammelte, bis endlich auch der Baron Hirschbach unter sie trat und nach der Ursache der ungewöhnlichen Bewegung forschte. Thomas theilte ihm den Vorfall mit, und fügte die heiligsten Betheurungen hinzu, daß er die Thurmthür noch eben so fest verschlossen und verriegelt, auch die Eisengitter des kleinen Fensters so unverletzt befunden, als er sie gestern Abend vor Schlafengehen verlassen; deshalb dünkte ihm auch eine Entweichung, ohne irgend eine Spur gewaltsamer Mittel, nur mit Geisterhülfe ausführbar.

Mehrere der Umstehenden schlugen ein Kreuz; Alle erschöpften sich in Vermuthungen, doch Alle

waren weit entfernt, den wahren Grund der seltsamen Begebenheit zu errathen. Der Baron Hirschbach aber schüttelte bedenklich sein Haupt und sprach mit verdrießlicher Miene: „sonderbar! der Kerl muß hexen können!“ doch traf kein Blick, kein Wort des Vorwurfs den alten Thomas, und deshalb beruhigt, zog sich auch Lisette jetzt zurück, die ängstlich in der Ferne lauschte.

15.

Mehrere Tage waren bereits seit diesen Vorfällen vergangen, als an einem Nachmittage Thomas mit wichtiger, geheimnißvoller Miene vor den Baron von Hirschbach trat und sprach: „ich bin auf dem Reviere gewesen, gnädiger Herr, und, glauben Sie's wohl? bin wieder zwei Strauchdieben auf der Fährte, hab' sie leibhaftig vor mir gesehen! — Den Einen kannt' ich nicht, hat ein fremdes, gemeines Spitzbubengesicht, doch den Andern, Herr Baron, den

kannt' ich auf den ersten Blick: das ist einer von meinen beiden Busenfreunden, die mich so artig in der Klemme hatten. Muß ihnen doch's Fell noch immer jucken, daß sie sich wieder herausgewagt; ich sollte meinen, der mit dem Baumaste hätte sie braun und blau gekitzelt!"

„War der Habicht nicht dabei, der aus unserm Kerkerfenster durch die Lüfte flog?" fragte der Baron hastig.

Doch Thomas verneinte dies und fuhr fort: „Sind Sie meiner Meinung, gnädiger Herr, so bieten wir ganz Hirschbach auf, fangen die garstige Rabenbrut und spannen sie in den polnischen Bock; soll keiner wieder davonfliegen, wenn er nicht den Satan im Leibe hat!"

„Willst Du nicht lieber das ganze Land aufbieten, Alter, um ein Paar lichtscheue Raubvögel einzufangen?" fragte der Baron lächelnd. „Ich allein will Dich begleiten" — fuhr er fort, indem er seinen Hut ergriff und die scharfgeladene Büchse von der Wand nahm.

„Gnädiger Herr! ich meinte nur" — stammelte Thomas verlegen — „Ew. Gnaden sollten sich nicht selbst der Gefahr aussetzen — ich

hab's Herz auf dem rechten Flecke, nicht meinetwegen —"

„Das hast Du mir schon oft bewiesen, Alter" — erwiederte Hirschbach — „doch mir gehört das Wild im Forste — um mein Vergnügen zu erhalten, will ich selbst auch die Gefahren, es zu hüten, theilen — komm' Thomas! Zwei gegen zwei! so ist's gerade recht!" und beide giengen.

Lisette hatte mit kindlicher Sorgfalt jede Gefahr von ihrem Vater abzuwenden gesucht, welche jener Unfall, der ihn kürzlich im Forste betroffen, auf seine Gesundheit äußern konnte; doch als sie ihn jetzt wieder so kräftig und munter an seine Geschäfte gehen sah, da dachte sie auch wieder, nicht ohne Herzensregung, mit freudiger Hoffnung auf zukünftige glückliche Tage — an Wilhelm, und dringender als jemals stieg der Wunsch in ihrer Seele empor, ihn, wenn auch nur auf Augenblicke, zu sehen und zu sprechen, ihn seinem Irrthum in Hinsicht ihres Standes zu entreißen. Sie hatte, durch ihre Dienstgeschäfte bei Fräulein Emerentia abgehalten, ihn seit ihrem ersten Zusammentreffen mit

ihm nicht wieder gesehen; er hatte sie gewiß schon einigemal vergebens erwartet — mußte er nicht glauben, sie habe nur ihren Scherz mit ihm getrieben? Nein, sie konnte ihn auch keinen Augenblick länger in seinem Irrthume lassen — sie eilte nach dem Forste.

Es war gerade einer jener schönen warmen Nachmittage, wo zuweilen der betrügliche Herbst, wie zur letzten Erquickung, aus heiterem Himmelsblau belebende Sonnenstrahlen mild herabsendet auf die langsam dahinsterbende Flur; wo wir uns mit der freundlichen Rückkehr des zu schnell entwichenen Sommers schmeicheln, bis eine rauhe Abendluft unfreundlich unsre täuschende Hoffnung verweht. Auch Fräulein Emerentia sehnte sich nach einem Spaziergange in freier Natur. Sie fühlte sich heute so ängstlich beklommen, daß der Baron von Hesterfeld schon verschiedene angenehme Unterhaltungskünste aufgeboten, sie zu zerstreuen, doch vergeblich; sie blieb einsylbig, athmete schwer, und ihr Auge schwamm in Thränen. Die Ursache dieser schwermüthigen Stimmung war wohl keine andere, als die in ihrem Busen stündlich immer mehr em-

vorsprossende Leidenschaft für ihren täglichen Gesellschafter aus der Residenz, welcher, seitdem er durch Philippinens Dazwischenkunft verhindert wurde, sein zärtliches Geständniß auszusprechen, jetzt den Muth verloren zu haben schien, damit zum zweiten Male zu beginnen. Doch hatte er bisher nur eine passende Gelegenheit erwartet, um mit geziemendem Anstande einen wiederholten Versuch zu wagen, ihr Herz und ihre Hand sich zu versichern, welches beides ihm allerdings sehr wünschenswerthe Güter waren, da ihr nicht unbedeutendes Vermögen ihm eine Wiederaufrichtung seiner ziemlich gesunkenen Finanzen versprach.

„Je suis inconsolable" — begann er endlich mit schmerzlichem Ausdrucke — „Sie sind krank, mein Fräulein; der immer rege Geist, der durch Ihr Augenlicht mir sonst so glorieux entgegenstrahlte, scheint sich seit mehrern Tagen leidend zu verbergen, Ihr mattes Auge deutet Schwäche —"

„Das ist vorübergehend, Herr Baron" — unterbrach sie ihn tief aufseufzend — „doch muß ich Ihre ärztliche Geschicklichkeit bewundern:

Sie wußten meine Krankheit gleich zu ergründen und zu nennen. „Ach ja!“ — fuhr sie fort mit klagender Stimme — „an Geistesschwäche leide ich schon seit meiner Kindheit unerhört! — Ich habe viele Aerzte schon deshalb um Rath befragt — noch neulich erst den Kreischirurgus, der zugleich auch Thierarzt ist, doch keiner wußte mir zu helfen. Vielleicht hätte dieses Uebel gehoben werden können, wäre es mir vergönnt gewesen, meine Jugendblüthe dem Hofe zu weihen.“

„Unfehlbar!“ fiel der Baron ihr zuversichtlich ins Wort. — „Ich habe nie gehört, daß irgend Jemand bei Hofe über Geistesschwäche sich beklagt hätte — au contraire hält sich dort Jedermann für einen starken Geist, und ich bin so glücklich, in mir, Verehrteste, Ihnen ein sprechendes Exempel darzustellen, denn ich kann mich nicht entsinnen, jemals an einer Krankheit dieses Namens gelitten zu haben!“

„Ach ja!“ entgegnete sie mit wehmüthiger Gebehrde — „die balsamirte Hofluft hätte alle meine Nerven gestärkt und meine Geister entflammt! nicht war, lieber Baron? Erlauben

Sie mir Ihren Arm — ach, ich bin heute so schläfrig" — fuhr sie fort — „ich will im herbstlichen Blumengarten mein Leiden zu vergessen und mich zugleich zu ermuntern suchen" — und indem er sie seiner innigsten Theilnahme versicherte, führte sie Hesterfeld hinab in den Schloßgarten.

16.

Sie wandelten bis zu einem Lusthause, welches dicht an einem Weiher gelegen, mit hohen Fruchtbäumen umgeben war, vom Baron Hirschbach erbaut, um aus den beiden einzigen, im ersten Stockwerke angebrachten Fenstern, welche die Aussicht nach dem Rohrteiche vergönnten, im Verborgenen wilde Enten und andre Wasservögel zu belauschen und aus diesem Hinterhalte zu erlegen. Doch diente es auch zuweilen seiner Schwester Emerentia während der Sommerzeit einige Stunden lang zum Aufenthalte, weshalb es auch recht bequem ausmeublirt war, und hierher führte sie auch jetzt ihren Begleiter, um, wie

sie vorgab, einige Minuten auszuruhen. Sie ließ sich nieder in einen weichen Sopha, dem Fenster gegenüber, und blickte schmachtend hinaus nach dem wolkenleeren azurblauen Firmamente, wo eben still und feierlich der Mond auftauchte.

Der Baron aber, ihr zur Seite, glaubte jetzt eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, seine Empfindungen vor ihr ausströmen zu lassen, verlor sich in sentimentale Gedanken, und brach endlich in die Worte aus: „Nimm mich auf, pittoreske, erhabene, webende Natur, in deine heiligen Schauer! — o wie schön bist du —,'

„Pfuy doch! Sie Schmeichler!" unterbrach ihn Emerentia verschämt, seine letzten Worte auf sich beziehend — ich bin ja nicht schön, und wär' ich's auch, doch jetzt gewiß nicht — denn ich bin ja nur im Hauskleide. — Aber lassen Sie uns nicht zu lange hier verweilen, denn draußen wird's schon dunkel und mir wird's innerlich so bange —"

„Fürchten Sie nichts, meine Verehrteste!" erwiederte Hesterfeld mit erhobener Stimme. „Il fait clair de lune! zieh' herauf, du blasses Mon-

denlicht! zieh' herauf, du Herzensleuchte frommer Unschuld! begeistre mich —"

Doch wieder fiel ihm Emerentia ins Wort: „Ach ja! das können Sie mir glauben, Herr Baron, ich bin noch recht unschuldig — o, wie dringt mir jedes Ihrer Worte durch Mark und Bein!"

„Ja, Sie, Sie Bildniß reinster Unschuld, lieb' ich glühend" — rief Hesterfeld, knieend vor ihr in zierlicher Stellung. — „Zu Ihren Füssen bet' ich Sie an — ich finde keine Worte mehr —" er schöpfte Athem — „gelehrte Männer behaupten kühn: der zauberische Mond äußere eine geheimnißvolle Kraft auf die Oberfläche des Oceans und verursache Fluth und Ebbe. Warum soll nun sein magisches Feuer nicht auch auf die wellenförmige Oberfläche des menschlichen Gemüthes wirken? ich frage Sie, Verehrteste, warum? — Ich fühl's, es hat bereits gewirkt, denn überströmt mein Herz in reißender Fluth — in des Entzückens Wogenbrandung braust meine zärtlichste Empfindung empor, wenn Sie, Verehrteste, mich jetzt erhören; doch jämmerlich wird sie versiegen, in ewig trockner Ebbe, wenn Sie

meine Huldigung verschmähen. Ein kleines süßes Ja! von Ihren holden Lippen macht mich flott — wollt' ich sagen — wonnefluthenreich!"

Da breitete sie ihre Arme aus, zog ihn zu sich hinauf an ihre Brust, und heiße Thränen rollten über ihre glühenden Wangen herab, als sie ihm tiefbewegt zulispelte: „zwar hab' ich Ihre Rede nicht so recht verstanden — daran ist meine Geistesschwäche Schuld — doch hab' ich's ja schon längst gemerkt, wo Sie hinaus wollen.' — Nun also — in des Himmels Namen! — Ja, Einziger — Du bist erhöret! nein, Du sollst nicht in ewig trockner Ebbe versiegen, ich bin die Deine, bis der liebe Mond mein Grab bescheint — o, noch viel länger, wenn wir uns in jener Welt — vielleicht bei Hofe — wiedertreffen sollten!"

Und so war der schöne Bund ihrer Herzen geschlossen. Sie saßen im Sopha, zärtlich Arm in Arm geschlungen, flüsterten leise und seufzten gewaltig.

Das Letztere war auch bis zu Philippinens Ohren gedrungen, welche im Schloßgarten auf und ab spazierte und so sich dem Lusthause genä-

hert hatte. Sie fand die Thür geöffnet, schlich ohne Geräusch die Treppe hinauf, von wo aus sie das ganze Zimmer übersehen konnte, erblickte hier die Liebenden, zärtlich mit einander kosend, lächelte schelmisch, schlich wieder die Stufen hinab, verschloß die Thür, und nachdem sie den Schlüssel zu sich gesteckt, eilte sie nach dem Forste, um dort ihres Vaters Heimkehr zu erwarten.

Indessen war ihr heimlicher Besuch von dem entzückten Pärchen nicht bemerkt worden; denn Auge in Auge blinzelnd, mit sanftem Händedruck flüsterten sie sich das Versprechen ewiger Treue zu, wobei der Baron über kaltes Frösteln klagte, Emerentia aber, ängstlich besorgt, schnell und bereitwillig aufsprang, einen Bedienten zu rufen, um ein Gläschen Liqueur aus dem Schlosse herbeizuholen, als Schutzmittel wider die rauhe Abendluft. Doch verbat er dies mit den Worten: „o nein, Verehrteste! nichts von Liqueur! — Es war ja nur ein süßer Schauer, der mich durchdrungen, als mein künftiges Glück in meiner Seele ahnend mich durchbebte bei Ihrem Schwure ewiger Treue, Emerentia! O,

hätt' ich meine Flöte hier! in süßen Molltönen hauchte' ich meine wonnige Empfindung aus und risse Sie im Wogensturme kühner Melodie mit mir hinüber ins seel'ge Land der Selbstvergessenheit!"

„Ach ja, mein theuerster Baron" — erwiederte Emerentia schmachtend — „die Flöte ist auch meine einzige Passion! — Ja blasen Sie — o blasen Sie mich hinüber in ein andres Land — ich hör' es gar zu gern, ach! und es schläft sich ja so süß beim Flötenspiel!"

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, Verehrteste!" sprach Hesterfeld vom Sitze sich erhebend, und eilte nach der Thür; doch bald kehrte er zurück und versicherte, daß dieselbe fest verschlossen sey, worüber Emerentia in die größte Bestürzung gerieth; denn sie befürchtete schon bedeutend am Respekt zu verlieren, wenn sie vielleicht spät am Abende von Dienstboten gesucht und hier in Gesellschaft des Barons eingeschlossen gefunden würde, deshalb bat sie diesen auch dringend, alles zu versuchen, um die Thür zu öffnen. Hesterfeld aber ermangelte nicht ihre Besorgnisse zu bekämpfen und versicherte nach wiederholten, ver-

geblichen Bemühungen, daß es unmöglich sey, das Schloß von innen ohne Schlüssel zu öffnen; doch da er sich's hauptsächlich zur süßesten Pflicht mache, sie noch bei abendlichem Dämmerscheine, von Mondesglanz umflossen, mit seinem Flötenspiele zu entzücken, so sey er fest entschlossen, zum Fenster hinabzusteigen, sein Instrument herbeizuholen und zugleich von außen, wo möglich, das Lusthaus zu eröffnen. In dieser Absicht blickte er hinab und maß die Tiefe mit den Augen, die eben nicht sehr bedeutend, doch einen kühnen Sprung nicht ohne Gefahr zuzulassen schien. Aber dicht vor ihm zitterten ja die röthlichen Blätter der hohen Obstbäume, von Abendlüften sanft bewegt, und schienen ihm Muth einzuflüstern, auch streckten ja die grauen Stämme ihre starken Aeste zu ihm herüber, wie hülfreiche Arme, ihm herabzuhelfen; er zauderte nicht länger, stieg aufs Fenstergesims, achtete nicht auf Emerentia's zärtliche Bitten und Warnungen, sondern setzte seinen rechten Fuß, zwar nicht ohne Zittern, doch mit einiger Zuversicht auf einen schwankenden Zweig im Wipfel des zunächst am Fenster stehenden Baumes und rief der angst-

bestürmten Braut von außen zu: „o zittre nicht! die Liebe macht verwegen! — Es ist der erste Minnedienst, den ich Dir weihe, und ich fühle Heldenkraft in allen Gliedern!“ — Seine Hände umklammerten nun über sich einen ziemlich starken Ast; leise und vorsichtig zog er den linken Fuß nach, doch, als jetzt die ganze Schwere seines Körpers auf dem einzigen Zweige lastete — da krachte es unter ihm — der Schrecken lähmte seine Kraft, seine Hände erstarrten, ließen ab vom morschen Aste, den sie umfaßt, und rücklings stürzte er hinab — doch nicht zur harten Erde nieder — o nein! gar zärtlich umstrickt und umfangen von unzähligen geschmeidigen Reisern, blieb er liegen auf zwei stämmigen Zweigen, anzuschauen wie ein Kind in korbgeflochtener Wiege.

Emerentia aber sah ihn stürzen, glaubte sicher, der fürchterlich prasselnde Fall sey sein Todesfall gewesen, wendete sich ab vom Fenster, erreichte wankenden Schrittes den Sopha und fiel — nachdem sie hier sich niedergelassen — schon nach wenigen Minuten in die tiefste Ohnmacht.

17.

Der Baron Hirschbach hatte wohl schon beinahe eine Stunde lang mit seinem treuen Thomas sein Revier durchstrichen, doch wollte sich nirgends eine Spur der Wilddiebe zeigen, die der Letztere gesehen zu haben behauptete, und schon begann der Baron verdrießlich seinen Begleiter der Kurzsichtigkeit zu beschuldigen, indem er zu ihm sprach: „Deine Augen werden blöde mit der Zeit, Alter! hast wahrscheinlich ein Paar ehrliche Holzsammler für Wilddiebe angesehen.“

„Will alle fünf Finger meiner rechten Hand mit dem Waidmesser wegputzen lassen, daß ich zeitlebens kein Gewehr mehr losdrücken kann, wenn ich mich versehen habe —“ erwiederte der Jäger. „Hab' den einen Burschen neulich beim Knitteltanze so scharf ins Auge gefaßt, daß ich seine Spitzbubenphysiognomie noch so fest im Gedächtnisse trage, als ob er mein leiblicher Bruder wäre. Kann mich nicht irren, gnädiger Herr, hab' ihn so gewiß mit noch einem andern ver-

dächtigen Buben, vor länger als einer Stunde, in Ihrem Forste gesehen, als die alte krumme Kiefer dort, so lange ich im Dienste bin, noch auf demselben Flecke steht."

„Mag seyn, Alter!" versetzte der Baron. „Aber solch' Gesindel hat gar feine Nasen; hat wohl Witterung bekommen vom alten Hirschbach, hütet sich, die Schurkenläufte meiner vollen Ladung Preis zu geben, und liegt vielleicht im nachbarlichen Forste im sichern Lager, indeß wir hier revieren kreuz und quer! — Laß uns umkehren, Thomas, 's läuft uns heute wahrlich nichts vor'n Schuß!"

Sie giengen nun auf der breiten Waldstraße hinab nach dem Schlosse zu, der Baron vor sich hin brummend, Thomas einige Schritte hinter ihm, auf jedes Geräusch achtend und oft zurückblickend ins dunkle Gebüsch. Beinahe am Ausgange des Forstes, wo schon vor ihren Blicken die Stoppelfelder sich ausbreiteten, welche zwischen Hirschbachs Revieren und seinem Schloßgarten gelegen, stand zur rechten Seite, zwanzig Schritte vom Wege abseits, eine uralte hohle Eiche, von niedrigem Haselgesträuch rings um-

geben; in derselben Entfernung ungefähr, doch von der Straße links, zeigte sich in Mannshöhe ein Kreis dunkler Tannenbüsche, welcher einige Rasensitze in sich faßte, die Thomas in früherer Zeit selbst erbaute, um Fräulein Emerentia und Philippinen bei Spaziergängen hier ein angenehmes Ruheplätzchen zu bereiten. Der Baron war, ohne auf die Umgebungen zu achten, rasch vorwärts geschritten, und stand jetzt gerade in der Mitte des breiten Weges, in gerader Linie von sich aus zur rechten Seite die hohle Eiche, zur linken das Tannengebüsch: da fühlte er ein leises Zupfen an seinem Rockschooße, erblickte Thomas dicht hinter sich, mit geheimnißvoller Miene den Zeigefinger auf den Mund gedrückt.

„Was giebt's?“ fragte er den alten Jäger ziemlich laut, doch dieser flüsterte ihm leise ins Ohr: „ruhig, gnädiger Herr, hier ist's nicht richtig.“

„Du träumst, Alter, ich sehe nichts!“ erwiederte Hirschbach mit gedämpfter Stimme; doch Thomas nahm sein Gewehr von der Schulter, machte sich schußfertig, und fuhr fort, zu seinem Herrn gewendet: „ich denke, wir sind

jetzt auf der rechten Fährte, hinter der alten Eiche dort hörte ich's verdächtig wispern. Stellen wir uns Rücken an Rücken."

Der Baron aber schüttelte ungläubig sein Haupt und meinte, ein verliebtes Käuzlein im hohlen Baume habe ihn geäfft.

„Menschenstimmen waren's, so wahr ich ein holzgerechter Jäger bin!" behauptete Thomas. „Werde ja wohl wissen, wie's Käuzlein schreit" — fuhr er fort — „hören Sie doch! jetzt zischelt's schon wieder —"

Hirschbach wurde aufmerksamer, lauschte — und schon nach wenigen Augenblicken sprach er leise zu seinem Begleiter: „sollst recht haben, Alter! aber nicht beim hohlen Baume — im Tannenbusche drüben flüstert's unverständlich."

Staunend wendete Thomas sein Ohr nach dieser Richtung, und bald stimmte er seines Herrn Meinung bei, ohne jedoch seine erste Behauptung aufzugeben, daß er auch von der alten Eiche her Geflüster vernommen. „Bei meiner armen Seele!" begann er wieder leise, und wendete Auge und Ohr bald rechts, bald links — „die Schurken haben Witterung gehabt und den

Paß besetzt — wollen uns zusammenquetschen hier auf offner Straße, soll ihnen aber nicht gelingen, so lang' uns Loth und Kraut nicht ausgeht!"

Beide zogen sich nun vorsichtig zurück und untersuchten ihre Gewehre, Thomas aber zupfte seinen Herrn nochmals am Rockschooß und raunte ihm ins Ohr: „ich seh' es flimmern durch die Tannenbüsche — wahrhaftig, gnädiger Herr! es blitzt ein Jagdgewehr, und drüben bei der hohlen Eiche wispert es schon wieder. — Ich will so lang' ich lebe nichts weiter thun, als Hunde füttern, wenn der gewisse Habicht nicht mit im Busche steckt!"

„Den Habicht meinst Du" — erwiederte lebhaft mit blitzenden Augen der Baron — „denselben Habicht, der uns neulich aus dem Thurm entflog? — Ja wäre der dabei, da lohnte sich's der Mühe, einen ernsten Gang zu wagen; der hatte doch was Stattliches in seinem Wesen und war gewiß kein so gemeiner Knecht, wie die zerlumpten Hechte, die Dich beim Kragen zausten. Wenn der sich blicken ließe, Alter, den nähm' ich ganz allein auf mich; wollt' ihm die Fittiche

schon lähmen und die Teufelsfänge, daß ihm in dieser Welt nach meinem Wildpret nicht mehr gelüsten sollte! — Frisch auf den Feind! mir juckt's in allen Fingerspitzen — Du rechts, ich links — vorwärts, marsch!"

„Ich habe Nummer Eins geladen — frisch auf den Feind!" brummte der alte Thomas, und schlich vorsichtig mit vorgehaltenem Gewehr in gerader Richtung seitwärts nach der hohlen Eiche, der Baron eben so nach den Tannenbüschen. Nur wenige Schritte noch davon entfernt, blieb er nachdenkend stehen und rief mit lauter Stimme ein dreimaliges: „werda!" Sein Jäger folgte seinem Beispiele, doch keine Antwort ließ sich vernehmen, obgleich es stärker knisterte zu beiden Seiten im Gebüsche. Da erhob Hirschbach aufs neue drohend sein Gewehr, und schrie so grimmig in den Wald hinein, daß es hundertfältig wiederhallte: „heraus aus Deinem Verstecke, verdammter Habicht, oder mein Blei soll sich so schwer an Deine Waden hängen, daß Du zeitlebens auf dem Bauche kriechen mußt, wie ein Dachshund im Loche!" und eben war er im Begriffe anzulegen und in blinder Wuth eine volle

Ladung aufs Geradewohl nach dem Busche zu senden, als er entsetzt die Büchse wieder sinken ließ, denn plötzlich bogen sich die Tannenzweige auseinander, ein schneeweißes Gewand wurde sichtbar — und in demselben Augenblicke lag auch schon seine Tochter Philippine in seinen Armen, mit dem lauten Ausrufe: „um Gottes Willen, Vater! schieß nicht, ich bin's ja — Deine Taube!"

Der Baron stand erstarrt, keines Wortes mächtig. Philippine verbarg verschämt ihr Gesicht an seinem Busen, Thomas aber, der abgewendet stand, entfernt von Beiden, sah und hörte im wilden Eifer, die von den Wilddieben kürzlich erlittene Schmach zu rächen, nichts von dem, was hinter ihm vorgieng, sondern brüllte wüthend auf die hohle Eiche los: „Diebshöhle, thu' dich auf, und speie deine Kreaturen aus! ich will sie für die Hölle zeichnen mit Nummer Eins!" — Doch kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, so wurde auch schon hinter dem lichten Haselstrauche ein hellfarbiges Schürzchen sichtbar, und eh' er noch recht unterscheiden konnte, was es sey, hieng auch Lisette

schon an seinem Halse und bat mit ängstlicher Stimme: „schieß nicht! um Gottes Willen nicht! ich bin's ja, Deine Schneegans, Väterchen!“

16.

Das Gewehr entfiel des alten Jägers Hand, er umfaßte zitternd seine Tochter und blickte mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung bald auf sie, bald zurück auf den Baron, der noch immer stumm und starr sein Täubchen umfangen hielt. Todtenstille herrschte rings umher im Forste, die hellen Strahlen des Vollmondes durchbrachen die entblätterten Baumwipfel und erleuchteten mit dem reinsten Silberglanze die tragikomische Scene.

Nach einer langen Pause erhielt endlich der Baron von Hirschbach zuerst die Sprache wieder, faßte seine Tochter bei beiden Schultern, blickte ihr starr ins Gesicht, als ob er sich von der Wirklichkeit ihrer plötzlichen Erscheinung noch nicht recht überzeugen könne, und begann nun

in einem Tone, welcher Staunen und Mißfallen zugleich ausdrückte, mit der Frage: „sage mir doch, wer Dir erlaubte, in der Abenddämmerung noch hier im Walde herumzuflattern, Du wilde Taube?“

„Ich wollte Dir entgegengehen, mein guter Vater“ — erwiederte sie verlegen — „und da traf ich — doch wahrhaftig nur durch Zufall —“

„Wen trafst Du an?“ fiel ihr der Vater unwillig ins Wort.

„Ach — den dort —“ antwortete sie, und zeigte ängstlich nach dem Tannenbusche, aus welchem in demselben Augenblicke Georg heraustrat in eleganter Kleidung, ein Jagdgewehr über seiner Schulter hängend, und mit sichtbarem Erstaunen näher tretend, bald auf Philippinen, bald auf dem Baron seine Blicke ruhen ließ.

„Den Hirschteufel?“ rief der Baron, außer sich vor Entsetzen, indem er in Georg sogleich seinen entwichenen Gefangenen wiedererkannte. „Und Du hast mit ihm gesprochen, Unglückskind?“ fuhr er fort, zu Philippinen gewendet — „mit dem Habichte dort hast Du im Busche ge-

steckt? Du bist meine Tochter nicht mehr! fort, aus meinen Augen, Du verwahrloste Holztaube Du!“

Weder Bitten noch Thränen Philippinens waren vermögend, ihres Vaters Zorn zu bekämpfen; er stieß sie von sich, und weinend, hocherglühend vor Scham, verhüllte sie mit beiden Händen ihr Gesicht. Da trat Georg, der noch immer staunend in der Ferne gestanden, mit dem edelsten Anstande auf Hirschbach zu, und sprach zu ihm, indem er sein Gewehr zu dessen Füssen niederlegte: „jetzt bin ich Ihr Gefangener, Herr Baron, und mit Freuden bin ich bereit, jetzt Rechenschaft zu geben für den in Ihrem Forste von mir verübten Frevel, und wenn Sie es nach näherer Erklärung noch für nöthig halten, so folg' ich Ihnen willig jetzt in sichre Haft.“

Befremdet musterte ihn Hirschbach vom Kopfe bis zu den Füßen. Der wahre Seelenadel, der sich, mit der edelsten Bescheidenheit gepaart, im kühnen Feuerblicke, in allen Zügen des Fremden lebhaft aussprach, setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit, und zwar noch immer grollend, doch

mit einem gewissen Ausdrucke von Höflichkeit erwiederte er ihm: „es bedarf keiner weitern Erklärung; Sie haben nicht allein in meinem Forste, wo man Sie bei der That ergriff, sondern auch in den nachbarlichen Forsten, so zu sagen, wie ein blutdürstiger Tieger gehaust, und können deshalb einer strengen Rechenschaft, und bis diese geleistet, einer sichern Haft durchaus nicht entgehen. Doch mehr noch als mein Jagdvergnügen, das Sie mehrmals durch Ihre unrechtmäßigen Eingriffe in meine Rechte mit bittrer Galle würzten, liegt mir das Wohl und die Ehre meiner einzigen Tochter am Herzen. Darum bekennen Sie jetzt unverholen: haben Sie schon öfter mit dem Mädchen gesprochen? Herr! das ist ein edles Wild, gehört ins alte Haus der Hirschbache, und waren Sie vielleicht tollkühn genug, auch bis in dieses Revier einzudringen und durch schelmische Jagdkünste meine unschuldige Taube in Ihr Garn zu locken, so habe ich ohne weitere Erklärung eine volle Ladung für Sie in Bereitschaft, Herr Hirschteufel, oder wie Sie sonst heißen mögen!“

Lächelnd, doch ohne die schuldige Achtung zu verletzen, entgegnete Georg: „weder Hirschteufel, noch Habicht — keiner von beiden Namen oder Ehrentiteln kommt mir zu, wenn ich auch durch Verhältnisse gezwungen war, auf kurze Zeit meinen wahren, ehrlichen Namen zu verschweigen. Eben so wenig hat es jemals mit meinen Begriffen von Ehre übereingestimmt, Wilddieberei zu treiben, und wenn ich auch durch den Vorfall in Ihrem Forste mich eines solchen Verbrechens verdächtig machte, so war doch nur eine augenblickliche Uebereilung, keineswegs aber böser Wille daran Schuld. — Jenes liebenswürdige Mädchen liebte ich schon bei ihrem ersten Anblicke mit reiner, glühender Liebe. Ich sah und sprach sie seit einigen Tagen nur dreimal hier im Forste, unbekannt mit ihrem Stande, mich selbst verbergend unter der Maske eines Jägerburschen, und erst jetzt erfahre ich zu meinem Erstaunen aus Ihrem Munde, Herr Baron, daß sie edler Geburt, daß sie Ihre Tochter ist. Vielleicht wird Ihnen mein wahrer Name mehr Vertrauen einflößen auf meine heilige Versicherung: daß ich mit der Liebe zu Philippinen die

redlichsten Absichten verband, und fest entschlossen war, zu meiner Gattin sie zu wählen, wäre sie auch wirklich Ihres Jägers Tochter nur gewesen. — Ich heiße Georg von Ysenburg — mein Oheim nennt sich Wolf von Ysenburg, und ist, so viel ich weiß, Ihr alter treubewährter Freund."

„Wär's möglich?" rief Hirschbach mit plötzlich erheiterter Miene und im freudigsten Erstaunen aus, indem er ihn bei beiden Händen faßte und aufmerksam beim hellen Mondlichte betrachtete. „Kaum kann ich's glauben" — fuhr er fort — „und doch — auf Waidmannsehre! das ist die Familiennase — unverkennbar — und die allein war Schuld daran, daß ich Sie, als vermeintlichen Wilddieb und Hirschteufel, mit dem Stoßvogel Habicht verglich. Deshalb verzeihen Sie mir die ungebührliche Vergleichung und beruhigen Sie sich — denn ohne Schmeichelei geb' ich Ihnen die Versicherung, daß Sie, mit unpartheiischen Augen betrachtet, die schönste Adlernase haben, die ich jemals gesehen. Vorläufig aber erlauben Sie mir, daß ich Sie als Neffen meines alten Freundes väterlich in meine Arme

schließe; und auch Du, mein Täubchen, komm näher, flieg an Deines Vaters Brust, ich bin Dir nicht mehr böse. Das ist ein Ysenburg, und Ysenburgsches Blut kann nimmermehr mit Sündengiften sich vermischen, drum bin ich ruhig. Kommt Kinder, kommt beide her in meine Arme — so recht fest an meine Brust — ich bin seelenvergnügt! Das Uebrige findet sich, wenn ich den jungen Herrn hier näher kennen gelernt habe."

Und alle drei umfaßten sich in der innigsten Umarmung, von den feurigsten, seligsten Gefühlen tief bewegt.

19.

Der alte Thomas aber war indessen von seiner Sinnesbetäubung, in die ihn die unvermuthete Erscheinung seiner Tochter versetzte, erwacht, und begann nun sein Lisettchen in ein scharfes Examen zu nehmen.

„Sag' mir doch, ob Dich der wilde Jäger hetzt, Wettermädchen —" so lautete seine erste

Frage — „daß Du Dich des Abends noch hier im Forste herumtreibst?“

„Ach nein, mein gutes Väterchen“ — antwortete sie ängstlich und verlegen — „ich wollte Haselnüsse für Dich suchen.“

„Sieh doch einmal an — Haselnüsse suchen“ — fuhr er fort — „hättest eine Laterne mitnehmen sollen, mein Kind, oder hast Du Dich auf den Mondschein verlassen? — Und wer half Dir denn dabei, mein Töchterchen? denn ich hörte Dich doch ganz vernehmlich dort im Gebüsch mit irgend Jemand zischeln und flüstern.“

„Mir — Väterchen?“ erwiederte sie stammelnd und schon schwebte eine Lüge auf ihrer Zunge, doch plötzlich besann sie sich anders und kaum hörbar lispelte sie ihrem Vater ins Ohr: „der neue Schulmeister — Herr Wilhelm Staar.“

„Schulmeister Staar? so, so!“ entgegnete Thomas, sein Gesicht aber verlängert sich merklich und verzog sich in düstre Falten. „Hab' den guten Mann ja noch gar nicht gesehen“ — fuhr er fort — „wie sieht denn der neue Schulmeister

eigentlich aus? muß ihn doch kennen lernen!“ und damit ließ er seine Tochter los und begab sich eiligen Schrittes nach der alten Eiche. Doch erst, nachdem er einige Minuten vergeblich dort gesucht, fand er seinen Mann im hohlen Baume eingezwängt, mit gefalteten Händen, vor Schrekken bleich und zitternd wie im heftigsten Fieberfroste. Bei diesem Anblicke konnte sich zwar der ehrliche Förster des Lachens nicht erwehren, doch kehrte sein Unmuth gar bald aufs neue zurück, da ihm das furchtsame Verbergen des Schulmeisters dessen Gewissensreinheit nicht eben zu verbürgen schien. Deshalb faßte er den Zitternden ziemlich unsanft beim Kragen, zerrte ihn Trotz seines Widerstrebens heraus aus seinem Verstecke, indem er ihm von Zeit zu Zeit mit rauher Stimme zurief: „es geht zur Beichte, Herr Schwarzrock — meiner Tochter Ehre gilt's — das gehört vor mein Gericht — da bin ich Generalsuperintendent — und wehe Ihm und Seinem jugendlichen Knochengebäude, wenn ich Ihn nicht taktfest finde bei meinen Katechismusfragen!“

„Allergnädigster, hochwohlgeborner Herr Baron!“ stöhnte der Geängstigte in tiefster Demuth

dazwischen, denn noch immer war er nicht unterrichtet von Lisettens Namensverleugnung, wagte es nicht aufzublicken und glaubte sicher, daß er sich jetzt unter der schweren, zürnenden Hand des Herrn von Hirschbach, seines Patrons, befinde. „Erbarmen Sie sich meiner Jugend, gnädiger Herr Baron“ — fuhr er ächzend fort, noch immer von Thomas Fäusten zu Boden gedrückt. „Ich war mente captus mit vollem Rechte zu nennen, ein verblendeter Thor, daß ich es wagte, in meiner Erbärmlichkeit meine Augen bis zu Dero Fräulein Tochter zu erheben!“

„Was schwatzt Er da verwirrtes Zeug“ — erwiederte Thomas — „bin ich der gnädige Herr Baron? so seh Er mich doch an! — Seit wann ist mein Mädchen denn ein Fräulein? müßte doch wohl auch davon was wissen!“ — und mit einem kräftigen Ruck richtete er den tiefgebeugten Schulmeister beim Kragen auf, blickte ihm starr ins Gesicht, ließ ihn aber plötzlich wieder los, stieß einen lauten Schrei aus und schloß ihn fest in seine Arme. Dann aber zog er ihn in der freudigsten Bewegung mit sich fort zur andern

Gruppe, welche der Baron, Georg und Philippine bildeten, und rief dem Ersteren mit lauter Stimme zu: „da schauen Sie, gnädiger Herr, wen ich gefangen habe — das ist ja der mit dem Baumaste, der Teufelskerl! leibhaftig steht er vor Ihnen in Gestalt Ihres neuen Schulmeisters — hussah! mein Lebensretter! ein allerliebster Junge!“

„Freut mich, freut mich von ganzem Herzen! Sehe den jungen Mann wahrhaftig heute zum ersten Male, denn ich überließ die Wahl des Schulmeisters meinem alten, würdigen Pfarrer. Nun, er hat gut gewählt, der alte Pastor! der muthige Lebensretter meines Thomas hat gewiß sein Herz auf dem rechten Flecke, und so ein Mann muß ein braver Lehrer seyn für meine Bauerjungen. Herzlich willkommen, mein lieber Schulmeister! hat mir durch meines Jägers Rettung einen großen Dienst geleistet; mein Ehrenwort darauf! ich will's ihm zu vergelten suchen“ — versetzte Hirschbach und drückte Wilhelms Hand mit Wärme, der wie ein Träumender bald den alten Thomas, bald die Uebrigen anstarrte, keines Lautes mächtig.

„Nun erlaß' ich Ihm auch Seine Beichte, junger Mann" — begann Thomas wieder, Wilhelm in seine Arme schließend — „Prächtiger Junge! bist ja ein Schulmeister, und gehört ein Schulmeister nicht zur Geistlichkeit? und lehrt die Geistlichkeit nicht alle Sonntage: habt Gott vor Augen und im Herzen? — Du kannst nicht schurkisch handeln an meinem einzigen Kinde, hast Du doch als braver Mann an mir gehandelt!"

„Also ist Lisette Euer einziges Kind, Herr Thomas? kein gnädiges Fräulein? beliebte also nur zu scherzen mit dem Fräulein? — Ich lebe wieder auf, denn jetzt — jetzt darf ich wenigstens doch hoffen. — Ja, Vater Thomas, Eure Tochter hat mir's angethan! sie sitzt so tief in meinem Herzen drin, daß ich vertrocknet wäre wie ein abgeknicktes Birkenreis, wenn ich die Qual noch länger hätte tragen müssen, sie als Fräulein nur demüthg verehren zu dürfen, da ich sie so gern aus vollem Herzensgrunde lieben möchte" — entgegnete Wilhelm, aus seiner Sinnesbetäubung nach und nach erwachend.

„Na, Fraulein Lisette“ — wendete der alte Jäger sich zu seiner Tochter — „stehst ja so betrübt dort, als ob Dir meine Ferkel Deinen ganzen Sonntagsputz zu Neste getragen hätten. Komm doch ein wenig näher, mein Kind, und gieb Antwort: warum hast Du hier dem armen Schulmeister ein Näschen gedreht in Deinem Hochmuthsdünkel? Du Fräulein Schneegans, Du!“

„Bitte, bitte Väterchen, sey nicht böse, und auch Du, Wilhelm, sey gut und freundlich; es war ja nur ein dummer Scherz von mir“ — erwiederte sie schmeichelnd — „Ich hatte mir's fest vorgenommen, Dir heute Alles zu entdecken; aber kaum hatten wir uns hier angetroffen, da kam auch schon Fräulein Philippine mit dem fremden Herrn den Weg herab, beide gingen nach dem Tannenbusche und deshalb zog ich Dich zur hohlen Eiche ins Gesträuch. Dort hätt' ich Alles haarklein Dir gestanden, wenn nicht nach wenigen Augenblicken schon der gnädige Herr Baron mit meinem Vater auch den Weg herabgekommen, und meine Angst, von ihnen hier entdeckt zu werden, mich daran verhindert hätte.“

„Also wirklich, Lisette, ich darf's jetzt wagen?“ — sprach Wilhelm mit dem Ausdrucke schüchterner Freude; doch sie fiel ihm sogleich ins Wort, ermuthigt durch ihres Vaters frohe Laune, und entgegnete ihm: „ja, wag' es, auf mein Wort! mein Väterchen ist seelengut, und ich — ich bin Dir gar nicht gram.“

„Hab' ich denn noch einen Kopf auf meinem Rumpfe? leb' ich denn? bin ich todt? oder ist das Alles nur ein Schattenspiel im Traume? ich bin ja der glückseligste Mensch von Allen, die das blaue Himmelsdach bedeckt!“ fuhr der glückliche Schulmeister fort, vor Freuden weinend und auf einem Beine herumhüpfend, wie ein fröhliches Kind. „Mein lieber, guter Vater Thomas“ — wendete er sich zu diesem, ihm taumelnd in die Arme sinkend — „darf ich bitten, Vater Thomas? gebt mir Lisette — ich bin zwar arm wie eine Kirchenmaus, aber mein Aemtchen ernährt mich und wohl auch eine Frau. Wenn es nun Eurer Tochter Wille wäre, und der Eure —“

„Na, na! ich merke schon, ich soll nun einmal keinen Jäger zum Eidam haben“ — unter-

brach ihn Thomas lächelnd — „Sein Aemtchen trüge freilich wohl genug für Euch beide — aber, wie sieht's binnen Jahr und Tag aus? denn bei Schulmeistern und Pfarrern zeigt sich der Ehesegen immer am fruchtbarsten. Nun, komm nur näher, mein Kind" — fuhr er freundlich zu Lisetten fort — „hast Dir ja einen regierenden Herrn zum Bräutigam gewünscht — da, nimm den wackern Schulmeimeister hin, in Gottes Namen! — Ich gebe Dir mein Wort, er wird mit seinem braunen Zepter die Bauerjungen zusammenregieren, daß die Schulstube wackelt — und — wegen der kleinen Familie laßt Euch nicht bange seyn — dazu hab' ich schon im Stillen ein rundes Sümmchen auf die Kante gelegt."

„Bravo, alter Thomas!" rief jetzt der Baron ihm zu, der bisher sich mit Georg von seinem alten Freund Wolf von Ylenburg unterhalten und nur des Jägers letzte Rede mit angehört. „Deinem Lebensretter gehört die Tochter! sie statte ich aus und seinem Gehalte lege ich jährlich funfzig Thaler zu; seyd Ihr zufrieden?"

Die Glücklichen stammelten ihren Dank, doch Hirschbach wollte nichts davon hören und trieb mit freudigem Ungestüm die ganze Gesellschaft zur Rückkehr nach dem Schlosse an.

20.

Unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen langten Georg und Philippine, am Arme des Barons — im seligsten Freudentaumel Wilhelm und Lisette, an des alten Thomas Seite, im Schloßgarten an. Da ertönte vom Rohrteiche her ein klägliches Gewimmer zu ihnen herüber. Alle stutzten, und in der Meinung, daß dort irgend ein Verunglückter schleuniger Hülfe bedürfe, eilten sie nach jener Gegend hin. Beim Lusthause standen sie still und horchten nach dem Wasser hinab, um die Gegend, woher der Klageruf erscholl, genauer bestimmen und dem Klagenden schnellen Beistand leisten zu können; doch Alle blickten bald einander staunend und fragend an, als sie jetzt deutlicher

vernahmen, daß das Aechzen hoch aus den Lüften zu ihnen herniederdrang.

„Es spuckt!“ flüsterten die Mädchen leise, graueten sich und drängten sich furchtsam an die jungen Männer; der alte Thomas murmelte etwas von der wilden Jagd in den Bart; Gec , und Vilhelm meinten, daß vielleicht irgend ein heirathslustiger Kater auf dem Dache des Lusthauses sein Hochzeitslied zum Besten gebe; der Baron Hirschbach aber hatte seine Blicke starr auf einen ziemlich hohen Baum geheftet und rief jetzt plötzlich aus: „ich hab's, Kinder! dort sitzt es auf dem Baume, doch weiß der liebe Gott, was das wohl seyn mag. Das Ding sieht einer Vogelscheuche ähnlich, und doch, der Stimme nach, scheint mir's ein Mensch zu seyn.“

Da ertönte es wieder vom Baume herab, leise ächzend: „ach, helft mir, guten Leute! meine Schultern, mein Rücken und noch manche andere Theile meines Körpers sind bereits so incurabel lädirt, daß ich zeitlebens werde wattirte Unterkleider tragen müssen!“

„Ey, plagt Sie dieser und jener? Guten Abend, Herr Baron von Hesterfeld!“ rief Hirschbach lachend zu ihm hinauf. „Sind Ihnen meine Betten zu weich, daß Sie sich so ein hartes Nachtlager erwählt? oder beehren Sie als Nachtwandler meine Bäume mit Ihren Besuchen, weil wir eben Vollmond haben? — Hätte Sie meiner Seele beinahe für ein Spuckding gehalten!“

Doch mit gedämpfter Stimme bat Hesterfeld den Sprechenden, schleunige Hülfe herbeizuschaffen. Eine Leiter wurde im Garten bald aufgefunden und von Georg, Wilhelm und Thomas der in den Lüften Schwebende aus seiner ängstlichen Lage befreit und auf den sichern, festen Erdboden gebracht. Hier stand er nun, noch immer wimmernd, mit beiden Händen sein Haupt bedeckend und ängstlich hinaufschauend nach dem Wipfel des Baumes.

„Sie haben doch nicht etwa auch gar noch am Kopfe Schaden gelitten?“ fragte ihn Hirschbach; doch er erwiederte verlegen: „o nein! ich glaube nicht — aber meine Tour, — die kalte

Abendluft —“ und dabei ließ er seine Hände auf einige Minuten vom Haupte herabsinken, daß die Umstehenden deutlich gewahrten, wie sich der helle Mondschein auf seiner kahlen Glatze spiegelte, gerade so, wie Philippine ihn im Traume gesehen.

„Dort oben hängt ja so ein Ding, sieht aus wie 'n Krähennest; das wollen wir bald herunterkriegen!“ rief Thomas aus, der mit scharfem Waidmannsblicke die Baumkrone durchspäht, und mit Hülfe einer langen Stange wurde es ihm möglich, den Baron von Hesterfeld mit seiner ihm unentbehrlichen Perücke wieder zu erfreuen.

Philippine aber war schon bei Hesterfelds ersten Worten von einem mächtigen Schrecken ergriffen worden, denn jetzt erst erinnerte sie sich wieder, daß sie vor länger als einer Stunde das zärtliche Liebespärchen hier eingeschlossen. Um ihre Tante ängstlich besorgt, öffnete sie nun schnell das Lusthaus mit dem Schlüssel, den sie noch bei sich trug, eilte die Treppe hinauf ins Zimmer und fand hier zu ihrem Erstaunen Emerentia noch auf dem Sopha aus-

gestreckt, doch nicht gerade in todtenähnlicher Ohnmacht, sondern nur — recht sanft schlummernd.

„Ist er unten?“ fragte sie noch halb im Schlafe, von Philippinens Zurufe erwachend, richtete sich auf, trat ans offene Fenster und rief hinab: „sind Sie glücklich hinuntergekommen, Sie leichtfertiger Springinsfeld?“

„Vor wenigen Minuten erst, Verehrteste!“ versetzte dieser unten kläglich, und sie entgegnete wieder: „freut mich unendlich, nun bin ich ganz beruhigt; denn ich glaubte schon, Sie hätten Ihre beiden lieben Beine morsch entzwei gefallen, und wurde schon deshalb von den ängstlichsten Träumen gequält!“

„Aber Schwester Emerentia“ — rief ihr Bruder zu ihr hinauf — „was machst Du so spät noch hier im einsamen Lusthause? Ich will doch nicht hoffen, daß Du den Herrn von Hefterfeld zum Fenster herabgeworfen? Was soll ich überhaupt von der ganzen Begebenheit denken?“

„Ich lustwandelte gegen Abend mit Ihrer Fräulein Schwester im Garten“ — erklärte ihm

Hesterfeld — „da nöthigte eine Maladie meine verehrte Begleiterin im Lusthause ein Ruheplätzchen zu suchen; ich folgte ihr dorthin. Endlich fällt es mir ein, durch mein Flötenspiel den langen Abend ihr zu kürzen. Ich eile meine Flöte herbeizuholen und finde die Thür verschlossen. Doch in meinem galanten Eifer, dem Fräulein eine elegante Unterhaltung zu gewähren, achtete ich keine Gefahr und war tollkühn genug, aus dem Fenster auf den Baum zu steigen, um von da herabzuklettern; aber kaum hatte ich posto gefaßt auf einem starken Aste, da — doch Sie waren sämmtlich Zeugen meines Malheurs. — O, unglückseliges Flötenspiel, das mir nie hätte einfallen sollen!“ rief er seufzend mit Schillers Ferdinand und rieb sich mit schmerzlich verzogener Miene die gequetschten Stellen seines Körpers.

„Aber durch welchen Zufall wurde die Thür verschlossen, und wer hat sie jetzt geöffnet?“ fragte Hirschbach wieder.

„Ich, mein Vater!“ — antwortete Philippine, die Emerentien aus dem Lusthause voran-

geeilt — „Vor wenigen Tagen erhielt ich von der Tante einen harten Verweis, daß ich sie unvermuthet auf ihrem Zimmer, in Gesellschaft des Herrn von Hesterfeld, überrascht, und da ich sie heute wieder beide im eifrigen Gespräche hier zusammentraf, verschloß ich im Scherz die Thür, damit sie ja nicht gestört werden sollten, und nahm den Schlüssel zu mir."

„Das war ein dummer Scherz, mein Kind" — erwiederte Hirschbach ernst — „stimmt gar nicht mit der Achtung überein, die Du Deiner Tante und meinem Gaste schuldig bist. Geh, bitte beide um Verzeihung, und wage so etwas nicht wieder, bei meinem Zorne!"

Philippine gestand reuig ihren Fehler, und erhielt Verzeihung, der Baron von Hirschbach aber wendete sich zu seiner Schwester mit der Frage: „wie konntest Du's ruhig mit ansehen, daß der arme Hesterfeld eine ganze Stunde lang so zwischen Himmel und Erde schwebte? warum hast Du nicht längst um Hülfe gerufen?"

„Glaubst Du wirklich, ich hätte ihn schweben sehen?“ erwiederte sie ihm. — „Schon als ich ihn stürzen sah, kribbelte mir's in den Augen, bald überraschte mich ein Todtenschlummer, ich fiel in Ohnmacht, aus welcher mich Philippine erst erweckte.

„O ja, sie schlief recht sanft!“ setzte diese leise und schelmisch lächelnd hinzu; Hirschbach aber sprach: „danken wir Gott, daß dieser Unfall noch so glücklich abgelaufen, und nun kommt mit mir ins Schloß; das Abendessen wartet auf uns; Alle, wie Ihr hier versammelt, seyd Ihr heute meine Gäste!“

Doch Hesterfeld bat, ihn von der Abendtafel zu dispensiren, indem er mit einer Jammermiene hinzusetzte: „je vais me coucher!“

21.

Beim Nachtmahle im Schlosse herrschte unter den beiden glücklichen Paaren der Geist der fröhlichsten, ungezwungensten Laune, der

gute Menschen gewöhnlich mit neuer Kraft belebt, wenn sie unverhofft ans erschnte Ziel ihrer Wünsche gelangen. Auch die beiden Alten theilten der Jugend heitre Stimmung, nur Emerentia saß schweigend und theilnahmlos, und entfernte sich bald, um dem Beispiele ihres geliebten Freundes Folge zu leisten.

„Jetzt aber, Du kühnster aller Schulmeister, die jemals den Bakel geführt" — wendete sich Hirschbach endlich zu Wilhelm — „erzähle uns doch das Ende Deines Kampfes mit jenen Strauchdieben, die dem alten Thomas zu Leibe giengen."

„Davon läßt sich nur noch wenig berichten" — entgegnete Wilhelm — „denn als mein Baumast an ihren breiten Schultern endlich zersplitterte, ergriff ich Thomas geladenes Gewehr, welches am Boden lag, und kaum erblickten sie die gefährlichere Waffe in meiner Hand, so flohen sie waldeinwärts. Ich ließ ihnen nicht Zeit, ihre Flinten zu laden, verfolgte sie wohl eine halbe Stunde weit; doch da sie die Schliche im Forste bes-

ser kannten, als ich, so schien mir mein Verfolgen fruchtlos. Ich begnügte mich daher, Ihnen meine volle Ladung nachzuschicken, und obgleich ich mich auf den Gebrauch des Feuergewehrs nur sehr wenig verstehe, hörte ich doch in demselben Augenblicke einen lauten Schrei im Busche, und glaubte sicher, daß Einer getroffen sey, wagte es aber nicht, mich selbst davon zu überzeugen, da ich, vom Laufen erschöpft, meinen Kräften nicht mehr traute, und in der abgelegenen Waldgegend, ohne Hoffnung auf fremde Hülfe, einen neuen Kampf für zu gefährlich und zwecklos hielt. Ich eilte deshalb zurück nach den Rothbuchen, um Euch, guter Thomas, Beistand zu leisten; doch wahrscheinlich hatte man Euch schon früher aufgefunden und nach Eurer Wohnung gebracht. Euer Mordgewehr hängt noch in meiner friedlichen Schulstube. Da mich eine gewisse Scheu abhielt, selbst nach dem Schlosse zu gehen, um es Euch zu überliefern, wollte ich die Gelegenheit abwarten, Euch im Forste zu begegnen, um es Euch dort zu übergeben.“

„Nun, so jubelt denn laut, Ihr wackern Waidmänner!“ — begann Georg. — „Durch des muthigen Schulmeisters rächende Hand, durch Philippinens zartes Mitleid, kam der berüchtigte Hirschteufel in meine Gewalt: er sitzt in Ketten und Banden im Kerker zu Fichtenhain.“

Ein lauter Ausruf des Erstaunens ertönte aus Aller Munde, und Georg fuhr fort, zu Philippinen gewendet: „erinnerst Du Dich noch des kranken Jägerburschen, den ich, auf Deinen Hülferuf herbeieilend, im Forste fand? den ich, als er sich unsern Hülfsleistungen widersetzen wollte, mit Gewalt nach Fichtenhain bringen ließ? Der Bauer, welcher den Auftrag von mir erhielt, ihn dorthin zu schaffen, übergab ihn dem Verwalter meines Oheims, der ihn willig aufnahm. Doch der Fremde, indessen wieder zur Besinnung gelangt, machte nun die ernstlichsten Versuche, mit Aufbietung aller seiner Kräfte sich den hülfreichen Bemühungen des Verwalters und seiner Leute zu entziehen, aber dieser, der die gewaltsame Ablehnung seines

Beistandes für Zeichen des Wahnsinns hielt, ließ ihn gebunden auf ein Lager bringen, und so fand ich ihn, als es mir gelang, der Kerkerhaft hier im Schlosse zu entgehen. Am andern Morgen ließ ich die Verwundung an seinem rechten Fuße untersuchen, und fand zu meinem Erstaunen, daß sie die Folge eines Schusses sey, wovon noch mehrere tief im Fleische sitzende Schrotkörner den Beweis gaben. Auf meine Frage: auf welche Art er sich eine solche Verletzung zugezogen? erhielt ich weder auf Bitten noch Drohungen Antwort, und erst vor wenigen Stunden ward mir deshalb ein näherer Aufschluß. Der Fichtenhainer Jäger hatte nämlich mit Hülfe einiger Bauern zwei mit Jagdgewehren bewaffnete Männer, als der Wilddieberei verdächtig, eingefangen, indem sie lauschend das Schloß meines Oheims umschlichen. Als ich sie vorläufig verhörte, bekannten sie sogleich, mit der Bitte um einen gnädigen Urtheilsspruch, daß es ihr Plan gewesen, ihren verwundeten Kameraden aus dem Schlosse zu befreien und in Sicherheit zu bringen. Ich

stellte sie dem bereits Gefangenen gegenüber, und dieser leugnete nun nicht länger, da er die letzte Hoffnung auf Befreiung durch seine Helfershelfer gescheitert sah, daß er wirklich jener berüchtigte Wilddieb — in der ganzen Gegend unter dem Namen Hirschteufel bekannt — und die Verwundung am Fuße die Folge eines Schusses sey, den er durch einen ihm Unbekannten erhalten, welcher ihn und einen seiner Kameraden, nachdem sie den Jäger Thomas aus Hirschbach angefallen, bis tief in den Forst verfolgt habe. Ferner gestand er, daß er die ganze Nacht nach diesem Vorfalle im Forste zugebracht, und von seinem Kameraden verlassen worden sey, um ihm Hülfe zu verschaffen, dessen langes Außenbleiben, auch Hunger und Durst, ihn endlich vermocht, sein sicheres Versteck zu verlassen, um in der Dämmerung die Landesgrenze zu erreichen, wo er seinen Wohnort habe; doch sey er in einem Fieberanfalle unter den fürchterlichsten Schmerzen dicht an der Hauptstraße niedergesunken. Nachdem ich nun die drei Verbrecher in sichere Haft brin-

gen lassen, entschloß ich mich, sogleich nach Hirschbach zu eilen, um Ihnen, Herr Baron, die Nachricht von der Gefangennehmung der ungebetenen Jagdgäste mitzutheilen, und mich zugleich wegen des Vorfalls, welcher mich selbst bei Ihnen in den Verdacht der Wilddieberei brachte, zu rechtfertigen; da traf ich am Ausgange des Forstes Philippine, wollte in ihrer Gesellschaft Ihre Rückkehr erwarten, trat, da ich den Schulmeister mit Lisetten dicht hinter uns bemerkte, ins Tannengebüsch, wo Sie uns selbst wenige Minuten später durch Ihren Zuruf überraschten."

„Was meinst Du, alter Thomas?" versetzte nun Hirschbach hocherfreut — „feiern wir beide nicht heute den festlichsten, glücklichsten Abend seit vielen Jahren? denn zwei großer Sorgen sind wir mit einem Male überhoben worden: erstens, unser Wild im Forste zu hüten; zweitens aber, der viel größeren Sorge — unsrer Mädchen Schritte zu bewachen! Mögen nun die jungen Herrn selbst sehen, wie sie den Wildfängen die Koppel

anlegen. Nun wird mir doch nach und nach Alles klar, was mir unbegreiflich schien; denn nicht wahr, Herr von Ylenburg, die beiden Mädchen zeigten Ihnen auch den Weg aus meinem festverschlossenen Thurme? und ich alter Narr fieng schon beinahe an, auf meine alten Tage noch an Zauberei zu glauben!"

Georg bejahete lächelnd seine Frage, und beeilte sich nun, ihm auch die widrigen Verhältnisse mitzutheilen, die ihn gezwungen, seinen Namen zu verleugnen, und von der unedel scheinenden Flucht Gebrauch zu machen.

„Ich kam von der Universität zurück" — begann er — „und eilte nach der Residenz des Nachbarlandes zu meinem Oheim, der nach dem Hinscheiden meiner beiden Eltern mich adoptirte und zu seinem Erben bestimmte. Hier traf ich einen meiner innigsten Freunde, den Grafen von Zillenstein, der mir schon in unserer ersten Unterredung entdeckte, daß er sich gezwungen gesehen, den Sohn des dirigirenden Ministers auf Piste-

len zu fordern, da er die Ehre seiner Braut, nachdem sie seine schändlichen Anträge zurückgewiesen, öffentlich beschimpft. Er bat mich, ihm in dieser Ehrensache als Secundant beizustehen, und ich sagte zu. Schon am andern Nachmittage fand das Duell statt. Auf ein Commandowort schossen beide zugleich: der Graf sank mit zerschmettertem Arme ohnmächtig an meine Brust, sein Gegner, durch eine Kugel in den Unterleib tödtlich verwundet, stürzte zu Boden. Mein Freund, als Herausforderer, mußte fliehen, ich als sein Secundant mit ihm. Das Landgut meines Oheims lag unfern vom Kampfplatze, und dorthin ließ ich im bereitstehenden Wagen den verwundeten Grafen bringen, entdeckte meinem Oheim die gefährliche Lage, worin wir uns beide befanden, und seine nachsichtsvolle Güte fand bald Mittel, uns in Sicherheit zu bringen. Nachdem mein Freund vorläufig nur einen leichten Verband erhalten hatte, flohen wir weiter, erreichten noch vor Mitternacht die Grenze, und kamen glücklich in Fichtenhain an. Hier war ich gänzlich

unbekannt, und ein Schreiben meines Oheims, welches ich bei mir trug, hatte seinen alten, treuen Verwalter mit der Gefahr, in welcher wir schwebten, so viel es nothwendig, bekannt gemacht. Ein verborgenes Zimmer nahm den Grafen auf; der Verwalter und ich waren seine Krankenwärter, ein verschlagner Wundarzt wurde durch Geld gewonnen, und so beschlossen wir, bis zu meines Freundes Wiederherstellung dort verborgen zu bleiben. Da ich bei den Leuten im Schlosse für einen Verwandten des Verwalters galt, auch, wie mir berichtet wurde, unsre Feinde die Spur unsers Aufenthaltes nicht ahneten, so wagte ich's, in schlichter Jägerkleidung zuweilen im Forste herumzustreifen, wozu mich später, nachdem ich Ihre Fräulein Tochter zum ersten Male dort erblickt, ein unwiderstehlicher Drang meines Herzens öfter verleitete. Da geschah es denn auch, daß ich in blinder Uebereilung, um Philippinen meine Sicherheit als Schütze zu beweisen, woran sie spottend zweifelte, ein Wild in Ihrem Forste

erlegte, und so zu dem Mißverständnisse Veranlassung gab, welches mich in Ihren und Ihrer Untergebenen Augen zum gefürchteten Wilddiebe stempelte. Wiewohl nur ungern, benutzte ich doch die mir dargebotene Flucht, indem ich fürchtete, vielleicht vor einem öffentlichen Gerichte zu meiner Rechtfertigung meinen wahren Namen entdecken zu müssen, und auf diese Weise meinen Freund mit mir zugleich der Gefahr auszusehen, entdeckt und ergriffen zu werden. Gestern erhielt ich die Nachricht von meinem Oheim, daß er durch Vermittelung es bewirkt, daß ich nur mit der sehr gnädigen Strafe einer dreijährigen Landesverbannung belegt worden sey; auch meldete er mir, daß man Hoffnung hege, das Leben des Ministersohnes zu retten. — Diesen Morgen hat mein Freund, von seiner Wunde beinahe völlig genesen, seine Flucht weiter fortgesetzt, und befindet sich wahrscheinlich jetzt schon in gefahrloserer Sicherheit, als bisher. Meine Strafe werde ich um so leichter ertragen, da ich sie jetzt nur als eine

glückliche Laune meines Schicksals betrachte, die mir den Pfad zu meinem künftigen Lebensglücke zeigte, und wenn ich Philippinens Herz verstanden, wenn Sie, Herr Baron," meine heißen Wünsche mit Ihrem Vatersegen krönen, dann bin ich fest entschlossen, Fichtenhain nie mehr zu verlassen."

„Nun, mein Täubchen — sag', wie steht's mit Deinem Herzen?" begann Hirschbach, durch Georgs Erzählung völlig befriedigt, zu seiner Tochter. — „Glaub's schon im voraus: der wird Dir besser behagen zum Ehegemahl, als der Baron von Hesterfeld. Schau nur die krausen Locken an, das ist ein ächter, natürlicher Schmuck! ich gebe Dir mein Wort, der trägt keine Perücke."

„Ja, ich bin ewig Dein, Georg!" — flüsterte Philippine, und lehnte ihr Köpfchen verschämt auf Ullenburgs Schulter, der sie hochentzückt in seine Arme schloß.

„Unsere Brautpaare sollen hoch leben!" rief Hirschbach nun in der fröhlichsten Lau-

ne, hielt sein volles Glas hoch empor, und die hellen Freudenthränen rollten über seine Wangen herab, indem er, lächelnd auf die Glücklichen herniederschauend, fortfuhr: „der Habicht und mein Täubchen, hoch! und dreimal hoch!“

Da ergriff auch der alte Thomas sein Glas, und versetzte frohbewegt: „da Sie mir und den Meinigen die Gnade erzeigt, gnädiger Herr, an Ihrer Tafel Theil zu nehmen, so erlauben Sie mir auch, auf meiner Kinder Wohl dies volle Glas zu leeren, und aus tiefstem Herzensgrunde dazu auszurufen: der Staar und mein Schneegänschen!“

„Bravo, Thomas!“ rief Hirschbach lachend, und aus seinem wie aus Georgs und Philippinens Munde ertönte ein lautes: „Hoch!“ dem Schulmeister und seinem Bräutchen zu Ehren.

22.

Kaum hatte der nächste Frühling mit seinem ersten zarten Grün, nur hier und da von bunten Blumenknospen durchwebt, die Wiesen und Wälder bekleidet, da wandelten an einem heitern Sonntagsmorgen Georg von Ellenburg und Philippine, der Schulmeister und Lisette — welche von der jungen Gebieterin eine schwere goldene Kette mit goldenem Schlüssel, zum Andenken der nächtlichen Befreiungsscene, als Brautschmuck erhalten — nach dem Gotteshause im Dorfe Hirschbach, wo der alte Pfarrer durch den Segen der Kirche ihre Verbindungen weihete.

Tante Emerentia aber und der Baron von Hesterfeld begaben sich bald darauf als Verlobte nach der Residenz des Nachbarlandes, wo sich der letztere vom Vermögen der erstern eine eben feilgebotene Hofcharge gekauft, wurden dort vermählt, und führten eine Ehe, von der sich nicht viel sagen läßt.

Georg blieb in Fichtenhain, verlebte dort die seligsten Tage mit seiner Gattin in Gesellschaft seines guten Oheims und des wackern Hirschbach; beide wetteiferten mit einander, die häufigsten Besuche bei dem glücklichen Pärchen abzustatten, welches sich nach einigen Jahren schon zur süßesten Pflicht machte, ein Nestchen voll ganz allerliebster Habichte und Täubchen mit zärtlicher Sorgfalt zu hüten und groß zu ziehen.

Auch die jungen Eheleute in der Schulmeisterwohnung fühlten sich unter ihrem minder stattlichen Dache nicht minder glücklich, und der alte Thomas vergaß in spätern Jahren noch manchmal sein Revier, wenn er die kleinen Staarmätze auf seinem Schooße mit Milch und Semmel fütterte, und sie „Großpappa" sprechen lehrte.

1915 c 36

Freischützfunken.

Drei Erzählungen

von

Moriz Reichenbach.

I. Der Jungfernkranz.
II. Veilchenblaue Seide.
III. Morgen Er oder Du!

Drittes Bändchen.

Leipzig, 1830,
bei Christian Ernst Kollmann.

I.

Der Jungfernkranz.

1.

Der Wächter hatte bereits die eilfte Stunde gerufen und faſt ſämmtliche Bewohner Elſendorfs lagen in tiefer Ruhe, in des Schlafes Armen neue Kräfte zu ſammeln zum morgenden Tagewerk. Nur der Pächter, Franz Töming, war noch munter und ſaß, beim Lampenſchein mehrere Papiere durchſehend, vor ſeinem Schreibtiſche; denn er war am Nachmittag deſſelben Tages von einer weiten Reiſe, welche er in Erbſchaftsſachen hatte unternehmen müſſen, zurückgekehrt, nachdem er wohl ein Vierteljahr von ſeinem Pachthofe entfernt geweſen.

Hinter dem Ofen, auf einer Bank ausgeſtreckt, lag Claus, ſein Großknecht, und gab durch lautes Schnarchen zu erkennen, daß er bereits entſchlafen ſey. Der Pächter

ſaß noch lange, tiefſinnend bald auf ſeine Papiere, bald hinaus blickend in die dunkle Nacht. Nichts ſtörte ihn in ſeiner Einſamkeit. Im Hauſe war es ruhig, Alles ſchlief, und nur das Schnarchen des Knechtes und das eintönige Picken der Penduluhr waren die einzigen Laute, welche die tiefe Stille unterbrachen. Der Schlaf ſchien den Pächter zu fliehen, denn in ſeinem Innern war's unruhig — ja ſtürmiſch. Tiefe Seufzer drangen jetzt — als er die Papiere von ſich gelegt — über ſeine Lippen, ja, eine Thräne ſchien ſein Auge zu befeuchten, und feſt drückte er die rechte Hand auf ſeine Bruſt, als ob er den Schlag des empörten Herzens dämpfen wollte; kurz, er gebehrdete ſich ganz wie ein Verliebter, der die Untreue ſeines Mädchens zu beklagen hat.

Der Pächter war ein junger, anſehnlicher und wohlhabender Mann, der einer braven Frau zu ſeiner Haushaltung nothwendig bedurfte, deshalb verdachte es ihm Niemand, daß er verliebt war; doch daß er ſich kurz vor ſeiner Reiſe mit der armen

Schulmeisterstochter, einer Waise, feierlich verlobt, das verdachte man dem reichen Manne gar sehr. Freilich war Marie das schönste Mädchen im Dorfe, wirthschaftlich und mit treuer Liebe ihm zugethan. Auch ihre Tugend und Sittsamkeit mußten bisher die ärgsten Lästermäuler respektiren — doch jetzt — jetzt entfesselten Neid und Mißgunst ihre spitzen Zungen, denn Marie hatte sich — kurz nachdem der Pächter seine Geschäftsreise angetreten — auch von Elsendorf entfernt, Niemand wußte warum? und wohin? Selbst der Pächter war erstaunt und tieferschüttert, als er bei seiner Rückkehr die Abwesenheit seiner Braut erfuhr. Sie hatte ihm ihre Entfernung auch mit keiner Zeile gemeldet, keine Nachricht deshalb hinterlassen. Ueberhaupt hatte er nur einen einzigen Brief, und zwar gleich nach seinem Eintreffen in dem Orte, wo er seine Erbschaftsangelegenheiten betrieb, von ihr erhalten. So quälte er sich nun schon seit seiner Ankunft, eine mögliche Ursache aufzufinden, warum sie ihren Geburtsort auf ei-

ne so geheimnißvolle Weise verlassen? Doch vergebens marterte er sich mit Entzifferung dieses Räthsels, das ihm immer dunkler wurde, und immer neuen Stoff zu Zweifeln an ihrer Liebe und Treue gab.

Er liebte sie ja so aufrichtig und warm; er hatte sich ihres Wiedersehens so innig gefreut und deshalb seine Rückkehr beschleunigt, und jetzt war sie verschwunden — spurlos verschwunden — Niemand wußte wohin? — Deshalb floh ihn der Schlummer, deshalb blutete sein Herz und drohte, ihm die Brust zu zersprengen. Seine Einsamkeit, die düstre Ruhe, die ihn umgab, war ihm drückend. Er sehnte sich nach Zerstreuung; doch wo sollte er diese so spät noch finden im schlummernden Dorfe?

Endlich sprang er vom Stuhle auf, öffnete das Fenster und blickte in die Nacht hinaus, durch deren Schleier nur hier und da einzelne Bauernhäuser durchleuchteten; ganz in der Ferne aber flimmerte von der Pastorwohnung, welche dicht am Kirchhofe gele-

gen, noch ein helles Lichtchen drüber. Je länger er aber in die Dunkelheit hinausstarrte, desto deutlicher traten nach und nach alle Gegenstände aus der Nacht hervor. Er sah an der Ecke des großen Brauhauses, unter dem Wetterdache, den Dorfwächter, auf seinen Spieß gestützt; zu seinen Füßen zusammengekrümmt, doch die spürende Nase nach allen Himmelsgegenden richtend, dessen treuen Hund. Er bemerkte jetzt, dicht am Zaune, ein wanderndes Wesen, welches in hüpfender Bewegung sich zu nähern schien; doch die in sonderbarer Verhüllung versteckten Formen desselben ließen ihn in der Dunkelheit nicht entscheiden, ob es Mann oder Weib? Es hüpfte, lustig wie es schien, den Zaun entlang, gerade auf des Pächters Wohnung zu, doch auffallend kontrastirte mit den seltsamen Sprüngen die feierliche Grabesweise, die es in widerlichen Tönen zuweilen hören ließ. Der Dorfwächter schien es auch zu bemerken, aber er wendete sich ab, ging leise hinter das Brauhaus, als ob er ausweichen wollte, und sein treuer Hund

kroch ihm winselnd nach. Da bemächtigte sich des Pächters eine namenlose Angst, er schloß das Fenster, warf sich in den Sorgenstuhl und ein kalter Schauder durchbebte ihn bis ins innerste Mark.

2.

Obgleich dem Zeitgeiste gemäß so mancher erleuchtende Strahl der Aufklärung schon bis in die dürftigste, dunkelste Hütte der Umgegend gedrungen war, blieb doch in Elsendorf der Aberglaube wie ein unvertilgbares Unkraut einheimisch und wucherte reichlich, vom Vater forterbend auf den Sohn. Auch Franz Töming war unter Gespenstermärchen, schauerlichen Sagen, Bibelsprüchen und Predigten, zur Gottesfurcht und Geisterfurcht erzogen worden; denn sein Vater war ein ächter Bauer, der neben einem gesunden Gottesglauben, den tollsten Aberglauben in seinem Herzen nährte, und Bibel und

Traumbuch als die glaubwürdigſten, heiligſten Bücher in der Welt betrachtete. Daher kam es, daß Franz ſeine Landwirthſchaft zwar ganz trefflich zu führen verſtand, ſich auch in dem kleinen Kreiſe, den ihm ſeine Lebensverhältniſſe vorgezeichnet, wohl zu bewegen wußte, doch Alles, was darüber hinaus ging, ſchien ihm ein fremdes Land, das er mit ſeinen Blicken nicht durchdringen konnte. Darum blieb er auch gern in ſeiner einförmigen Bahn, und es fiel ihm gar nicht ein: daß ſich auch der kleinſte Verſtand durch zarte Bildung, Fleiß und Mühe ausdehnen und bereichern läßt. Es ging ihm gerade ſo, wie den übrigen Bewohnern des Dorfes, denn ſo ſehr der wackre Pfarrer ſich auch bemühte, ihr trocknes Hirn alle Sonntage mit kräftigen Worten einer geſunden Vernunftlehre durchzuknaken, blieb ſein Beſtreben doch unbelohnt, denn der gute Saamen, den er ausſtreute, fiel nieder auf einen verbrannten Haideboden, wo er nutzlos liegen blieb oder elendiglich unter dem Unkraut erſtickte.

Der Pächter gedachte nun, beim Anblick der sonderbaren, nächtlichen Erscheinung, aller Ammenmärchen wieder, die er sich oft als Knabe von der alten Mutter Mumm — auch Mummliese genannt — erzählen ließ, welche Pathenstelle bei ihm vertreten, weil sein Vater glaubte, sie würde seinem Sprößlinge ein Weniges von ihrer Weisheit einbinden. — Hexen und Kobolde, Riesen und Zwerge wogten in seiner Phantasie durcheinander und immer neue Schreckbilder rief nach und nach die Erinnerung ins Leben, so daß er zitternd es nicht wagte, aufzublicken, und mit beiden Händen sein Gesicht verhüllend, die Beine anziehend, sich im Lehnstuhl zusammenkauerte.

Noch tönte der schreckliche Grabgesang durch die stille Nacht; noch konnte man es deutlich vernehmen, wie das unheimliche Wesen immer Sprung für Sprung sich fortbewegte, gerade auf die Pächterwohnung zu. Jetzt war es draußen plötzlich still geworden und auch im Zimmer regte sich nichts mehr.

Die Wanduhr war stehen geblieben, der Knecht schlief regungslos und athmete kaum hörbar; doch wie vom Blitz getroffen sprang er auf von seinem harten Lager, in demselben Augenblicke, als an der Hausthür drei Schläge ertönten, die weit hinausschallten durchs ganze Dorf. Noch rieb er sich die Augen und glaubte, er habe geträumt und sey im Traum erschrocken, doch sein Herr fuhr unruhig auf dem Stuhle hin und her, sein Angesicht war bleich, sein Auge starr und seine Lippen bewegten sich zuweilen, als ob er leise Stoßgebete murmelte.

»Verdammter Poltergeist!« brummte der Knecht in den Bart und wollte sich wieder hinter den Ofen zurückziehen; doch kaum hatte er das rechte Bein ausgestreckt auf der Bank, indem er das linke zum Behuf des schnellern Aufraffens noch auf den Boden stützte, da erklang es von unten herauf, dicht unter dem Fenster, mit weinerlicher Stimme: »Mach' auf, mein Fränzchen! Mach' mir auf!«

Doch konnte der Pächter seiner Angst nicht Meister werden, die immer höher stieg und jedes Aufkeimen eines Entschlusses verhinderte, ob er die Thür öffnen solle oder nicht? Sein Knecht war beherzter, denn er raffte sich zum zweiten Male auf und ging ans Fenster. Indem er es aber öffnete und hinabschaute, rief's unten wieder, doch nicht mehr bittend, sondern ungeduldig: »Mach' auf, Franz! zaudre nicht! Mach' auf, Du Bube, Du!«

»Gleich, gleich!« antwortete der Knecht und sprach zum Pächter: »Soll ich, Herr? 's ist Mitternacht, und die da unten bringt bei Tag nichts Gutes, viel weniger zu solcher Stunde.«

»Wer ist's?« fragte der Pächter nun erst mit einiger Fassung, und kaum hatte der Knecht ihm berichtet: es sey die alte Mummliese, welche Einlaß begehre, als es noch heftiger zum dritten Male rief: »Mach' auf, Franz! Mach' mir auf, Du Bube!«

Erschrocken fast, über den heftigen, gebietenden Ton, stand Franz vom Stuhle auf, wie Einer, der sich ungern zum Gehorchen genöthigt sieht, und sprach zum Knechte: »Im Namen Gottes, öffne nur das Thor. Wenn's nicht geschieht, so thut sie mir und meinem Hause Böses an.«

»Mög' das der Herr verhüten! ich schlag mein Kreuz und laß die Hexe ein!« erwiederte Claus, ging, und öffnete das Thor.

3.

Noch hatte der Pächter seine Sinne nicht gesammelt; gedankenlos stand er noch immer, seine Blicke nach der Thür gerichtet, und als nun die vermummte Alte jetzt hereinsprang, sich bald hier am Tisch, bald dort am Stuhle mit der einen Hand festhaltend, bis zum Fenster hüpfte, wo er stand,

da wäre er gern weit, weit von ihr zurückgewichen, hätte nicht die Fensterbrüstung, wo er angelehnt, ihm jeden Rückzug unmöglich gemacht.

Das Weib, welches jetzt auf einem Beine vor ihm stand, indem das Andere, bei weitem Kürzere unaufhörlich in der Luft hin und herbaumelte, um so das Gleichgewicht des schwankenden Körpers zu erhalten, trug bäurische Kleider von dunkler Farbe. Ein weiter, schwarzer Tuchmantel verhüllte ziemlich die ganze Gestalt; auch hatte sie den Kopf mit einem schwarzen Tuche bedeckt, so daß nur wenige schneeweiße Haare darunter hervorschimmerten. Ihr mumienartiges Gesicht zeigte tiefe Züge; die Haut war gelb und eingetrocknet, ihr Auge glänzend, doch unsicher war der Blick und irre.

So stand sie vor ihm und schleuderte den Stuhl, den ihr Franz, sie stumm zum Sitzen einladend, zuschob, laut lachend von sich, indem sie die klapperdürre Hand erhob und zu ihm sprach: »Denkst Du, die alte

Liese kommt als Gast zu Dir um Mitternacht? Ei, Du Narr! Mich treibt der Wurm zu Dir, der mir am Herzen frißt, und rächen möcht' ich mich an Dir — recht blutig rächen!«

Claus, der unschlüssig an der Thür stand, schlug ein Kreuz, und so gewaffnet trat er näher auf sie zu und streckte seine Riesenhand nach ihr, wohl in der guten Absicht, seinen Herrn von dem fatalen Nachtbesuche zu befreien; doch mit Furienblicken und mit drohender Gebehrde begegnete sie augenblicklich diesem Angriff, und kreischte ihm entgegen: »Laß nur das Thor noch offen, will's schon wieder sperren. Jetzt heb den Fuß und geh! verschließ Dein Ohr, sey taub! verschließ Dein Aug, sey blind, und schlaf und träume bis der Hahn Dich weckt, sonst schwör' ich Dir's bei allen bösen Geistern —«

Doch der Knecht ließ sie ihren Schwur nicht vollenden. Muthlos war er bei jedem ihrer Worte immer weiter, bis zur Thür zurückgewichen, und stürzte nun, als ob

der böse Feind ihn schon beim Kragen hätte, nach seiner Kammer, wo er zähnklappend, nachdem er sein Lager gesucht, sich tief unter die Bettdecke verkroch.

Dem Pächter, der sich nun mit der Alten ganz allein sah, erpreßte endlich die Angst die zaghafte Frage: »Was wollt Ihr hier? Laßt mich in Ruh'!«

»In Ruhe!« schrie die Alte mit schneidender Stimme, und hochroth färbte der Zorn ihr Angesicht. »Hast mir die Ruhe doch gestohlen, daß ich irr und flüchtig wandle, ohne Ziel! Hast mir mein Enkelchen gemordet — ja, mein Gretchen hast Du mir ins Grab gebracht, und Alles ist nun dunkel um mich her, und todt und leer. Ich hatte nur mein Herz fürs liebe Enkelchen, so ganz allein; ich liebte auf der grossen, weiten Welt sonst keinen Menschen, nur mein Gretchen — ach! wie liebt' ich sie! — Doch der grimm'ge Tod kennt kein Erbarmen! Ich habe Tage lang geheult, gebetet, mir die Brust zerschlagen, aller Welt geflucht, daß meine Nachbarn von

mir wichen und mich allein ließen mit der kalten Leiche. Da saß ich Tag und Nacht und hatte sie im Arm, und als sie nun im Sarge lag, im weißen Sterbekleide, und die Männer kamen und schraubten den Deckel fest, da kratzt' ich mit den Nägeln in den Sarg, ich wollte sie noch ein Mal sehen — aber unbarmherzig rissen sie mich fort und sperrten mich in meine dunkle Kammer. Mein Gretchen aber trugen sie hinaus zum Kirchhof, und senkten sie dort tief hinab ins kühle Bett — tief — tief hinab. —« Mit weicher Stimme hatte sie die letzten Worte gesprochen; sie verhüllte mit dem schwarzen Tuche ihr Gesicht und schluchzte leise ohne Thränen.

Der Pächter stand erschüttert, und schon hatte Mitleid seine Furcht zum Theil verdrängt, als er ihr näher trat und verwundert sprach: »Wie? Euer Gretchen todt? das hör' ich jetzt zum ersten Male.«

»Todt! todt!« schrie die Alte plötzlich, ihr Gesicht enthüllend, und stieß ihn wüthend mit der ausgestreckten Hand von sich.

»Du hast sie gemordet! Du, treuloser Bube! Ihre brennend heiße Liebe zu Dir hat ihr Leben endlich aufgezehrt. Wer hieß Dich wie ein Narr mit ihrem Herzen spielen? Warum versprachst Du mir, mein Enkelchen ins Brautgemach zu führen, und ließt sie sizzen mit dem bangen Liebesgram um Dich, und hast mit einer Andern Dich verlobt? Das war das Messer, das Du ihr ins Herz gestoßen; sie konnte nicht mehr leben mit der tiefen Wunde — seit jenem Augenblicke, in dem Du mit Marien Dich verlobtest, fing sie an zu sterben, und der Tod, um sich an ihrer Qual zu weiden, drückte so recht langsam und doch täglich immer mehr das kranke Herz mit seiner Knochenhand zusammen, bis der letzte Tropfen Blut herausgepreßt, bis es nun, kalt gewürgt, sich nimmer regte.«

»Und war es meine Schuld, daß ich die Liebe Deiner Enkelin nicht erwiedern konnte?« erwiederte Franz, furchtsam und verlegen, mit unsicherer Stimme. »Hast Du nicht diese Liebe angefacht durch Dein Gau-

kelspiel in der Sylvesternacht, wo Du ihr mein Bild zeigtest, als sie ihren Bräutigam zu sehen verlangte? Hast Du nicht mein Herz umstrickt mit Deiner Kunst, daß ich Dir willenlos mein Wort gab?«

Doch giftig und mit lauernden Blicken entgegnete die Alte ihm: »Ei, ei! wie ling! Du wälzest mir die Schuld zu — meiner Kunst? — Was glaubst Du denn, was ich für Künste treibe? — Mein Gretchen liebte Dich, sie war so fromm und schön, wie Du ein Bräutchen Dir nur wünschen konntest; das reizte Dich, das hatte Dein Herz umstrickt. Doch nur auf kurze Zeit. Dein leicht bewegliches Gemüth fand bald Marien auch fromm und schön, ja schöner noch vielleicht als mein Täubchen, das in der Todesstunde mich noch bat: ich möchte ihr den Brautkranz flechten, denn sie wolle noch im Tode als Deine Braut zum Himmel eingehn. Sie reichte mir das blanke, silberne Messerchen, das Du ihr vor zwei Jahren schenktest am Kirchweihfest, damit sollt' ich das Kränzchen schneiden vom

Myrthenstock im Fenster; doch der war in der vor'gen Nacht ganz abgestorben, und ohne Kranz lag sie am andern Tage im schmalen Sarg. Da war ich meiner Sinne nicht mehr mächtig, mir war's, als siedete mein Hirn, als drehte sich mein Haupt im Kreis herum auf meinen Schultern. Doch jetzt, jetzt kann ich wieder denken. Ich gedachte längst schon ihrer Bitte, doch meine Nachbarn hielten mich noch immer eingesperrt; sie sagten, ich sey toll, und hatten mir die Krücken weggenommen. So hab' ich heute denn gewartet, bis es dunkel wurde, und sprang durchs Fenster ohne Krücken und schleppte mich so fort; kroch durch den Zaun in Deines Bräutchens Garten, dort hab' ich ihr die Myrthe weggenommen — sieh! sieh! — sie steht in voller Blüthe, weiß, weiß, wie meines todten Gretchens Antlitz, die zarten Knöspchen alle. Ich will das Bäumchen auf ihr Grab pflanzen, zu ihrem Haupte soll es Wurzel schlagen, drei Zweige schneid' ich davon ab mit meines Gretchens scharfem Messerchen und winde sie

zum Kranz und häng' ihn auf am grünen Hügel; will ihn dort bewachen Tag und Nacht. Da kommt vielleicht — wenn die Geister beim Mondenschein auf dem Kirchhofe wandeln — mein bleiches Kind zu mir und holt ihn sich. Horch! horch!« fuhr sie mit hohler Stimme fort, durchs Fenster blickend, in der Richtung nach dem Friedhofe, »zwölf schlägt's vom Thurm; siehst Du dort das Licht, das langsam hüpft von Grab zu Grab — still — leise — daß wir's nicht verscheuchen. — Ich komme schon, mein süßes Enkelchen, die grüne Myrthe trag' ich unterm Mantel — das Messerchen, das trag' ich tief versteckt im Busen. Ha! ha! ha! wie wird Dein Bräutchen emsig nach der Myrthe suchen, wenn's zur Hochzeit geht. Ja, Franz, die Untreue will ich Dir vergelten! ich wünsche keine gute Nacht Dir und kein Lebewohl, ich nehme Deine Ruhe mit von dieser Stunde an! Verfolgen will ich Dich und Deine Braut, Zwietracht will ich in Eure Herzen bannen, daß sie dort nimmer weicht, daß Euch des

Priesters Segen nimmer eint. Marien soll der Jungfernkranz nie schmücken, er soll in Staub zerfallen, wenn er nur ihr Haupt berührt, und Reue, bittre Reue soll Dich langsam morden, wie mein Kind der Liebesgram gemordet!« — Nachdem sie in immer steigender Bewegung diese Worte ausgestoßen, schien Wahnwitz ihre Sinne zu verwirren; denn sie sprach noch einige Minuten unzusammenhängend fort, mit wüthenden Gebehrden, bis sie endlich unter schallendem Gelächter, wieder von Stuhl zu Stuhl hüpfend, sich entfernte.

Der Pächter hörte noch, wie sie die Hausthür zuschlug, noch ein Mal hell auflachte, und dann, ruhig ihre Grabesweise singend, nach dem Kirchhofe hüpfte. Als er sich aber auf sein Lager geworfen, und rings um ihn die tiefe Todtenstille, fesselte die schrecklichste Betäubung alle seine Sinne, und träumend halb, halb wachend, oftmals aufgeschreckt durch furchtbare Gesichte, brachte er den Rest der Nacht hin.

4.

Erſt am andern Morgen, als die Sonne ſchon geraume Zeit durchs Fenſter blickte, trat dieſer ganze Auftritt wieder recht lebendig vor ſeine Seele, und er ſchauderte unwillkührlich zuſammen, als er der fürchterlichen Drohungen gedachte, welche die Alte gegen ihn ausgeſtoßen. Als er ſpäter zur ruhigern Ueberlegung gelangte, erwog er, ob irgend eine Schuld an Gretchens Tode auf ihm laſten könne? Die alte Pathe hatte ihn ſonſt oft heimgeſucht, ihn oft gequält mit ihren Wünſchen, ihn und ihr Enkelchen vereint zu ſehen, daß er ſich faſt willenlos Gretchen näherte, welche freilich ihre heiße Liebe zu ihm nicht verbergen konnte, und ihn, entgegenkommend, an ſich feſſelte. Doch bald bereute er das Wort, das er ihrer Mutter gab und je höher ihre Liebe zu ihm ſtieg, deſto mehr zog er ſich nach und nach von ihr

zurück, denn er fand bald, daß sie kein Weib nach seinen Wünschen war. Ihr schwächlicher Körper, ihre bleiche Gesichtsfarbe, verriethen schon damals eine langsam verzehrende Krankheit, und verzogen von ihrer Großmutter mit wahrer Affenliebe, konnte sie Tage lang die Hände in den Schooß legen, nur ihren Träumen nachhängend. Deshalb entfernte er sich immer mehr von ihr, verließ sie endlich ganz und fand in Marien, auf deren blühendem Antlitz Gesundheit und ein frohes Herz sich unverkennbar spiegelten, den Inbegriff aller seiner Wünsche, denn sie liebte ihn wahrhaft und besaß alle Eigenschaften zu einer rüstigen, thätigen Hausfrau. Ihre Armuth schreckte ihn nicht ab, denn er war reich, und so lebte er schon seit geraumer Zeit in dem seligen Vorgefühle seines künftigen häuslichen Glücks. Um so mehr hatte ihn die Nachricht ihres plötzlichen Verschwindens beängstigt. Sollte er dieses vielleicht mit den Drohungen der alten Pathe zusammenreimen? da er diese jetzt mehr fürchten zu müssen glaubte, als den

Erbfeind der Menschen. Denn sie stand allgemein beim Elsendorfer Bauernvolk in dem Rufe, schwarzer Zauberkünste mächtig zu seyn, und kein Unglück geschah im Dorfe, welches man ihr nicht Schuld gegeben hätte. Man wollte selbst behaupten, der Böse habe sie gezeichnet mit dem kurzen Beine, welches sie mit auf die Welt gebracht; doch meinten Andere wieder, daß sie dies bei einem Sturze von ihrem hölzernen Rößlein davongetragen, auf welchem, wie Viele gesehen zu haben betheuerten, sie alljährlich in der ersten Maiennacht zum Blocksberg reite. Soviel blieb gewiß sie war eine reiche Frau, sagte Todesfälle und Hochzeiten, auch Ueberschwemmungen, Hagelschlag und Feuersbrünste voraus, hatte mit Niemandem vertrauten Umgang, quälte ihr Gesinde unaufhörlich, und wurde nach dem Tode ihrer Enkelin für toll erklärt von Jedermann, obgleich sie Beweise gab, daß ihre Vernunft zuweilen, doch nur auf kurze Zeit, wiederzukehren schien.

Indem nun Franz noch überlegte, auf welche Weise er sie sich wieder versöhnen könne — denn dem Abergläubigen schien ihr Zorn sehr gefährlich — trat der Dorfbarbier Sabel zu ihm ein, verneigte sich tief, seiner glücklichen Rückkehr hocherfreut, und bereitete sich geschäftig, unter Mittheilung von mehr als hundert Dorfneuigkeiten, seine Kunst, die ihn hierhergeführt, an seines Gönners Barte zu bewähren. Doch kaum hatte er sein Messer angesetzt, als er, wie sich plötzlich besinnend, inne hielt, und seine Verwunderung ausdrückte, daß der Pächter noch nicht angekleidet, da doch seine Braut in vergangener Nacht in aller Stille wieder angekommen sey.

»Ja, ja!« fuhr er fort, als Franz, Trotz seines eingeseiften Bartes, vom Stuhle aufsprang und fast mit beiden Beinen zugleich in die Stiefeln fuhr, »ich habe sie selbst schon am Fenster gesehen, die liebwertheste Jungfrau Marie —« und indem er das vorletzte Wort scharf betonte, lächelte er geheimnißvoll und sprach weiter: »sie

ſieht faſt auffallend bleich aus, wahrſcheinlich von der Reiſe, läßt ſich denken!« Dabei ergriff er mit aller Höflichkeit, die ihm zu Gebote ſtand, den Pächter bei beiden Schultern und wollte ihn wieder auf den Stuhl niederdrücken, um das angefangene Werk ſchnell an ihm zu vollenden; doch dieſer ließ ſich nicht dazu bewegen. Er war im Geiſte nur mit ſeiner Braut beſchäftigt, hatte ſelbſt des Barbiers letzte Worte gänzlich überhört, trocknete ſich in Eile die Seife aus dem Geſichte und ſtürzte, ohne jenen weiter zu beachten, zur Thür hinaus, gerade nach Mariens Wohnung.

Erſt gegen Mittag kehrte er von dort zurück, und, wie es ſchien, etwas ruhiger. Zwar hatte ſie ihm noch immer den Grund ihrer ſchnellen Abreiſe, ſo wie den Zweck ihres Aufenthaltes an einem fremden Orte verſchwiegen, deſſen Namen ſie ihm nicht einmal nannte; doch blickte ſie ihm ja ſo unſchuldig ins Auge, drückte ſeine Hand ſo treuherzig an ihre Bruſt und verſprach ihm heilig: ihm vielleicht recht bald alles zu ent-

hüllen. Nun forschte er nicht weiter nach ihrem Geheimnisse, sondern drang in sie — war es der Wunsch nach Beschleunigung seines Glückes, war es Furcht vor den Drohungen der alten Mummliese — den Tag zu bestimmen, der sie beide auf ewig vereinigen sollte. Doch ließ sie sich auch dazu nicht bewegen, obgleich sie ihm die Schwüre ihrer ewigen Liebe und Treue mit der innigsten Zärtlichkeit wiederholte. So verließ er sie, und suchte, nur halb beruhigt, Zerstreuung in seinen Geschäften, wobei er sich bemühte, den nächtlichen Auftritt in seinem Hause zu vergessen.

5.

Doch als sich nun der Tag zu Ende neigte und er sich wieder allein befand in seinem düstern Zimmer, wo unheimlich bald die nächtlichen Schatten ihn umhüllten, da stieg ein ängstlich marterndes Gefühl empor in sei-

ner Bruſt, daß er vergeblich niederzukämpfen ſich bemühte. Es war ihm, als ob er Mariens Liebe nicht mehr ganz vertrauen dürfe, ſeitdem ſie ein Geheimniß vor ihm zu verbergen hatte. Eine Scheidewand ſchien ſie jetzt von ihm zu trennen, und doch fühlte er ſich heftiger als jemals zu ihr hingezogen. Sie war der Gegenſtand ſeiner Gedanken im Wachen, ſie war ſein Traumbild wenn er ſchlief, und ſo geſchah es oft, daß er des Tags zu wiederholten Malen zu ihr ging, ihr ſtumm ins Auge blickte, gedankenvoll ihre Hand in der ſeinigen hielt, und wenn er wortkarg Stunden lang bei ihr geſeſſen, mit trüben Blicken ſchied. Doch auch Marie ſchien wie umgewandelt; ſie ließ ſich jetzt oft bei verſchloſſenen Thüren finden, die nur auf ſein Rufen und zögernd geöffnet wurden; dann war ſie ſo verlegen, wenn er ihr entgegen trat, und beinahe zitternd bot ſie ihm die Hand zum Gruß. Auch auf ſeine wiederholten Bitten: den Tag doch endlich feſtzuſetzen, an welchem ſie des Prieſters Segen vereinigen ſollte,

gab sie nie eine bestimmte Antwort, sondern schien vielmehr ängstlich immer neue Gründe aufzusuchen, die einen Aufschub ihrer näheren Verbindung nöthig machten. Unbegreiflich schien dem Pächter ihr Benehmen und kränkend traf ihn die Weigerung, sein längsterfehntes Glück auf ewig zu befestigen, da sie doch sonst mit zärtlicher Betheurung die Gründung seines Wohls als ihr schönstes Lebensziel genannt. Mißtrauen schlich sich in sein Herz und mancher leise Zweifel an ihrer Liebe fand täglich neue Nahrung, wuchs unbemerkt empor und fand endlich in der angstbeklemmten Brust nicht Raum mehr. Schon einige Male hatte sie durch eigne, fremde Boten Briefe erhalten, doch von wem? woher? blieb ihm ein Räthsel. Sie schwieg darüber, er wollte sie deshalb nicht fragen und verwarf es ebenfalls, sich heimlich Auskunft von den Boten zu verschaffen. Doch sein Mißtrauen erhielt auch dadurch neue Nahrung und manches Wort, welches ihr entfiel, ihr Heimlichthun, die jetzt fast stets verschlossene Thür, das

Alles schien ihm auffallend und einer sorgfältigern Beachtung werth.

Eines Tages sah er wieder einen Boten nach ihrer Wohnung wandern; er ging nach. Die Thür war verschlossen, doch wurde sie bald von Marien selbst geöffnet, welche den Briefträger wie einen sehnlichst erwarteten Gast empfing, ein versiegeltes Schreiben hastig seiner Hand entriß und damit in die Oberstube eilte, um sich dort ungestört mit dessen Inhalt bekannt zu machen. Dies Alles hatte Töming wohl bemerkt, als er, jedem Schritte des Boten folgend, während seines Empfanges unentdeckt die dunkle Hausflur erreicht hatte. Mit unnennbarer Qual im Herzen trat er in das zu ebener Erde gelegene Wohnzimmer, worin er nur den Boten fand, der im Begriff war, sich der ihm reichlich gebotenen Erfrischungen zu bedienen. Stumm grüßte Töming, ging langsam im Zimmer auf und ab, und konnte endlich nicht länger widerstehen, sich mit der Frage an den unbekannten Briefträger zu wenden: »Woher des Weges, Freund?«

Doch mürrisch fast, sich in der Bearbeitung des vor ihm stehenden Schinkenknochens gestört zu sehen, erwiederte dieser kurz: »Bin überm Wald zu Hauf'!« und schien von nun an auch den lästigen Frager nicht mehr zu bemerken, der, seine immer mehr steigende Unruhe zu verbergen, an den Fensterscheiben trommelte, düster vor sich hinblickend. Doch plötzlich fuhr er, wie vor einem Nachtgespenste, entsetzt zurück; alle seine Glieder zitterten, denn seine Augen hafteten starr am Gegenstande seines Schreckens — an einem niedlichen Kinderhäubchen, welches innerhalb an der Gardine hing. So unschuldig nun ein solches Häubchen an sich selbst, so schien es doch hier im Zimmer seiner Braut sein Auge zu verletzen, sein Herz tief zu verwunden; denn es war keineswegs neu und für die Zukunft sorgsam zugerichtet, sondern augenscheinlich kürzlich noch im Gebrauch gewesen. Deutlich glaubte er das zu bemerken, denn da war kein Fältchen mehr im feinen Spitzenstiche, und doch wieder an dem rosenrothen Atlasbande

die tiefen Falten sichtbar, wo es unterm Kinn zur Schleife war gefügt worden. Noch stand er bebend vor dem schrecklichen Verdachte, der sich bereits in ihm zu regen begann; da kam ihm, wie in finstrer Nacht ein Lichtstrahl, der Gedanke, daß vielleicht durch Zufall dieser stumme Verräther eines Sprößlings sich hierher verirrt haben könnte, was ja bei der fast zahllosen Nachkommenschaft der nächsten Nachbarn Mariens leicht möglich war. Deshalb bemühte er sich auch, den häßlichen Verdacht zu unterdrücken, und als sie jetzt ins Zimmer trat, zwar sichtbar überrascht durch seine unvermuthete Gegenwart, doch schnell gefaßt und freundlich ihm entgegen kam, im Ausdruck ihrer Gesichtszüge stillverhaltene Freude, da vergaß er schnell alle Zweifel an ihrer Liebe und Treue, reichte ihr beide Hände zugleich, und begnügte sich, statt strenger Untersuchung, bald lächelnd ihr ins Auge, bald fragend nach dem Kinderhäubchen zu blikken.

Hocherröthend verstand sie seine stumme Frage und erwiederte scheinbar ruhig: »Du weißt ja, lieber Franz, daß ich die Cantorin im Sticken unterweise; da hat sie das Häubchen neulich für ihr Kind gekauft, und zeigte mir es gestern, um die Stickerei daran zu bewundern. Doch, wie die Frau nun ist, sie schwatzte bis es Abend wurde und ihr Mann sie nach Hause rief, gedachte mit keiner Sylbe mehr des Häubchens und ließ es hier zurück.«

Mit dieser Erklärung zufrieden, unterdrückte der Pächter jede weitere Frage, welche ihm seine Neugierde hinsichtlich des Botens eingab, sondern blieb ein stummer Zeuge, als dieser mit einem versiegelten Schreiben und unter heimlichem Geflüster abgefertigt und bis auf die Straße begleitet wurde. Kaum war Marie aber wieder ins Zimmer zurückgekehrt, als sie den Pächter frohbewegt umfing, und ihn mit den Worten überraschte: »Jetzt, lieber Franz, bin ich ganz Dein, jetzt bestimme selbst den Tag, der uns auf immer vereinigen soll, und an

unſerm Hochzeitstage wird ſich auch meine Zunge löſen und mein Geheimniß auch das Deinige ſeyn. Bis dahin forſche nicht weiter nach meinem Thun, ſondern ſtimme Dein Herz zur Milde, daß Du vergeben kannſt denen, die der Verzeihung würdig.«

So räthſelhaft ihm dieſe Worte nun auch waren, ſo konnten ſie doch jetzt ſeine Aufmerkſamkeit nicht feſſeln, denn die Freude über die Beſtimmung ſeines Glückes hatte ſein ganzes Herz erfüllt, und bald entfernte er ſich, denn alle ſeine Gedanken waren jetzt mit dem nahen Hochzeitsfeſte beſchäftigt, welches in acht Tagen ſchon gefeiert werden ſollte, und wozu bis dahin unter ſeiner Leitung noch ſo Manches anzuordnen war.

6.

Unter Einrichtung der neuen Haushaltung, unter mancherlei Zubereitungen zur frohen Hochzeitsfeier verstrichen die nächsten Tage. Der Pächter lebte während dieser Zeit im Wonnetaumel eines glücklichen Bräutigams, zählte die Stunden bis zum längsterſehnten Ziele und fand in den letzten Nächten auf ſeinem einſamen Lager faſt keine Ruhe mehr. Auch am früheſten Morgen des Tages, auf den ſein Hochzeitstag folgen ſollte, harrte er wachend der erſten Sonnenſtrahlen. Noch war ſein Schlafgemach mit der langſam weichenden Dämmerung erfüllt, und über alle lebende Weſen im Hauſe hatte der Schlaf noch ſeine ſchweren Schwingen ausgebreitet. Da hörte er unterm Fenſter ein Geräuſch wie ſchleppende Schritte und gleich darauf am Hofthor ein lautes Klopfen. Halb angekleidet trat er zum Fenſter und fuhr ent-

ſetzt zurück, als er im Zwielichte die unheimliche Geſtalt der alten Mummlieſe bemerkte, welche ſich auf ihren Krücken ungeduldig hin und her wiegte und mit flammenden Blicken zu ihm empor ſchaute.

»Wiſch' den Schlaf aus Deinen Augen« — herrſchte ſie ihm zu — »und ſieh herab auf Deine alte Pathe. Bin ich nicht recht feſtlich angethan? — Den ſchwarzen Mantel und das ſchwarze Kopftuch leg' ich nimmer ab. — He! Fränzchen! haſt Du mich denn ganz vergeſſen? ſoll ich nicht zur Hochzeit kommen? — Meinſt wohl, weil ich noch traure um mein Herzenskind, kann ich nicht luſtig ſeyn bei Deinem Ehrenfeſte? Ich kann noch ſingen, klingt mein Hochzeitscarmen auch wie Grabgeſang, und tanzen will ich meinen Krückentanz, und jauchzen will ich und lachen Tage lang, wenn mein Fluch Dein Bräutchen von Dir ſcheidet, ſelbſt am Altare noch, und Dein einſames Brautbett Dir zur Hölle wird!«

»Weich' von mir, Unholdin!« rief der Pächter erschüttert zum Fenster hinab und wollte sich zurückziehen, doch sie streckte ihre Hand weit aus nach ihm und schrie: »Halt! noch ein Wort!« — und mit dem lebhaftesten Ausdrucke der Schadenfreude fuhr sie leiser fort: »Du bist betrogen, Franz! schrecklich betrogen, armer Junge! Dein Bräutchen hat den Jungfernkranz gar schlecht bewahrt, denkt in Dein warmes Nest die fremde Brut zu tragen. Sieh Dich vor, sie macht Dich vor der Hochzeit noch zum Hahnrey. Dich zu betrügen ist leicht, denn Du bist taub und blind! Jetzt sammle Deine Sinne, noch ist's Zeit! Verstoße sie, laß sie vergehn in ihrer Schande!«

Wirklich war der Pächter kaum noch seiner Sinne mächtig, nachdem die Alte geendet. Ein fürchterlicher Aufruhr tobte in seinem Innern; mit beiden Händen klammerte er sich fest an die Fensterbrüstung und aus beklemmter Brust stieß er die Worte hervor: »Im Namen des Herrn! weiche von mir,

böſes Weib! Deine ſchändliche Läſterung hat nur der Wahnwitz ausgeheckt! Ich kenne meine Braut, ich weiß um Alles, was ſie angeht und nichts kann mich von ihr trennen. Gieb mir Frieden! ich will gern Deine Nähe meiden auf tauſend Schritte, doch ſtöre auch mein Glück nicht durch Deinen Anblick.«

Höhniſch lachend erwiederte die Alte: »So, ſo! Du weißt um Alles? So iſt die Brut Dir doch nicht fremd, die Dir Dein Bräutchen bringt zur Mitgift? So trägſt Du zur Hälfte ihre Schande und nimmſt Dein [illegible]n Blut in Deinem Neſte auf? — Für ſolche Liebe freilich war mein Gretchen nicht geſchaffen; ſie hat mit Ehren ihren Jungfernkranz mit ſich ins Grab genommen. Doch Deine Braut, die ſoll ihn nimmer tragen, das ſchwör' ich Dir bei allen böſen Geiſtern! Und nun erſt will ich meine Rache an Euch doppelt üben, weil Du um ſünd'ger Liebe willen mein armes Kind, mein frommes Enkelchen, verſtoßen haſt. Ja, hütet Euch, jetzt hütet Euch! Umſchleichen

will ich Euch bei Tag und Nacht, und wie ein Drache, der nach Blute dürstet, will ich lauern, bis meine Rache Euch die tiefe Wunde schlägt, die nimmer heilen soll!« — Nachdem sie kreischend diese Worte ihm zugerufen, erhob sie drohend die Krücke gegen ihn, schlug dann den Mantel übers Haupt und hinkte fort, nach ihrer Wohnung.

Der Pächter sank erschöpft in einen Sessel zurück, denn ihre Worte hatten seine Seele zerrissen.

»Was war das?« sprach er leise vor sich hin und fuhr mit der Hand über die kalte, todtenbleiche Stirn. »Ach, wüßt' ich Alles, was Marien angeht!« fuhr er seufzend fort. »Warum belog ich denn die Alte? Was weiß ich von Marien? Verbirgt sie nicht vor mir ein wichtiges Geheimniß und kann dessen Lösung nicht den schrecklichen Verdacht bekräftigen, der schon einmal in mir erwachte? Warum belog ich auch die Alte; sie hätte mir vielleicht noch mehr geplaudert! Doch nein, Marie kann mich nicht

betrügen! Marie ist schuldlos — wie wäre sie auch solcher Sünde fähig? — Die Alte spricht ja irre, und ihre tollen Reden sollten mein Vertrauen wankend machen? Die Rache gab ihr die schändliche Verläumdung ein! Hat mir die Alte nicht schon längst den offnen Krieg angekündigt? Verfolgen will sie mich — Zwietracht will sie in unsre Herzen bannen — Gott schütze uns vor ihrem bösen Spiel!«

Er rief sich jetzt alle die seligen Stunden zurück, die Mariens reine Liebe ihm geboten; er gedachte aller Beweise ihrer Tugend, ihrer Treue, und suchte so die Zweifel zu unterdrücken, die ihre heimliche Entfernung von Elsendorf in seiner Abwesenheit, ihr geheimnißvolles Wesen seit ihrer Rückkehr, in seiner Brust erzeugt. Doch während die Bilder der Erinnerung, die ihm Mariens Liebe vorzauberte, schon einer sanften Ruhe Einzug gestatteten in sein bewegtes Gemüth, stieg auch im dunkeln Spiegel der Vergangenheit Gretchens Schatten drohend empor, mit dem bleichen Todtengesichte und den halboffnen

Augen, die der Liebesgram um ihn gebrochen hatte. Sein Gewiſſen regte ſich zum erſten Male und ein aufrichtiges Selbſtgeſtändniß wälzte eine drückende Schuld auf ſein Herz. Hatte er doch ihre Liebe geduldet, hatte ihr gleiche Neigung geheuchelt, als er ſchon Willens war, ſie zu verlaſſen. Er hatte ihr ſein Wort gebrochen, und deshalb laſtete ihr Tod jetzt ſchwer auf ſeiner Seele.

»Und wenn Marie mich betrogen hätte« — ſprach er wieder zu ſich ſelbſt — »ſo hätte ſie an mir vergolten, was ich verſchuldet an dem armen Gretchen — und wie oft beſtraft der Himmel nicht die Schuld des Einen durch des Andern Schuld! — Mein ganzes Lebensglück beſteht ja in Mariens Liebe, ich würde ſterben, dürft' ich ſie nicht mein nennen. Und hat mir Gretchen nicht ſo oft betheuert: dem frühen Tode fiele ſie anheim, könnt' ich ſie je verlaſſen? — So iſt's gekommen! Ich verſtieß die Arme und die nächſte Frühlingsluft umwehte ſchon ihr Grab. Wenn nun das Schickſal ſtreng ge-

recht auch gegen mich verführe, das Band zerrisse, das mich an Marien knüpft; dürft' ich dann wohl noch murren? — Doch nein! Noch will ich bauen auf meines Schöpfers Gnade. Was ich verschuldete an Gretchen, will ich suchen wieder gut zu machen — an der Todten? O, daß sie sterben mußte! — An der alten Pathe? die muß ich fürchten — fliehen — hassen! — Nein, gut machen kann ich diese Schuld auf Erden nicht, ich werde schwer sie büßen müssen!«

Er verfiel in tiefes Sinnen. Schmerzhaft fühlte er, wie der Gewissenswurm an seinem Herzen nagte. Die Furcht vor der Vergeltung seiner Schuld weckte die schon längst bekämpften Zweifel wieder auf und sein Vertrauen auf Marien wankte.

7.

Marie war allgemein als ein Muſter aller weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten geachtet worden; doch ſeitdem ſie von ihrer geheimnißvollen Reiſe nach Elſendorf zurückgekehrt, ließen Neid und Mißgunſt den ſpitzen Zungen freien Lauf, um ihren Lebenswandel gegen Jedermann verdächtig zu machen und bald wurde ſie bemitleidet, ja — verachtet und verhöhnt. Nicht durch die Reiſe allein, ſondern auch durch ihr ſeltſames Betragen ſeit ihrer Rückkehr, hatte ſie ihren Ruf aufs Spiel geſetzt und dieſes ſo leicht zerſtörbare Gut, wie es ſchien, unwiederbringlich verloren.

Freilich war es auffallend, wenn ſie, die ſonſt den Umgang mit Mädchen ihres Alters und deren erfahrnen Müttern faſt täglich ſuchte, ſich jetzt einſam in ihr Haus verſchloß, welches ſie nur allein mit einer

alten Magd bewohnte; wenn sie dem Kreise der Bekannten sich jetzt gänzlich entzog, wenn sie jeden Besuch derselben mit Aengstlichkeit, ja, mit Kälte, aufnahm und auf alle Weise zu kürzen suchte.

»Die Hochzeit mit dem reichen Pächter hat sie stolz und hochmüthig gemacht!« riefen ihre Jugendgefährtinnen einander zu, gingen an ihrem Hause ohne Gruß vorüber, und spotteten der Thörin. Die ältern Weiber aber waren damit nicht zufrieden. Neugierde trieb sie unter hundert Vorwänden immer wieder hin nach ihrer Wohnung, um zu lauschen und zu spioniren. Marie hatte hinter der verschlossenen Thür ein Geheimniß zu verbergen, das war Allen einleuchtend, und wie hätten sie dabei wohl ruhig bleiben können? Doch vergebens boten sie ihr Vertrauen umsonst feil; Marie blieb kalt und verschlossen, und ihr geübtes Auge konnte nichts erspähen, was sie der Lösung des Räthsels näher gebracht. So blieben auch sie endlich, da sie vergebens Scharfsinn, Zeit und Mühe aufgewendet, von der Ein-

siedlerin entfernt, natürlich grollend und Feindschaft gegen die im Herzen, die ihr dargebotenes Vertrauen verschmähte.

Beharrlicher als diese weiblichen Kundschafter, war der Dorfbarbier Sabel, den ein Zufall in derselben Nacht, in derselben Minute, in welcher Marie nach Elsendorf heimgekehrt, an ihrer Wohnung vorüberführte, als er eben von einer Kindtaufe heimkam, der er in einem benachbarten Dorfe beigewohnt. Ein zugemachter Reisewagen war an sich selbst schon ein beachtenswerther Gegenstand für den allzeitfertigen Neuigkeitsspürer, deshalb verfolgte er ihn auch schon vom äußersten Hirtenhause und sein Erstaunen wuchs mit jedem Augenblicke, als er endlich vor Mariens Wohnung hielt. Zitternd vor Ungeduld drückte sich Sabel in den reichbelaubten Zaun und sah, beim Scheine der Laterne, welche die alte Magd, die das Haus geöffnet, an den Wagen brachte, wie Marie, aussteigend, vorsichtig Etwas auf den Armen trug, was in Tücher und Mäntel gehüllt, sich

seinen Falkenaugen verbarg. Er hob sich auf den Zehen, er dehnte seinen Hals so lang als möglich, umsonst — er sah nichts als die Hülle, die das umgab, was Marie jetzt mit beiden Händen gegen ihren Busen drückte. Der Wagen war von der alten Magd vollends der Schachteln und übrigen Reisebedürfnisse entledigt worden und fuhr nun eilig wieder zum Dorfe hinaus, dieselbe Strasse zurück, die er gekommen. Schon waren die beiden Frauenzimmer ins Haus getreten, hatten die Thür fest hinter sich verschlossen und nur durch die Ritze eines Fensterladens fiel ein Lichtstrahl aus der Unterstube auf die Straße. Mit diesem Lichtstrahle brachte Sabel seine Spürnase bald in gleiche Richtung, folgte dieser, bis die Splitter des Fensterladens ihm ein unangenehmes Kitzeln an der Nasenspitze erregten, und ließ darüber weg seine Augensternlein hineinleuchten ins Zimmer, doch sehen konnte er nichts — aber hören! — Kaum traute er seinen Ohren: hören konnte er deutlich, wie's drinnen flüsterte, wie zuweilen Töne erklangen, wie Kinders

geschrei — und wie die alte Magd ganz leise und nur halb vernehmlich die Melodie des alten, guten Liedchens brummte: »Schlaf', Kindlein, schlaf', im Garten gehn zwei Schaf' u. s. w.«

»Potz Seifenschaum und Kosackenbärte!« rief der Horcher am Fensterladen hocherfreut und rieb sich die Hände. »Das ist eine Capital-Neuigkeit!« und schon fing er an, an den Fingern abzuzählen, wie viel Kunden er morgen zu barbieren habe. Doch plötzlich innehaltend sprach er zu sich selbst: »Halt, Sabelchen! vergalloppir' Dich nicht! Du hast ja nur gehört — Ein Sinn kann trügen. Erst mußt Du sehen — sehen — sehen — dann kannst Du dreist auftreten als testis ocularis und aller Welt verkünden —«

Aufs Neue strengte er nun seine ganze Sehkraft an, die der Wein beim Kindtaufsschmause noch verdoppelt, umsonst — er sah nichts und auch sein Ohr vernahm den sonderbaren Ton nicht mehr, den er für ein recht vollkommenes Kindergeschrei erklären zu

müſſen glaubte. Sein ſchweres Haupt hin und herwiegend, ſchlich er endlich nach ſeiner Wohnung und ging beim Schlafengehen mit ſich zu Rathe, ob er von ſeiner wichtigen Entdeckung morgen Gebrauch machen ſolle oder nicht? Die Klugheit widerrieth es ihm, wegen Mangel an triftigen Beweiſen; auch bedachte er gar wohl, daß Marie vielleicht Vertheidiger finden würde, welche ihn Lügen ſtrafen könnten, und der Bräutigam, der Pächter Töning, ſein liebſter Kunde, der am reichlichſten bezahlte, durch eine vorlaute Ausbreitung ſeiner Neuigkeit beleidigt und gekränkt werden müßte. Deshalb beſchloß er, lieber noch zu ſchweigen; doch der Gedanke, wie er dieſer wichtigen Sache näher auf den Grund kommen ſolle, lief ihm mehrere Tage lang im Kopfe herum, wie eine Maus, die in einen ausgehölten Kürbis gekrochen iſt und den Ausweg nicht wiederfinden kann.

Einige Tage nachher bemerkte er, auf der Straße luſtwandelnd, die nach dem nahen Städtchen führte, vor ſich Mariens Magd.

Sie ging eiligen Schrittes nach der Stadt, doch welche Geschäfte sie dorthin riefen, das mußte Sabel wissen, sonst wäre es um seine Seelenruhe geschehen gewesen. Zu versäumen hatte er nichts, also folgte er ihr auf dem Fuße; doch fing er schon an den Weg zu bereuen, als er bemerkte, daß sie hier und da nur die gewöhnlichsten Küchenbedürfnisse einkaufte und den Heimweg schon wieder zu suchen schien; aber plötzlich sich besinnend, kehrte sie wieder um und ging nach der nahegelegenen Apotheke. Dies schien dem Barbier verdächtig, und ohne Verzug steuerte er ihr nach, denn ein neues Lichtlein schien seinen Forschungsgeist erhellt zu haben. Kaum eingetreten in den Apothekerladen, prallte er auch schon wieder drei Schritte weit zurück, denn wie ein elektrischer Schlag trafen ihn die Worte der alten Magd, welche, den Lauscher nicht bemerkend, zwei Unzen von Henslers Kinderpulver forderte. Herr Sabel stand erstarrt. Kaum vermochte er auf die Frage des Provisors nach seinem Begehr? die unschuldige Gegen-

frage hervorzustammeln: ob wohl dies Jahr die Blutigel theuer werden würden? und als er die kurze Antwort erhalten: »Nach Umständen!« entfernte er sich wie ein Träumender, denn alle seine Gedanken hatten sich verwirrt.

Spät am Abend kam er zwar nach Elsendorf zurück, doch noch immer zeitig genug, um das Wirthshaus zu frequentiren, was er nicht versäumen zu dürfen glaubte, nachdem er unterwegs mit sich einig geworden, das drückende Geheimniß endlich von seiner Brust zu wälzen und es auszuschütten vor den lauschenden Ohren der Bier- und Stammgäste der Dorfschenke. Und so begann er denn, eintretend in den von dikkem Tabaksqualm magisch verdunkelten Kreis seiner Bekannten und Nachbarn, nach und nach alle seine Bemerkungen, in Bezug auf Marien, unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen. Obgleich er aber ganz vorzüglich des Henslerschen Kinderpulvers gedachte, vermied er wohlweislich irgend eine daraus entstehende Folgerung oder Muthmas-

sung laut werden zu lassen. Die Augen der Zuhörer waren aber starr und unbeweglich auf den Mann mit Fama's Posaune gerichtet, manche Pfeife war ausgegangen, die aufgehobnen Bierkrüge wurden nicht bis zum Munde gebracht, und als dies endlich geschah, schmeckten selbst des Wirths eifrigste Widersacher nicht mehr, daß der Gerstentrank einen Beigeschmack von Essig oder Mord und Todtschlag habe; denn alle ihre Sinne waren gefesselt von des Barbiers entsetzlich wichtiger Neuigkeit.

Kein Siegel in der Welt aber wird wohl so oft und leichtfertig verletzt, als das Siegel der Verschwiegenheit, welches der Bekannte in vertraulicher Stunde auf den Mund des Bekannten drückt. Denn obgleich Mancher glaubt, ein Geheimniß damit recht fest verwahrt zu haben, so gleicht doch dieses Siegel nur zu sehr dem nachlässig eingekeilten Zapfen, welcher ein Faß, mit gährendem Getränke angefüllt, verschließen soll, doch gar oft, vom braußenden Inhalte getrieben, hoch in die Luft geschnellt wird. So

ging es auch mit Sabels geheimnißvoller Mittheilung. Am andern Morgen schon war sie im ganzen Dorfe bekannt, ein Jeder folgerte sich daraus seine eigenen Muthmaßungen und dachte sich dabei — das Schlimmste. Von dieser Stunde an wurde auch Mariens gutem Rufe ganz erbärmlich mitgespielt, ohne daß sie das Mindeste davon ahnete; ja selbst dem Bräutigam, der nie den Bierharmonieklubb der Elsendorfer besuchte, blieb das Gerede über seine Braut verborgen, bis er endlich am Tage vor seiner Hochzeit, aufmerksam gemacht durch die räthselhaften Worte der alten Rummliese, anfing Verdacht zu schöpfen.

8.

Es war beinahe Abend geworden und Ruhe herrschte im Dorfe, obgleich sonst am Vorabende eines Hochzeitsfestes froher Jubel rings erschallte, der, war das Brautpaar reich und angesehen, bis zum wildesten Lär-

men gesteigert wurde. Unter allen Bewohnern des Dorfes war nicht Einer, von dem Töming hätte sagen können: er ist mein Freund! denn allgemein beneidete man ihn seines Wohlstandes wegen, um so mehr, da er als guter Wirth stets auf seinen rechtlichen Vortheil bedacht war, und das Seinige fast ängstlich zusammenhaltend, sich nie bewogen fühlte, durch Darlehn oder Spenden seine Nachbarn sich geneigter zu machen. Deshalb gedachte man kaum seines Ehrentages, und wenns geschah, nur mit Spott und Kälte. Keinem jungen Burschen fiel es ein, den Sonntagsstaat zurecht zu legen, oder die gelbledernen Hosen neu anzustreichen, damit er morgen fleckenrein darin beim Hochzeitsreigen erscheine. Kein junges Mädchen rührte heute eine Scherbe an, obgleich sie sonst, wurde ein Polterabend im Dorfe gefeiert, nie versäumt hatten, ganze Haufen zerbrochener Pfannen, Tiegel und Töpfe zusammenzuschleppen, um damit vor dem Hause der Braut den pflichtschuldigen Spektakel zu machen. — Freilich waren Elsendorfs angese-

henſte Männer mit Weibern, Kindern, Baſen und ſonſtigen Verwandten zum Feſte eingeladen worden, doch waren faſt Alle einſtimmig entſchloſſen, zu Hauſe zu bleiben und ſich auf dieſe oder jene Weiſe entſchuldigen zu laſſen, denn die ſonderbarſten Gerüchte, die durch Sabels Mittheilung ſeiner heimlichen Bemerkungen entſtanden waren, hatten einen allgemeinen Haß und Verachtung gegen das Brautpaar verbreitet. Auch die alte Mummlieſe, die überall lauſchend herumkroch, hatte das Geſchwätz der Nachbarinnen vernommen, welche ſich bemühten, Mariens Ehre zu vernichten, obgleich der Grund dazu nur auf Vermuthungen beruhte; deshalb ſann die Alte, wie ſie die überzeugenden Beweiſe von dem faſt nicht mehr bezweifelten Fehltritte Mariens ſich noch vor der Hochzeit verſchaffen könne, um ihre Rache, durch das öffentliche Brandmal der Schande, an ihr zu kühlen.

Vor ihrer Wohnung ſitzend auf einer hölzernen Bank, neben ſich die Krücken, ſtarrte ſie tiefſinnend vor ſich hin in den Sand,

die buschigten, grauen Augenbrauen dicht zusammengezogen, daß die tiefen Falten auf der Stirn sich dicht an einander lagerten, wie schwere Wetterwolken. Den schwarzen Mantel hatte sie abgelegt, doch ein schwarzes Tuch um Kopf und Schultern zugleich geschlagen, und wie ein Steinbild war sie anzuschauen, denn kein Zug ihres runzlichten Gesichtes, keine Regung ihres ganzen Körpers verrieth Leben. Doch wach und rege war der böse Geist, der in ihr wohnte; gänzlich entfesselt schien er jetzt vom Wahnsinn, seitdem sie auf Rache alle ihre Gedanken gerichtet, welche bisher nur den schmerzlichen Verlust ihrer Enkelin umfaßten.

Endlich nach langem Sinnen schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben, denn ihre Lippen zuckten, indem sie dem zahnlosen Munde ein selbstzufriedenes Lächeln abnöthigen wollte. Ihr Auge rollte feuerglühend in weitem Kreise, und kräftig erhob sie das greise Haupt, das fast bis auf die Brust herabgesunken war. Jetzt erst schien sie die Gegenstände um sich her wieder zu bemerken,

jetzt erst erblickte sie dicht vor sich die junge Hirtenfrau Margarethe, welche oft für Botenlohn nach der Stadt ging, um dort die Aufträge der Dorfbewohner zu besorgen. Mit gekrümmtem Rücken, fast erliegend unter der Last des schweren Korbes, den sie trug, blieb sie stehen bei der alten Mummliese, ihr das Päckchen Kräuter übergebend, welches sie aus der Stadt für sie mitgebracht, denn die Alte hielt eine kleine Hausapotheke, womit sie Menschen und Thiere bediente, die ihrer Hülfe bedurften.

Sich von der Bank erhebend, stemmte sie die Krücken unter ihre Arme und prüfte nun die Güte der Kräuter durch Geruch und Geschmack, fuhr dann, den Kopf zufrieden neigend, mit der Hand in die lederne Tasche, die sie an ihrer linken Seite trug, nahm kleine Münze heraus, reichte sie der Botenfrau und sprach freundlich: »Habt einen heissen Tag gehabt und schwül ist der Abend. Ihr tragt ja heute schwer; glaub's wohl, daß der hochaufgepackte Korb Euch Schweißtropfen ausgepreßt.«

»Ja wohl! gar manchen Tropfen Schweiß« — entgegnete das Weib — »dafür bringt mir aber der einzige Gang mehr ein, als sonst drei andere; denn Alles, was da in dem Korbe steckt, kommt in des reichen Pächters Küche, der morgen Hochzeit giebt. Auch den Jungferntranz, den er in der Stadt bestellte, hab' ich mitgebracht; ganz oben auf, in der blauen Pappschachtel liegt er.«

Die Alte horchte hoch auf. Ein neuer Gedanke schien plötzlich in ihr aufzusteigen und mit freundlichem Grinsen hinkte sie näher zur Hirtenfrau, trocknete bedauernd mit der Schürze ihr den Schweiß von der Stirn und sprach zutraulich: »Ihr quält Euch recht ums Bischen Brod, Ihr armes Volk! Wie geht's denn Eurem Hänschen? ist er wieder auf den Beinen?«

»Ach, der hat leider immer noch das böse Fieber; von Tage zu Tage wird er elender und sieht sich nicht mehr ähnlich« — war die Antwort.

»Was? noch immer 's Fieber? und Ihr kommt nicht zu mir?« fiel ihr die Alte in die Rede. »Glaubt Ihr, ich helfe Armen nicht umsonst so gern, als Reichen für ihr Geld? Kommt! kommt! Ihr sollt gleich etwas haben für den Jungen, und wenn er das gebraucht — in drei Tagen ist sein Fieber fort! Setzt Euern Korb ins Haus, und geht indessen in den Garten; pflückt Euch von meinen Stengelbohnen ein Gericht, auch gelbe Wurzeln nehmt, so viel Ihr wollt, ich habe mehr davon, als ich gebrauche!«

Erstaunt über die ungewohnte Leutseligkeit der Alten, zauderte Margarethe, ihr zu folgen; doch ungestüm ergriff sie Jene bei der Hand, zog sie mit sich fort ins Haus, half ihr dort, so viel es ihre Gebrechlichkeit erlaubte, den schweren Korb niedersetzen, und schob sie dann, ohne auf ihre Einwendungen zu hören, durch die Hinterthür in den Garten.

Als sich aber die Alte allein befand, nahm sie die blaue Pappschachtel eilig vom Korbe

und trug sie in ihr Zimmer. Kaum hatte sie dieselbe hier geöffnet, und den Jungfernkranz — der aus grünseidenen, myrthenähnlichen Blättern, welche um feine Drathreifen gewunden und mit Goldfäden reichlich umflochten waren, bestand — herausgenommen, so blitzten ihre Augen funkelnd unter dem schwarzen Tuche hervor, das bis über die Stirn herabgefallen war; ihre Hände zitterten, und aus ihrer Brust, von Rachsucht mehr erfüllt, als jemals, keuchte sie tiefe Athemzüge schwer herauf. Unter dumpfem, unverständlichen Gemurmel bewegten sich ihre Lippen; nur einzelne Worte klangen wie schreckliche Flüche, und schon war sie im Begriffe, den Kranz weit von sich zu schleudern, als sie plötzlich den schon ausgestreckten Arm sinken ließ, und nach wenigen Augenblicken ruhiger werdend, vorsichtig um sich blickte, die Thür verriegelte und nach dem Medicinschranke hinkte. Hier nahm sie ein Fläschchen heraus und benetzte nun mit der darin enthaltenen Flüssigkeit die Drathreifen des Kranzes, den sie dann, boshaft

lächelnd, sorgfältig wieder in die Schachtel legte, diese aber nach dem Korbe trug und zurückkehrend in ihr Zimmer, ein Pulver bereitete, bis Margarethe zu ihr eintrat.

»Nehmt hin!« sprach sie zu dieser, ihr das Pulver übergebend; »gebt es morgen in drei Theilen Eurem Jungen, er wird bald davon gesund werden.«

Dankend schied die arme Hirtenfrau und ging zum Pächter, sich ihrer schweren Bürde zu entledigen. Die Alte aber stand mitten auf der Straße, ihr nachblickend, zog dann das schwarze Tuch vom Kopfe weit herab, bis über das ganze Gesicht und lachte darunter lange noch in sich hinein, daß die Vorübergehenden sie scheu umgingen, und flüsternd nur die leisen Worte zu einander sprachen: »Behüt' uns Gott! die Alte hat den tollen Wirbel wieder!«

9.

Es war seit undenklichen Zeiten Sitte in Elsendorf, daß jede Braut, am Vorabende ihres Hochzeitstages, sich sämmtlichen Dorfbewohnern im vollen Brautstaat zeigen mußte. Dieser Sitte gemäß harrte Marie, im einfachen, weißen Kleide, in ihrem Hause des Bräutigams, welcher ihr den Jungfernkranz bringen sollte, um den Brautschmuck damit zu vollenden. Sie befand sich ganz allein im düstern Zimmer, durch dessen Fenster die letzten Strahlen der scheidenden Sonne hereinfielen, nicht wie lustig flackernde Hochzeitsfackeln, sondern wie bleiche, bald erlöschende Kerzenflammen. Wenn sie früher dieses Abends gedachte, hatte sie sich freilich ein freundlicheres Bild davon entworfen; umgeben von ihren Freundinnen, entfernt von jeder Sorge, unter Scherz und frohem Jubel, hatte sie geglaubt, würden ihr diese

Stunden im Arm des Bräutigams nur zu schnell entschwinden. Deshalb fiel ihr auch die Einsamkeit an diesem Abende gerade schwer aufs Herz und sie wünschte jetzt den schleichenden Stunden Eile. Sie sah sich verlassen von Allen, die ihr auf ihrer Lebensbahn sonst zur Seite gestanden in Freude und Leid, doch murrte sie deshalb nicht, denn sie wußte ja, warum sie duldete.

Die Sonne war hinunter, nur ein röthlicher Schimmer flackerte noch auf, wie ferne Feuergluth am westlichen Horizonte. Es war finster geworden und Marie saß noch allein, des Bräutigams harrend. Zuweilen schien es ihr, als ob sich dunkle Gestalten vor ihren Fenstern hin und her bewegten, als ob sie lauschend ins düstre Zimmer blickten, flüsternd und heimlich lachend. Endlich erschien Franz und bemühte sich fröhlich zu scheinen, obgleich ihn eine unnennbare Angst bedrückte. Er war so eben durchs Dorf gegangen, hatte freundlich Jeden gegrüßt, der ihm begegnet, war stehen geblieben bei jeder Gruppe,

welche die in Ruhe ſich des ſchönen Abends erfreuenden Dorfbewohner beinahe um jedes Haus bildeten und hatte erwartet, daß ihm die Mehrzahl folgen würde zur Wohnung ſeiner Braut. Doch ſeine freundliche Anrede wurde einſylbig beantwortet, ſeine Einladung, ihm zu folgen, mit zweideutigem Lächeln oder ſtummem Achſelzucken abgewieſen, und ſelbſt die jungen Mädchen ſchienen Mutter Eva's Erbtheil zu verleugnen, denn keins derſelben forſchte nach dem Brautſtaate Mariens, keins verlangte die Brautkrone zu ſehen, die er in derſelben Schachtel, in welcher er ſie aus der Stadt empfangen, bei ſich trug. So ließ man ihn allein wandeln von Haus zu Haus und indem ſein Unmuth immer höher ſtieg, bemerkte er nicht, wie einige junge Burſche in geringer Entfernung ihm folgten, muthwillige Scherze über ſeine Braut ſich zuflüſternd. Das ſeltſame Betragen ſeiner Nachbarn war ganz geeignet, ſeinen ſchlummernden Verdacht gegen die Treue ſeiner Marie wieder zu erwecken, und ſo trat er, mit dem Stachel im Herzen,

auf ſeinem Antlitz Fröhlichkeit heuchelnd, vor ſie hin. Mit wahrer Herzlichkeit kam ſie ihm entgegen, zündete Lichter an, ordnete auf einem weißgedeckten Tiſche Erfriſchungen und ſchien noch immer Gäſte zur Brautſchau zu erwarten. Doch als ſie ſich nach geraumer Zeit noch immer allein befand mit ihrem Bräutigam, der unruhig im Zimmer auf und ab ging, da ſprach ſie zu ihm mit wehmüthiger Freundlichkeit: »Es muß ſchon recht ſpät ſeyn, lieber Franz! Es kommt ja Niemand, Dein Bräutchen zu beſchauen im Hochzeitsſchmuck, drum geh' auch Du nach Haus! Laß uns ſcheiden zum letzten Male, der nächſte Morgen ſoll uns ja auf ewig vereinigen.«

»Haſt wohl recht« — erwiederte der Pächter, wie aus einem Traum erwachend — »Niemand kommt Theil zu nehmen an unſerm Glück! Unſre Nachbarn verlaſſen uns — iſt's Neid, iſt's Verachtung, was ſie abhält, dieſen Abend froh mit uns zu feiern — ich weiß es nicht.«

»Verachtung!« wiederholte Marie und schlug ihre Blicke zu Boden, denn das Wort hatte sie schwer getroffen. Doch der Pächter, seinen Unmuth nicht länger verbergend, fuhr weiter fort: »Verachtung muß es seyn; denn der Neid spricht sich anders aus, läßt sich leichter verbergen unter dem Deckmantel der Freundschaft. — Begegnet man mir verächtlich, so büße ich eine Schuld dadurch, die meine bessere Ueberzeugung, die meine heiße Liebe zu Dir hervorgebracht; denn um Dich zu besitzen, verließ ich eine Andere, die ich nie wahrhaft geliebt, die ich nie lieben konnte. Aber auch gegen Dich spricht sich allgemein eine Geringschätzung aus, die ich nicht ertragen kann, deren Grund mir unerklärbar ist. Gabst Du willenlos Veranlassung dazu, so laß mich wissen —«

Marie schien lange um eine Antwort verlegen, und endlich erwiederte sie, ihn liebevoll umfangend: »Morgen, morgen, lieber Franz, sollst Du Alles wissen, nur heute laß mich noch schweigen.«

»So muß ich glauben, daß die Verachtung unsrer Nachbarn mit dem Geheimnisse in Verbindung steht, welches Du mir schon so lange verschwiegst« — begann der Pächter nach einer Pause aufs Neue. »Du hast seit Deiner Rückkehr von jener Reise, deren Zweck und Ziel bis jetzt Jedermann verschwiegen blieb, nicht allein der ganzen Dorfschaft, sondern auch selbst mir, durch Dein sonderbares, menschenscheues Wesen einen seltsamen Verdacht eingeflößt. Ich mag ihn nicht laut werden lassen, denn ich würde Dich dadurch kränken, und das sey fern von mir. »Ich hoffe vielmehr, daß Du mir jetzt offenherzig mittheilst, was Du vor mir zu verbergen strebst. Es drängt mich nicht Neugierde zu solchem Verlangen, sondern nur allein der aufrichtige Wunsch, noch einmal, ehe der Priester unsre Hände auf ewig zusammenfügt, in Dein Herz zu schauen wie sonst, damit ich morgen ohne Scheu, ohne Argwohn Dich als mein liebes Weib in meine Arme schließen kann.«

Mariens Verlegenheit stieg immer höher, obgleich sie bemüht war, sie zu verbergen. Noch immer beharrte sie bei ihrer Bitte: ihr Geheimniß bis morgen noch zu schonen; doch um so mehr drang der Pächter hartnäckig auf Mittheilung, und schloß endlich voll Unmuth, als sie diese unter Scherzen und Liebkosungen versagte: »Nun, so sey es denn! ich will nicht mehr in Dich dringen. Schweig nun so lange Du es für gut befindest, meinetwegen ewig; denn ich muß ja fürchten, daß die Enthüllung Deines Geheimnisses, welche Du durchaus bis nach der Hochzeit verschieben willst, vielleicht vor unsrer Trauung störend zwischen uns getreten wäre.«

Erblassend wendete sich Marie von ihm, und blickte dann ihm wieder fest ins Auge, als ob sie seine geheimsten Gedanken erforschen wolle.

»Fürchtest Du das wirklich, Franz?« fragte sie nach einer Pause tiefbewegt. »Nein, nein! das darfst Du nicht fürchten, sonst könnte ja des Priesters Segen nimmer seine

Kraft an unſerm Bunde bewähren. Vertraue mir, auch wenn der Schein gegen mich ſpricht. Ich kann mein Auge rein zu Dir erheben, denn kein Verbrechen belaſtet meine Bruſt, das ſchwör' ich Dir! Und kann mein Eid Dich nicht beruhigen, ſo will ich Dir gern in dieſer Minute noch mein Geheimniß Preis geben, denn fleckenrein muß ich neben Dir ſtehen vor Gottes Altare, oder nie!«

»Wohlan! gern will ich Deinem Schwur vertrau'n« — erwiederte der Pächter beruhigt, — »und nun kein Wort mehr davon. Verzeihe mir, wenn meine Rede allzuhart Dich kränkte. Seit einiger Zeit bin ich wie zerfallen mit mir ſelbſt; ich ſehe Alles ſchwarz und Deine Liebe iſt der einzige Lichtſtrahl noch in meinem Leben. Meiner Schweſter Herz — das einzige verwandte Herz, welches mir auf der Welt noch ſchlägt — ſtimmte niemals mit dem meinigen zuſammen. Unfrieden trennte uns —«

»Und ſoll dieſer Unfrieden ewig dauern?« fiel ihm Marie ſanft ins Wort.

»Ich habe lange nichts von ihr gehört,« fuhr Franz fort. »Meines Vaters Liebe war allein mir zugewendet, und nach seinem Tode hatte er mich auch, durch ein größeres Erbtheil, weit reichlicher bedacht, als sie. Drum wollte sie auch länger nicht im Vaterhause bleiben und ging nach Oldendorf, sechs Meilen weit von hier, als Wirthschafterin zu einem Manne, mit dem ich in Feindschaft gerieth, weil er mich bei Pachtung der Oldendorfschen Meierei hartnäckig überbot und mir so einen Gewinn entzog, der den meines jetzigen Pachtgutes um das Doppelte übersteigt. Seitdem meine Schwester es vorgezogen, bei diesem Manne in Dienste zu treten, da sie doch bei mir in Unabhängigkeit leben konnte, habe ich nur selten nach ihr geforscht und war zufrieden, wenn ich hörte: es ginge ihr dort recht wohl.«

»Ach, wenn doch morgen unser Hochzeitstag zugleich ein Tag der Versöhnung würde zwischen Euch!« entgegnete Marie. »Geschwister sollen sich lieben, einander nicht

ausweichen und mit Kälte begegnen. Deine Schweſter war ja von Kindheit an meine liebſte, treueſte Freundin und glücklich wollte ich mich preiſen, könnte ich Dein Herz wieder mit dem ihrigen vereinigen. Wenn ſie morgen nun käme, als ungeladener Gaſt ins Hochzeitshaus — wie würdeſt Du ſie empfangen, guter Franz?«

»Nun, nun« — ſprach der Pächter und eine ſanfte Regung dämpfte den alten Groll — »ich würde ihr freundlich und brüderlich entgegen kommen — ja, wenn ſie käme, mir wär's ſchon recht, ſo hätten wir doch Einen Gaſt an unſerm Tiſche, denn ich fürchte faſt, auch morgen werden uns die eingeladenen Nachbarn verlaſſen. Ach, wäre doch erſt dieſe Nacht vorüber! Ich kann mich einer namenloſen Angſt nicht erwehren. Die Verwünſchungen der alten Mummlieſe, die, wie Du weißt, bittern Haß auf uns geworfen, verfolgen mich wie böſe Geiſter und werden mir nicht eher Ruhe gönnen, als bis ich Dich im Brautkranze erblicke.«

»Kann das Dir Ruhe geben, dann sollen die bösen Geister gleich von Dir weichen!« sprach Marie scherzend. »Du sollst Dein Bräutchen gleich im Kranze sehn und dann — dann geh zur Ruhe! Wenn Du mich morgen früh zur Kirche abholst, komme ich Dir wieder im Jungfernkranz entgegen.«

Der Pächter hatte die Schachtel mit dem Kranze, gleich bei seinem Eintritte ins Zimmer, auf einen Seitentisch gestellt, ohne weiter daran zu denken. Jetzt aber — Mariens Einfalle freudig beistimmend — öffnete er die Schachtel. Noch immer scherzend kniete seine Braut vor ihm nieder, bot ihm ihr Haupt dar und faltete die Hände auf der Brust. Beide aber bemerkten nicht, wie es draußen sich lebhaft regte, wie eine Menge neugieriger Gesichter zum Fenster hereingaffte und jede ihrer leisen Bewegungen mit Spottreden begleitete. Marie hatte die Blicke zu Boden geschlagen, indem der Pächter den Kranz aus der Schachtel hervorzog; doch eben als er im Begriffe war die Myrthenkro-

ne ihren Locken feſter aufzudrücken, zerfiel, wie durch Zauberkraft, der Kranz unter ſeinen Händen, das Geflechte löſte ſich und und mit Schrecken bemerkte er, wie die vor kurzer Zeit noch grünen Blätter jetzt vergelbt und zuſammengeſchrumpft von den Zweigen abfielen und gleich fallendem Herbſtlaub im Zimmer umherflatterten. Entſetzt wich er mehrere Schritte zurück von der Knieenden und ſeine Hände zuſammenſchlagend, ſchrie er laut auf. Erſchrocken fuhr auch Marie empor und die letzten Reſte des zerſtörten Kranzes fielen von ihrem Haupte herab. Draußen aber erſchallte ein unaufhörliches Gelächter und laut und immer lauter drangen die Spottreden der Lauſchenden zu den Ohren der Braut.

Franz, vom Aberglauben befangen, wagte es nicht, ſich Marien zu nähern. Auf ihrem Haupte war der Kranz zerfallen; er ſchien geneigt, dies als ein Zeichen ſchwerer Schuld zu deuten. »Was war das?« rief er noch in der heftigſten Bewegung; »Marie, wenn ich betrogen wäre!

»Betrogen, vom Verkäufer jenes Kranzes!« erwiederte Marie ruhiger, seine Gedanken halb errathend. »Sorge nicht! Ich komme Dir morgen doch mit der Brautkrone entgegen. Ein Myrthenbäumchen, welches mir mein guter Vater zum Geburtstag einst geschenkt, soll mir seine Zweige dazu leihen. Das Bäumchen muß jetzt in der Blüthe stehen; ich habe es im Garten, unweit dem großen Birnbaum, eingepflanzt.«

»Und wirst es dort wohl nicht mehr finden!« versetzte der Pächter mit finstrer Miene. »Hast wohl wenig Deiner Myrthe geachtet, wenn Du sie bis jetzt noch nicht vermißtest. Gestohlen ist das Bäumchen, als Du fern warst von Haus und Garten. Die alte Mummliese hat's auf ihrer Enkelin Grab gepflanzt.«

»Mein Myrthenbaum — auf Gretchens Grab?« wiederholte Marie erstaunt. »Ich konnte freilich in der letzten Zeit nur wenig Sorge für mein Gärtchen tragen und habe meiner Myrthe nicht gedacht.«

»Hat's doch die Alte prophezeiht« — fuhr der Pächter fort, von marternden Gedanken gefoltert — »Dich ſollte nie der Jungfernkranz ſchmücken, zerfallen würde er in Staub, wenn er nur Dein Haupt berührte. So hat ſie alſo wahr geſprochen und all das Unheil, das ſie mir noch zugeſchworen, wird über uns hereinbrechen! Marie! — Willſt Du — mußt Du ohne Kranz zum Altar treten?«

»Nein, wahrlich, Franz! das will, das werd' ich nicht!« erwiederte Marie ernſt und feierlich. »Den Spott unſrer Nachbarn, den Haß Deiner alten Pathe habe ich nicht verdient. Ihre Prophezeihungen ſollen mich nicht ſchrecken, denn ich habe keinen Glauben an ihre vielgeprieſene Zauberkunſt. Ein Zufall war's, ſonſt nichts, daß der Kranz auf meinem Haupte zerſtäubte und um Dir zu beweiſen, wie wenig mich die Drohungen der Alten ſchrecken, trage ich morgen einen Kranz von meiner Myrthe, und ſollt' ich ihn ſelbſt in dieſer Nacht noch von Gretchens Grabe holen.

»Dazu gehörte mehr als männlicher Muth« — entgegnete der Pächter — »denn zur Nachtzeit treibt die Alte ihr Wesen auf dem Kirchhofe und wer weiß — doch es kann Dein Ernst nicht seyn!«

»Es ist mein völliger Ernst!« fiel ihm Marie ins Wort. »Und wenn ich nun morgen mit dem frischen Kranze von meinem Myrthenbäumchen Dir entgegenkomme, wirst Du dann Deinen Aberglauben erkennen? wirst Du dann —« fuhr sie fort, ihren Arm um seinen Nacken schlingend und ihm liebevoll ins Auge blickend — »nur allein Gott vertrauen und Deinem Weibe, die Drohungen der Alten aber vergessen, wie nichts bedeutende, leere Worte? — Sieh, lieber Franz, der böse Aberglauben ist ein garstiger, dunkler Flecken in Deinem Gemüth; gelång' es mir, ihn zu verlöschen, Du würdest wahrlich freier athmen, und manche trübe Stunde Dir und mir ersparen. Geh' jetzt, guter Franz, und ruhe sanft! Ich komme Dir morgen im frischen Kranze entgegen und will

ihn mit Ehren tragen, wenn ich zum Altare trete!«

Mit Ungeduld drang sie nun in den Zaudernden, sie zu verlassen, und Franz wankte wie ein Träumender zum Hause hinaus, nach seiner Wohnung. Tausend widerwärtige Gefühle durchwogten seine Brust; seine Braut war ihm ein Räthsel geworden. Der Vorfall mit dem Kranze schien ihm noch immer von tiefer Bedeutung, denn noch waren Mariens Worte nicht vermögend gewesen, den eingewurzelten Aberglauben in seiner Brust wankend zu machen. Soviel er sich auch bemühte, die Auslegung eines solchen, für ihn beunruhigenden Vorzeichens zu ergrübeln, so blieb sie doch immer zweideutig. War nur die Hexerei der boshaften Alten im Spiele gewesen, oder sollte wirklich durch den entblätterten Kranz eine geheime Schuld Mariens offenbart werden? Er konnte nicht zu einer klaren Entscheidung gelangen, welche von beiden angeführten Bedeutungen des fatalen Vorfalls die richtigere sey. Im Kranze mußte seine Braut morgen öffentlich er-

ſcheinen, denn durch eine gänzliche Verzichtleiſtung auf dieſe Zierde würde ſie das Selbſtgeſtändniß ihrer Schuld laut ausgeſprochen haben. Eine neue Brautkrone in der Stadt zu beſtellen, war es zu ſpät, und das wußte er wohl, im ganzen Dorfe war keine Myrthe weiter vorhanden, als die, welche auf Gretchens Grabe wurzelte. Trüge Marie von dieſer Myrthe, die ſchon durch die Hände des alten, böſen Weibes gegangen war, einen Kranz und er bliebe friſch und unentblättert in ihren Locken, dann — ſo dachte der Pächter — wären freilich die Zauberkünſte der alten Pathe zu bezweifeln und zugleich Marieus Ehre gerettet. Deshalb wünſchte er auch leiſe — obgleich er nur mit Schaudern daran gedachte — daß ſie ſelbſt den Kranz vom Kirchhofe holen möchte; doch als er ſein einſames Zimmer betreten, befiel ihn eine unüberwindliche Angſt, ſie trieb ihn, zurückzueilen zur Braut, ſie durch Bitten und Beſchwörungen abzuhalten, das, wie er glaubte, gefährliche Unternehmen auszuführen; doch ſein Verdacht flüſterte

ihm zu: laß sie die Probe bestehen! und er blieb. —

10.

Die Lauscher, welche es von außen durch die Fenster mit angesehen hatten, wie der Kranz auf Mariens Haupte zerfiel, zerstoben gleich nach diesem Vorfalle durch alle Straßen des Dorfes, die bedeutungsvolle Neuigkeit von Haus zu Haus zu tragen, und kaum war eine Viertelstunde vergangen, als auch der leiseste Zweifel an Mariens Schmach und Schande, den hier und da einige Bessergesinnte noch öffentlich äußerten, vor der Unfehlbarkeit eines so augenscheinlichen Vorzeichens gänzlich verstummte, und Alles sich vereinigte, den Stab zu brechen und Wehe! Wehe! zu rufen über die arme Braut.

Diese saß indessen in ihrem Zimmer allein, nachdenkend ihr Haupt gestützt in ihre

rechte Hand; die linke ruhte auf einem aufgeschlagenen Gesangbuche, doch ihre Augen schweiften über die Buchstaben hinaus, in des Zimmers Dämmerung, denn die Lichter waren herabgebrannt — sie bemerkte es nicht. Erst als die Glocke mit dumpfem Schlage halb zwölf Uhr verkündete, schien sie aus ihren Träumereien zu erwachen. Sie stand entschlossen auf, und sprach leise vor sich hin: »Ja, Alles muß ich dulden! Ich gab mein Wort, ich will es halten! — Jetzt fort zum Kirchhofe! — Was kann mir denn begegnen? ich stehe ja in Gottes Hand! Mir soll mein Franz vertrauen und nicht der tollen Rede einer wahnsinnigen Alten!«

Sie schlug ein Tuch um ihre Schultern, horchte noch auf der Hausflur nach der Treppe hinauf, wo sich die alte Magd in einem obern Zimmer befand — Alles war ruhig. — Vorsichtig verschloß sie die Hausthür, durcheilte schnell die menschenleeren Straßen und stand erst still, als sie das Gitterthor des Kirchhofs erreicht, wo ihr, vom hellsten

Mondenſchein umfloſſen, all' die weißen Leichenſteine, die vergoldeten Kreuze, die grünen Grabhügel entgegenſchimmerten und ſich zu regen ſchienen, wie lebendige Weſen.

Obgleich ſie von Aberglauben frei war, konnte ſie ſich doch eines ängſtlichen Gefühls nicht erwehren, als ſie jetzt hineinſchaute in den magiſch erleuchteten Friedhof. Gleich an der weſtlichen Seite der kleinen Betkapelle war ihres Vaters Grab neben dem ihrer ſchon vor vielen Jahren verblichenen Mutter, und über beide Raſenhügel neigte ſich beſchattend ein dichtbelaubter Fliederſtrauch. Doch kein Blättchen bewegte ſich — kein leiſes Lüftchen flirrte durch das hohe Gras, es herrſchte tiefe Stille rings umher; die Natur ſchien eine Todtenmeſſe zu feiern für Alle die Entſchlafenen, die ſanft hier ruhten. Lange hatte ſie der Eltern Ruhſtatt nicht beſucht, ſie fühlte ſich jetzt ſanft dorthin gezogen, und als ſie mit thränenfeuchten Augen, verloren in wehmüthige Erinnerung an die lieben Hingeſchiedenen, zwi-

schen beiden Grabhügeln stand, da beugten sich unwillkührlich ihre Knice und im heißen Gebete erflehte sie den Segen des Himmels, den Segen der verewigten Eltern zu ihrem Ehebündniß. Und jetzt regte sich's im Fliederstrauche wie geistiges Wehen, die Zweige neigten sich hernieder auf ihr Haupt wie segnende Hände, ein Nachthauch schien die Bäume und Blumen rings zu erwecken, denn Alles belebte sich und überall schien's leise zu klingen im Grase, zu flüstern im Wipfel der Thränenweiden. Da stand sie auf und selige Ruhe im Herzen blickte sie zum sternenflammenden Himmel empor. Doch wie ein Mißton — wenn beim Anschlagen eines sanften Accordes kreischend eine Saite springt — so tönte jetzt in die friedliche Feier der stillen Nacht ein häßlicher Gesang, aus hohler Brust, aus rauher Kehle. Es waren Worte ohne Zusammenhang, nach einer verunstalteten, geistlichen Melodie, von eines alten Weibes Stimme hervorgepreßt. Erschrokken bebte Marie zurück, doch bald gefaßt, ging sie leise nach der Gegend zu, woher die

widerlichen Töne erklangen und fand zu ihrem Erstaunen eine menschliche Figur, schwarz verhüllt, bei einem Grabe niedergekauert, welches, mit Blumen und Kränzen überladen, sich vor allen andern auszeichnete. Jetzt zweifelte sie keinen Augenblick länger, daß die alte Mummliese hier ihrer abgeschiedenen Enkelin eine nächtliche Todtenfeier halte, und ein leiser Fieberfrost machte ihre Glieder erstarren beim Anblicke der unheimlichen Säugerin.

Diese blieb unverändert in der vorigen Stellung, zusammengekrümmt und verhüllt, bis sie den letzten Vers des langen Kirchenliedes vollendet hatte; dann aber schob sie langsam das schwarze Tuch von ihrem runzlichten Gesichte zurück, blickte starr vor sich hin und sprach leise: »Schläfst noch immer, Kindlein? schläfst noch immer? Willst denn nimmermehr erwachen? Dein Großmütterchen friert auf Deinem feuchten, kalten Grabe! Steig' herauf, Närrchen, steig' herauf in meine offnen Arme! Sollst mich wärmen, Engelchen!« —

Eine lange Pauſe erfolgte. Marie ſtand regungslos; mit jeder Minute ſtieg ihre Angſt, und Todtenbläſſe überzog ihr Angeſicht. Die Alte aber war auf das Grab niedergeſunken und hatte gelauſcht — plötzlich fuhr ſie empor, riß Kränze und Blumen vom Raſenhügel und ſtreute ſie mit wüthender Gebehrde rings umher. — »Trotzköpfchen!« ſchrie ſie dabei unaufhörlich, »kommſt Du denn noch immer nicht? Herauf! herauf! Du ſchläfrige Braut! Dein ungetreuer Bräutigam freit morgen eine Andere, ſollſt ihn ſchrecken in der Hochzeitsnacht mit Deinem Marmorgeſichtchen. — Heraus, heraus aus Deinem Bettchen! Soll ich Dich aufrütteln aus Deinem unausſtehlichen Schlafe, oder ſoll ich mich zu Dir legen, mein Herzenskind?« Und mit der äußerſten Anſtrengung ihrer Kräfte zerkratzte ſie den Raſenhügel mit ihren Nägeln, wühlte ſich mit ihren Händen tief hinein und warf die lockere Erde weit von ſich, bis ſie ein Loch geſchaufelt, groß genug, ihr Haupt hinein zu legen.

Marie konnte es nicht länger ertragen, dem tollen Treiben der Wahnsinnigen zuzuschauen. Sie wendete sich, um schnell fliehend das Gitterthor des Kirchhofs zu erreichen; doch die Alte hatte sich schon beim Geräusch ihrer ersten, leisen Tritte aufgerafft, streckte ihr jetzt die Arme entgegen, nickte freundlich und rief ihr zu — im Wahn, ihre Enkelin vor sich zu sehen: — »Bist Du's denn wirklich? oder bist Du längst schon hier und hast mich nur geneckt?« Auf ihren Knieen kroch sie näher zu ihr hin, denn die Krücken, die ihr nöthig waren, um aufzustehen, konnte sie nicht gleich finden. Marie stand wie eingewurzelt; wie gelähmt an allen Gliedern, war es ihr nicht möglich, der Alten zu entspringen, die jetzt mit widerlicher Freundlichkeit herankroch, ihre Kniee umfaßte, ihre Hände und Kleider küßte und sich endlich, sie fest umklammernd mit beiden Armen, an ihr aufzurichten suchte.

»Ei, so hilf mir doch!« rief sie der Unbeweglichen endlich nach einigen vergeblichen

Versuchen, sich aufrecht zu erhalten, zu. »So greif' mir doch unter die Arme! Bist noch schlaftrunken? nicht wahr, mein weisses Bräutlein? Doch sag' nur« — fuhr sie fort, ihre Arme um den Hals der Zitternden schlingend — »wer hat Dich denn also herausgeputzt? Bist schön geworden, seit ich Dich nicht gesehen, aber blaß, Kindlein — blaß, wie der Tod! 's ist auch so kalt hier! 's hat mich längst gefroren! Komm, wärme mich an Deinem Busen, Liebchen! wärme mich!«

Bebend vor Forst schauerte sie zusammen, schmiegte sich an Marien und legte ihr Haupt an deren Brust, die kaum noch vermögend war, sich aufrecht zu erhalten und sich vergebens bemühte, einen Angstruf hervorzustossen. Doch nur einige Augenblicke ruhte die Alte in dieser Stellung — sie fuhr plötzlich wieder auf, irren Blickes umherstarrend, hielt sich nur noch mit einer Hand an Marien fest und sprach dann eifrig und dringend: »Aber wo sind wir denn? Was willst Du hier auf dem Kirchhofe? Ich fühl' es ja,

wie Dein Herzchen pocht — Du lebst, Kindlein — Du lebst! Was willst Du bei den Todten? was suchst Du hier?«

Sich an den Zweck ihres Hierseyns erst jetzt wieder erinnernd, antwortete Marie mit angstbeklemmter, fast tonloser Stimme: »Nur drei Myrthenzweige wollt' ich mir holen zum Jungfernkranze!« und heimlich lachend nickte die Alte beifällig mit dem Kopfe.

»Ei freilich!« sprach sie kichernd, »ein Kränzlein mußt Du haben, mein blasser Engel! Warte nur, warte nur! Ich habe ja Dein silbernes Messerchen bei mir; gleich schneid' ich Dir drei Zweige ab vom Myrthenbäumchen, das ich dort — dorthin gepflanzt, auf Dein grünes Ruhebettchen. Führe mich doch hin — Du siehst ja, daß mir die Krücken fehlen! Komm! komm! — So fasse mich doch beim Arm, ich will Dir ein Kränzchen winden, schön — o frisch und schön!«

Dabei zog sie die widerstrebende Marie mit sich fort, sich an sie festhaltend — ines-

te am Grabe nieder, zog aus ihrem Busentuche ein blitzendes, silbernes Messer hervor und schnitt drei der schönsten Zweige von der Myrthe, welche wirklich auf Gretchens Grabe eingepflanzt war, reichte ihr dieselben und sprach dazu im singenden Tone:

»Im Vollmondsglanz, im Vollmondsglanz,
Schneid' Deine Myrth' zum Jungfernkranz;
Dann wirst Du, eh' ein Jahr vergangen,
Ein holdes Kindlein auch umfangen.«

Marie nahm die Myrthenzweige mit zitternder Hand und eine sanfte Röthe färbte ihre bleichen Wangen bei den Worten der Alten; doch schien dabei auch eine ängstliche Erinnerung in ihr aufzusteigen, die sie zu Eile aufforderte. Schnell raffte sie sich zusammen und unbedacht den irren Traum der Wahnwitzigen störend, rief sie ihr zu: »Habt Dank, Mutter Mumm! Es freut mich, daß Ihr so gut gegen mich seyd. So laßt uns denn in Frieden scheiden und hinfort als treue und gefällige Nachbarn zusammen leben. Auch meinen Franz müßt Ihr

nicht mehr anfeinden, müßt vergeben und vergessen.«

Die Alte horchte hoch auf, und Marie bei der Hand zurückhaltend, sprach sie mit schneidender Stimme, indem sie die langen, weißen Haare, welche über Stirn und Augen herabgefallen waren, unter das schwarze Tuch zurückstrich: »Du sprichst ja tolles Zeug, mein Engelchen! Bin ich nicht immer gut gegen Dich gewesen? habe ich denn jemals in Feindschaft mit Dir gelebt? — Doch — was ist mir denn das?« fuhr sie fort, starr, mit glühenden Augen in Mariens Antlitz schauend. »Hast Dein Gesicht verändert, Gretchen? Bist Du's denn noch — oder — verdammter Höllenspuk! — Marie! — Teufelskind! — Bin ich denn toll oder blendet mich das Mondlicht? — Marie, für Dich hab' ich die Myrthe abgeschnitten? — Gieb heraus mein Kränzlein — gieb's heraus! Für Dich ist meine grüne Myrthe nicht gewachsen — einen Strohkranz sollst Du tragen, feile Dirne!«

»Der Himmel vergebe Euch die harte Rede!« erwiederte Marie tiefgekränkt und heiße Thränen füllten ihr Auge, indem sie sich loszumachen suchte von der Alten. Doch diese hielt sie mit ihren knöchernen Armen fest umklammert und schrie unaufhörlich: »Gieb heraus das Kränzlein! Gieb's heraus!« Da sammelte Marie ihre ganze Kraft, stieß die Wahnsinnige von sich zurück und entsprang; doch in demselben Augenblicke blitzte auch das Messer in der Hand der Alten und unter lautem, boshaften Gelächter warf sie es der Fliehenden nach. In die Schulter getroffen sank Marie, noch ehe sie das Gitterthor erreicht hatte, von Schmerz, Angst und Schrecken erschöpft, ohnmächtig zu Boden. Die Myrthenzweige waren ihr entfallen. Mummliese aber hatte indessen ihre Krücken wiedergefunden und hinkte, noch immer unter lautem Gelächter, die Ohnmächtige nicht mehr beachtend zum Kirchhofe hinaus und dem Dorfe zu.

11.

Mariens Wohnung lag, von einem Gärtchen umgeben, faſt mitten im Dorfe, und war von ihrem Vater auf ſie vererbt worden, dem das Grundſtück eigenthümlich zugehört hatte. Wenige Schritte davon entfernt war das Landhaus eines reichen Engländers, welcher früher manchen Sommer hier zugebracht, doch immer mit dem Schulmeiſter in Zwiſtigkeiten verwickelt war, weil er das leidenſchaftliche Geigenſpiel deſſelben, welches faſt zu jeder Stunde des Tages weithin durch das Dorf erſchallte, nie ohne Zorn und Aergerniß mit anhören konnte. Oft hatte er ihm ſchon bedeutende Summen geboten, wenn er es gänzlich einſtellen wollte, doch war der Schulmeiſter dazu nicht zu bewegen. Endlich brachte es der Engländer durch Bitten und Geld aber doch ſo weit, daß Mariens Vater ſich entſchloß, auf Koſten des Muſikfeindes ein kleines Zimmer im obern Stockwerke ſei-

nes Hauses durch akustische Vorrichtungen so einrichten zu lassen, daß der Ton seines Lieblingsinstrumentes nicht mehr nach außen dringen konnte. Hier saß nun der alte Schulmeister beim Lampenschein — denn auch das einzige Fenster war zugemauert worden — und geigte nach Herzenslust, ohne fremden Ohren dadurch wehe zu thun. Nach seinem Tode aber blieb das Musikzimmerchen, wie es war, ohne benutzt zu werden. Nachdem aber Marie von ihrer Reise zurückgekehrt, schien sie es doch zum Gebrauche sehr dienlich gefunden zu haben, denn sie brachte die größte Zeit des Tages dort zu, versagte Jedermann den Eintritt in dasselbe und hütete es sorgfältig, wie ein Heiligthum. Selbst Franz hatte es seit jener Zeit nie betreten dürfen. Außer ihr selbst durfte nur die alte, treue Magd dort verweilen, welche auch jetzt — es war schon Mitternacht vorüber — mit dem Schlafe kämpfend, dort verweilte und die Rückkehr Mariens zu erwarten schien, welche ihr den wahren Zweck ihres nächtlichen Ganges verschwiegen.

Rings um das Haus war es still und ruhig gewesen, doch jetzt klang's wie schwere Tritte aus einer Seitengasse und gleich darauf wurde die alte Mummliese sichtbar, welche, von ihrer Wohnung kommend, ungeachtet des hellen Mondscheins, mit einer brennenden Laterne auf Mariens Garten zuhinkte. Hier kroch sie durch den schadhaften Zaun und gelangte so unbemerkt bis an die Hinterwand des Hauses, wo sich das Strohdach so weit herniedersenkte, daß es leicht mit den Händen zu erreichen war. Das ganze Dorf schien ausgestorben und Niemand war Zeuge vom Treiben der Alten. Diese hatte die Laterne neben sich auf den Boden gestellt, lehnte sich an die Mauer, und indem sie ein Päckchen mit leicht brennbaren Stoffen unter dem Mantel hervorholte, murmelte sie dumpf vor sich hin: »Will dir's gedenken, schlechte Dirne, daß du mich so genarrt, als ich dich im tollen Traume für mein Enkelchen gehalten. Will dir eine Hochzeitsfackel anzünden, die deine schlummernde Brut aus ihrem Neste trei-

ben soll! Das Myrthenkränzchen sollst du mir theuer bezahlen — warte — warte nur!« Dabei hatte sie die Laterne geöffnet, zündete Schwefel und Werg an, schob beides unter das Strohdach und als ein Luftzug die noch schwache Flamme zu verlöschen drohte, schürte sie mit der Krücke den Feuerballen noch tiefer ins Stroh hinein, verlöschte dann das Licht in der Leuchte und hinkte, immer hinter sich schauend, bis zu einem dichtbelaubten Haselstrauche, wo sie sich niederkauerte, und ihr irres Auge nach dem Hause gerichtet, heimlich lachend, die Folgen ihres tollen Treibens erwartete.

Eine dichte, schwarze Rauchwolke wirbelte bald vom Dache empor und verkündete die schnell folgende Feuergluth, die plötzlich mit lichten Flammen hervorbrach und bald in hundert Schlangenwindungen hinauf kroch, bis zum obersten Giebel. Des Wächters Schreckensruf: »Feuer! Feuer!« rief bald die schlummernden Dorfbewohner wach. Auch die Sturmglocke ertönte schon nach wenig Minuten. Ueberall regte sich's lebendig, doch

in der planlosen Hast verhinderte oft der Eine den Andern an schneller, thätiger Hülfe. Ehe noch etwas zur Rettung des Hauses geschehen war, drang Marie, eiligen Schrittes, mit blutbefleckten Kleidern und fliegenden Haaren, durch den dichten Menschenschwarm, der sich rings umher gesammelt. Mit zitternder Hand, keines Wortes mächtig, öffnete sie die Hausthür, flog die Treppe hinauf und stürzte ins kleine Musikzimmer. Hier saß die alte Magd, welche, die schreckliche Gefahr nicht ahnend, in Schlaf gesunken; dicht vor ihr stand eine Wiege, darin ein schlummerndes Kind, nur wenige Wochen alt. Das Kind aus der Wiege reißend und fest an ihre Brust drückend, schrie jetzt Marie die Alte wach, und wollte eben die Treppe wieder hinabstürzen — da trat ihr der Pächter entgegen. Er war herbeigeeilt, zu retten, zu helfen; doch indem er, wie zum Schutz, seinen Arm um sie schlingen wollte, wurde er erst das Kind gewahr, welches sie am Busen trug. Entsetzen sträubte sein Haar empor — doch Marie, in der Todesangst

seine Bewegung nicht bemerkend, rief ihm die Worte nur zu: »Folge mir, Franz! um Gottes Barmherzigkeit willen!« und damit fortstürzend, die geöffnete Hausthür vermeidend, welche von der herbeigeeilten Menschenmasse umgeben war, wendete sie sich auf der Hausflur zu einer kleinen Pforte, welche nach einem Hofraume führte und gelangte von da glücklich aus dem brennenden Hause und unbemerkt ins Freie. Die Magd folgte jedem ihrer Schritte und dicht hinter ihr stürzte schon ein Theil des Dachgiebels herab. Das gaffende Volk stand noch immer größtentheils unthätig und mit wichtiger Miene berathschlagend, wie dem Feuer am leichtesten und schnellsten Einhalt geschehen könne. Nur die nächsten Nachbarn schafften Wasser herbei und löschten nach Kräften. Viele waren bei Mariens plötzlichem Erscheinen zusammengetreten und flüsterten leise unter einander; Andre, als sie den Pächter ihr nach ins Haus stürzen sahen, riefen laut: »sie kommt vom Nachtbesuch erst heim! sie war beim Bräutigam!« und wendeten sich unmuthig ab, der allgemein

Verachteten Hülfe versagend in der höchsten Noth. Niemand war dem Pächter gefolgt, Niemand traf Anstalt, die im brennenden Hause noch befindliche Habe zu bergen, und als Töming — der Mariens Zuruf, ihr zu folgen, in seiner Erstarrung überhört — jetzt ganz allein zur großen Hausthür herausstürzte, und unverzüglich nach seiner Wohnung eilte, ohne den ihm zurufenden Nachbarn Rede zu stehen, da gingen auch Viele weg vom brennenden Hause und sprachen unwillig zu einander: »läßt der Bräutigam seines Liebchens brennend Haus im Stich, warum sollen wir unsre Haut daran versengen?« Doch wieder Andere meinten, die besser ihrer Menschenpflicht gedachten: »wenn auch das Haus nicht mehr zu retten ist, Marien dürfen wir nicht umkommen lassen in der Feuergluth.« Denn man glaubte sicher, sie sey noch in ihrer Wohnung, weil ihre Flucht durch die kleine Hofthür unbemerkt geblieben. Es fanden sich auch einige Beherzte, welche sich sogleich entschlossen, ins Haus zu dringen, doch von ängstlichen Vettern und Gevattern zurück-

gehalten, zauderten sie noch — da trat auf einmal die alte Mummliese mitten unter sie, tanzte mit wunderlichen Sprüngen, an ihren Krücken, im Kreise herum und sang ein Hochzeitslied. Alles wich scheu vor der Gefürchteten zurück, die, mit rollenden Augen in die Flammen starrend, in ausgelassener Lustigkeit sich ihres Werks zu freuen schien.

Erschöpft lehnte sie sich endlich an einen Baum, zeigte mit der Krücke nach der hochauflodernden Feuersäule und schrie den im weiten Kreise Umherstehenden zu: »Schau't! Schau't doch, wie die Hochzeitsfackel brennt! Heisa! das ist ein lustiger Polterabend! — Gebt acht! gebt acht! jetzt fliegt das Vöglein aus dem brennenden Neste! — Nun, was gafft Ihr denn? Ihr wißt's ja Alle, daß die fromme Braut ihr Kind im dunkeln Kämmerlein verwahrt. — Die böse Dirne hat mein Fränzchen verführt — sie hat's ihm angethan, daß er meinem Gretchen untreu wurde, der schlimme Bube! drum hat mein Enkelchen sich todt gegrämt. Aber dafür hab' ich ihr auch die Hochzeitsfackel angesteckt —

ich — ich habe die helle Fackel angesteckt! lösch sie nicht — denn sie muß noch leuchten, wenn sie morgen zärtlich Hand in Hand zur Kirche gehn!«

Alle schauderten zurück, als die Alte ihre Rede geendet; sie zweifelten nicht an der Wahrheit ihres Geständnisses, daß sie die Urheberin des Brandes sey, und doch wagte es Keiner, sich der Mordbrennerin zu bemächtigen.

»Folgt mir Alle!« schrie diese wieder. — »Folgt mir nur getrost! Das Vöglein fliegt nicht aus — die Rabenmutter hat's verlassen und ihre Schande wird nicht offenbar, wenn das Würmlein droben verbrennt zu Staub und Asche. — Kommt, Leute — kommt hinauf! seht selbst, ob ich gelogen!«

In der festen Ueberzeugung, das Kind befinde sich noch im Hause — denn sie hatte weder Mariens Heimkunft, noch ihre Flucht aus der brennenden Wohnung bemerkt — hinkte sie jetzt durch die offene Thür und achtete den dichten Rauch nicht, der die Hausflur erfüllte. Das schwarze Kopftuch ums

Geſicht ſchlagend, drang ſie ſo bis zur Treppe vor, doch kein Außenſtehender folgte ihr. Alle ſtanden wie erſtarrt und erwartungsvoll ihr nachblickend. Schon hatte ſie einige Stufen erſtiegen, da wirbelte ihr von oben herab der dichte Qualm entgegen; ſie konnte nicht weiter, an die Wand gelehnt, drückte ſie das Tuch feſter gegen das Geſicht und die Krükken entfielen ihr. »Folgt mir! Folgt mir!« ſchrie ſie unaufhörlich, und als ſie ſich noch immer verlaſſen ſah, rief ſie laut um Hülfe. Doch vor dem Hauſe blieb Alles unbeweglich. Nach ihren Krücken umherfühlend, ſank ſie auf die Stufen nieder — der von oben herabwirbelnde Dampf drohte ſie zu erſticken, ſie brüllte laut um Hülfe — da kniſterten die Sparren des Daches, tauſend Funken, wie ein Feuerregen, ſprühten auf ſie nieder, die Flammen fuhren wie leuchtende Blitze herab, leckten ſchon an ihrem Gewande, nicht achtend das Winſeln und Krümmen der Hülfloſen. Endlich ſtürzte, ihre fürchterliche Qual zu enden, das ganze obere Stockwerk des brennenden Gebäudes zuſammen und begrub

unter seinen glühenden Trümmern die boshafte Alte, ein Opfer ihrer eignen Rachewuth. Die stummen Zuschauer dieses schrecklichen Schauspiels aber entblößten ihre Häupter unwillkührlich und beteten ein Vaterunser für die Seelen der Verunglückten, denn Niemand zweifelte daran, daß auch Marie in der Feuergluth umgekommen sey. — Das Haus war niedergebrannt; die einzelnen, hier und da noch aufzuckenden Flammen wurden leicht gedämpft und bald bezeichnete nur ein rauchender Trümmerhaufen die Stätte, wo Mariens friedliche Wohnung gestanden.

12.

Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft war Marie dem brennenden Hause enteilt, immer hinter sich schauend, ob Franz ihr noch nicht folge; doch so oft auch ihr Auge zurückblickte, so oft wurde ihr auch die Gewißheit, daß ihr Bräutigam sie verlassen in der höchsten

Noth. War er freiwillig von ihr gewichen; oder war er zurückgeblieben, ihre Habe zu retten? Doch, war es nicht seine nächste Pflicht, sie selbst erst unter ein schützendes Obdach zu bringen? Oder war er in der, rings auf ihn eindringenden Todesgefahr umgekommen? Diese und ähnliche Fragen drückten das Gewicht der Angst noch schwerer nieder auf ihr matt klopfendes Herz; ihre Schritte wurden langsamer und schleppender, ihre Flucht war ohne Ziel gewesen und sie hatte schon das äußerste Ende des Dorfs erreicht, als auch die alte Magd, erschöpft von den Schrecknissen dieser Nacht, ohnmächtig niedersank. Die Hirtenfrau, Margarethe, stand vor ihrer Hütte, leistete der Hülflosen Beistand, geleitete sie dann unter ihr ärmliches Dach und lud auch Marien ein, zu folgen und der ihr so nöthigen Ruhe sich hinzugeben. Doch wie hätte Marie Ruhe finden können, bei dem immer wachsenden Aufruhr in ihrem Innern. Sie mußte Franz aufsuchen, sie mußte wissen, ob er lebte, warum er sie verlassen? Eine wollene Decke, welche ihr die Hirtenfrau mitleidig

reichte, ſchlug ſie um ihre Schultern, mit derſelben zugleich das Kind einhüllend, welches ſie nicht aus ihren Armen laſſen wollte, und eilte nun, die ſchon nach allen Richtungen vom Brande heimkehrenden Dorfbewohner vermeidend, am Saume der Felder hin nach des Pächters Wohnung.

Franz war im Zuſtande der ſchrecklichſten Zerſtörung nach Hauſe gekommen. Er war nicht vermögend, ſich aufrecht zu erhalten, und ſo wie er ſein Bett erreicht, verfiel er auch in ein heftiges Fieber. Eine dumpfe Sinnloſigkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt, doch nach wenigen Minuten ſchon verbreitete ſich durch ſeinen ganzen Körper eine fliegende, immer ſteigende Hitze, während welcher ſeinem ſtarren Auge die ſchrecklichſten Phantaſiebilder vorübergleiteten. Irre redend brach er bald in laute Klagen gegen Marien aus, bald in Verwünſchungen der alten Mummlieſe, bald in Anklagen gegen ſich ſelbſt. Sein ganzes Geſinde war um ihn verſammelt und hörte jedes ſeiner Worte mit Staunen und Schrecken. »Alſo doch betrogen von der Heuchlerin!«

rief er aus. — »Ich sah das Kind an ihrer Brust, das sie versteckt gehalten, das sie frech verleugnet, die Buhlerin! Drum mußte auch der Jungfernkranz auf ihrem Haupte zerstäuben wie ein verwestes Strohgeflechte! Seht — dort — dort steht sie mit den Taubenblicken und will mich locken mit girrender Stimme und verhüllt vorsichtig im weißen Gewande das Zeugniß ihrer Schmach.' Ich will nichts hören — fort! Laßt sie nicht näher treten — ich kann — ich will sie nicht mehr sehen!«

Er verbarg sein Haupt in die Bettkissen, stöhnte und brachte nur noch unverständliche Worte hervor; doch indessen war der Dorfbarbier Sabel herbeigerufen worden, der sich jetzt mit äußerst wichtiger Miene dem Krankenbette näherte, Knechte und Mägde mit beiden Ellenbogen zurückstoßend. Er fühlte nach dem Pulse des Kranken und nachdem er leise die Schläge nachgezählt, rief er endlich aus, wie mit Kennerblicken jede Bewegung des Pächters verfolgend: »Potz Seifenschaum und Kosakenbärte! das war die höchste Zeit, Ihr Leute! kam ich zehn Minuten später, so muß-

te der Patient ins Gras beißen, nolens volens. — Tretet näher, Ihr Dummbärte! seht, so sieht ein Mensch aus, der das hitzige Fieber hat, und nun gebt wohl Acht, wie ich Euren Herrn vom Tode rette!«

Schnell zog er nun seine Aderlaßinstrumente hervor, doch ehe er noch fertig war mit der Vorbereitung zu seiner Operation, verfiel der Pächter wieder in einen heftigen Anfall von Raserei. — »Hört Ihr's nicht, wie Marie nach mir schreit?« rief er unaufhörlich — »Ihre Kleider brennen schon, und doch läßt sie das Kind nicht aus den Armen!« Dann stöhnte er wieder: »Du hast mich betrogen, Falsche! Fort! fort! aus meinen Augen! Laßt sie nicht herein zu mir! laßt sie nicht herein! 's ist aus mit der Hochzeit! 's ist Alles aus!«

Mit triumphirenden Blicken wendete sich Sabel zu den Umstehenden und sprach: »Hab' ich's nicht gleich gesagt, sie taugt nichts?! Sie hat den guten Pächter betrogen, da hört Ihr's selbst! — Das Kind ist nicht sein Kind, sondern ein vaterloses Jammergeschöpf, auf gut

Deutsch: ein Wechselbalg. Wenn sie nicht verbrannt ist, wird sie wohl ihre Zuflucht bei ihm [illegible]chen; aber laßt sie nicht herein, das rath' ich Euch!«

Sogleich gingen Einige ans Hofthor, um dort Wache zu halten; Sabel aber benutzte die Erschöpfung des Kranken, schlug ihm eine Ader und nach einem starken Blutverluste verfiel dieser in einen tiefen, ziemlich ruhigen Schlaf.

Indessen war Marie beim Pachthofe angelangt, doch auf ihr Klopfen versammelten sich die Knechte und Mägde ihres Bräutigams, um sie mit harten Worten zurückzutreiben. Die Unglückliche glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, und als der Großknecht Claus noch hinzusetzte, daß man ihr auf des Pächters ausdrücklichen Befehl den Einlaß verweigere, da sank sie, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, auf eine steinerne Bank nieder, welche vor dem Hause stand. Eine mitleidige Magd nahm ihr in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit das Kind aus den Armen, welches von der Nachtluft erkältet, jämmerlich

schrie, und trug es nach ihrer Kammer. Die Uebrigen wendeten sich herzlos von ihr und verließen sie ohne Hülfe. Doch wenige Minuten später kam Sabel, welcher eben wieder nach Hause gehen wollte, an ihr vorüber und brachte sie, vermittelst einiger Tropfen Spiritus, den er gerade bei sich trug, wieder ins Leben.

»Bringt mich zu meinem Bräutigam!« rief sie ihm matt entgegen. — Doch der Barbier erwiederte kurz und bestimmt: »das ist unmöglich! — Er will Sie nicht mehr sehen, und mit der Hochzeit ist's auch aus! — Ja, diesen Ausspruch hat er laut gethan, in Gegenwart meiner und des ganzen Hausgesindes!«

»Das hätte er wirklich gethan? O, Franz, dann hast Du mich ja nie geliebt!« schluchzte Marie. — »Ich muß ihn sprechen — ich will ihm Alles entdecken — Alles —« fuhr sie fort und wollte, den Barbier zurückdrängend, aufs Neue an die festverschlossene Hausthür klopfen.

Doch dieſer hielt ſie ängſtlich zurück, indem er ihr entgegnete: »'s hilft Alles nichts! Sie kommt nicht hinein. — Er will Sie nicht ſehen — nicht ſprechen — nicht hören, und Ihre Entdeckungen würden ihm auch eben nicht ſehr erfreulich ſeyn. Uebrigens ſchläft er jetzt ſo ſüß, es wäre Sünde, ihn zu wecken.«

»Was? er ſchläft?« fuhr Marie auf. »Er kann ſchlafen — unbekümmert verläßt er die im ſchrecklichſten Elende, der er ewige Liebe ſchwur? O, mein Gott!« und mit verhülltem Geſichte ſank ſie nieder auf die Bank und weinte laut.

»Er ſchläft, ſo gewiß ich hoffe, nach meinem Tode keine Bärte mehr zu ſcheeren!« betheuerte Sabel. »Und Sie, arme Creatur« — fuhr er fort — »wird wohl thun, wenn Sie ſich auch zur Ruhe begiebt; ich will Desgleichen thun — guten Morgen!«

Indem er gehen wollte, ſtieß Marie einen lauten, durchdringenden Schrei aus, denn ſie vermißte jetzt erſt das Kind, und

wild und ängstlich spähten ihre Blicke umher.

»'s wird's wohl im Vorbeigehn eine mitleidige Seele zu sich genommen haben, als Sie in Ohnmacht lag« — erwiederte Sabel auf ihre Frage: ob er das Kind nicht gesehen? — »Als ich Ihr beistand« — fuhr er fort — »war Sie ganz allein; das Würmlein aber ist mir nicht zu Gesicht gekommen!« und damit ging er seines Weges.

Schon dämmerte der Morgen. Die Arme stand noch immer allein, verlassen von Menschen, ohne Obdach, ohne Hülfe, verachtet und mit Schande bedeckt. Ihre Blicke waren in die Wolken gerichtet, welche, hier und da schon gesäumt vom Purpurstreifen der Morgensonne, majestätisch über ihrem Haupte schwammen.

»Hilf Du mir!« sprach sie leise, »Du, der Du dort oben gnädig waltest über jenen Wolken! Hilf mir die schwere Last ertragen!« Dann raffte sie sich zusammen, das Kind aufzusuchen, für welches sie nun schon so lange litt und duldete, für welches sie in

Demuth Spott und Schande ertrug. Noch einmal wendete sie sich nach dem verschloßenen Hofthore — doch sie klopfte nicht mehr an. »Er will mich nicht mehr sehen — er schläft ja — ich will ihn nicht stören!« flüsterte sie leise vor sich hin; ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust und langsam schlich sie die Strasse hinab, denn ihre Knice bebten, der Schmerz der Wunde, den sie bisher nicht geachtet, wurde fast unerträglich, sie mußte oft ruhen. An alle Häuser klopfte sie an und forschte nach dem Kinde — nirgends gab man ihr Auskunft. Ueberall wurde sie mit Schelten, Spott und harten Worten zurückgetrieben, und wo auch dies nicht geschah, wendete man ihr doch mit stummer Verachtung den Rücken und ließ sie stehen, gleich einer Bettlerin, deren Nähe man scheut. So war sie das ganze Dorf durchwandert. Niedergedrückt durch den Verlust des Kindes, durch die erlittenen Mißhandlungen, durch die schnell auf einander gehäuften Unglücksfälle, schleppte sie sich, beinahe mit dem Tode kämpfend, mühsam bis zum Hirtenhause. Hier,

bei der ärmſten Bewohnerin des Dorfes, fand ſie Mitleid und willige Aufnahme. Die gute Margarethe verband ihre Wunde, ſo gut ſie es vermochte, bereitete ihr ein ärmliches Lager, und als Marie hier völlig entkräftet niederſank, glaubte ſie es zu fühlen, wie des Lebens letzte Augenblicke herannaheten. Denn obgleich die Sonne in unbeſchreiblicher Pracht heraufſtieg am blauen Horizonte, und ein Lichtmeer ausgoß ins dürftige Gemach, ſo umdämmerte doch ſchwarze Nacht ihr brechendes Auge.

13.

Es war ſchon hoch am Mittag und Margarethe ſaß noch immer, ihre Pflege und Aufmerkſamkeit theilend zwiſchen den beiden Unglücklichen, welche ſie mitleidig bei ſich aufgenommen. Die alte Magd lag ſprachlos in einer kleinen Kammer und ſchien, zu Folge der Ereigniſſe der vergangenen Nacht, noch immer

von einer Erſtarrung befangen. Marie aber regte ſich, nachdem ſie lange Zeit in einem todtenähnlichen Schlummer gelegen, unruhig auf ihrem Lager, gequält von fürchterlichen Träumen. Endlich fuhr ſie empor, durch das Rollen eines Wagens aufgeweckt; Margarethe eilte zu ihr und fragte gutmüthig: ob ſie irgend etwas verlange, was ſie ihr zu reichen oder zu leiſten im Stande ſey? Marie jedoch ſchüttelte verneinend ihr Haupt; ſie ſchien in tiefes Sinnen verloren, betrachtete verwundert die Gegenſtände um ſich her, gelangte erſt nach und nach wieder zur Erinnerung der nächtlichen Schreckniſſe und zur Erkenntniß ihres ſchrecklichen Zuſtandes. Dann richtete ſie ſich halb empor und blickte ängſtlich hinaus auf die Landſtraße, welche dicht vor der Hütte vorüber ins Dorf führte. Der ſchnell ſich nähernde Wagen hielt ſchon nach wenigen Minuten dicht vor dem Hirtenhauſe, und gleich darauf wurde ans Fenſter geklopft. Margarethe ging eilig hinaus und erwiederte einem jungen Manne, auf die Frage: bei wem in vergangener Nacht das Feuer im

Dorfe ausgekommen ſey? — »Bei Schulmeiſters Marien. Das ganze Haus iſt niedergebrannt!«

»Bei Marien? bei des vorigen Schulmeiſters Tochter?« ſchrie eine weibliche Stimme, und ein junges Frauenzimmer beugte ſich mit dem Ausdrucke des heftigſten Schreckens aus dem Wagen.

»Ja, ja!« erwiederte Margarethe. »Die arme Marie liegt hier in meiner Hütte todtkrank.«

»So laß mich zu ihr, um Gotteswillen!« rief die Fremde dem jungen Manne zu, ſprang aus dem Wagen und ſtürzte ins Gemach zu Mariens Lager.

Dieſe ſchien beim Anblicke der Fremden freudig überraſcht, doch zugleich auch ſchmerzlich bewegt. »Johanna!« rief ſie, ſtreckte ihr die Arme entgegen und drängte ſie doch laut weinend von ſich und wendete ſich ab von ihr.

Johanna mußte ſich auf einen Seſſel niederlaſſen, denn der Anblick Mariens hatte ſie tief ergriffen, und als auf ihre ängſtlich wie-

derholten Fragen: wo das Kind sey? die Kranke jammernd erwiederte: »Gott weiß es!« da vereinten Beide ihre lauten Klagen und erfüllten das Gemach mit Seufzern und Wehgeschrei.

Der junge Mann hatte indessen vor der Hütte mit Margarethen gesprochen. Sein Erstaunen, Marien hier zu finden, dem schrecklichsten Elende Preis gegeben, verlassen von ihrem Bräutigam, stieg noch höher, als ihm die Hirtenfrau, soviel ihr durch das öffentliche Gerücht bekannt war, die Ursachen mittheilte, warum man die Arme mit Haß und Verachtung verfolge. In der heftigsten Bewegung eilte er fort nach Tömings Wohnung, nachdem er dem Kutscher Befehl gegeben, hier seiner zu harren. Er traf den Pächter im Bette sitzend, sein Haupt nachdenkend auf seine Hand gestützt; das Fieber schien von ihm gewichen und der freie Gebrauch seiner Sinne war ihm wiedergegeben. Er kannte den Fremden nicht, doch hörte er ihn mit immer steigender Aufmerksamkeit an, als dieser begann: »Ehe ich meine eignen Angele-

genheiten berühre, drängt mich eine heilige Pflicht, Ihnen, bei meinem Seelenheil, die Versicherung zu geben: daß Ihre Braut rein ist, rein wie Gottes Sonne! Verfolgung, Haß, Spott und Verachtung hat sie unschuldig erlitten. Auch Sie konnten an ihrer Tugend zweifeln, auch Sie konnten die Arme im höchsten Elende verlassen, sie zurückstoßen von Ihrer Thür, da ihr kein Obdach mehr geblieben war? O, wenn Sie die edle Dulderin je geliebt, so eilen Sie mit offnen Armen zu ihr und suchen Sie durch heiße, treue Liebe die bittre Kränkung zu vergelten, die sie der Schuldlosen zugefügt!«

Eine hohe Röthe verbreitete sich über des Pächters Antlitz und sein Auge ruhte lebhaft und mit unruhiger Erwartung auf dem Fremden, indem er hastig sprach: »Um Christi willen! sprechen Sie wahr, mein Herr? Welche Bürgschaft haben Sie für Ihre Worte? wer sind Sie?«

»Mein Name ist Ferdinand Rönner,« erwiederte der Fremde. »Ich bin der Neffe des Pächters der Oldendorfschen Meierei, mit

dem Sie leider bei Verpachtung dieſes Gutes in Zwiſtigkeit geriethen.«

»Was?« fuhr Töming unwillig auf, »Sie ſind der Neffe des alten Rönner, bei dem meine Schweſter als Wirthſchafterin —«

»Hören Sie mich nur wenige Augenblicke geduldig an,« unterbrach ihn Ferdinand, »es ſoll Ihnen Alles klar werden. — Ich ſtand unter Vormundſchaft meines Oheims, bei dem ich in Oldendorf die Oekonomie erlernte, ſah dort täglich ihre Schweſter und fühlte mich täglich mehr zu ihr hingezogen. Wir liebten uns, und« — fuhr er leiſe fort -- »ließen uns in unbewachter Stunde einen Fehltritt zu Schulden kommen, der bald ſeine Folgen äuſſerte. Ich hatte Johannen feierlich gelobt, ſie zum Altare zu führen, und beſtürmte täglich meinen Oheim mit Bitten und Flehen um ſeine Einwilligung, doch umſonſt. Er hatte mir eine reiche Amtmannstochter zur Gattin beſtimmt, indem er bei dieſer Verbindung zugleich auf ſeinen eignen Vortheil bedacht geweſen war. Johanna war ihm durch ihre raſtloſe Thätigkeit, durch ihre ſeltnen Kenntniſſe

in der Wirthschaftsführung unentbehrlich geworden, deshalb suchte er unsre Trennung, die ihm nothwendig schien, dadurch zu bewerkstelligen, daß er mich zu einem entfernten Freunde sendete und dort unter strenge Aufsicht stellte. Mein Sträuben war vergebens, ich mußte seinem Willen folgen, verabredete jedoch vorher mit Ihrer Schwester, unter Erneuerung meines Treuschwurs, alle Maßregeln, die wir für die Zukunft zu nehmen gedachten. Ich mußte von Johannen scheiden, ich mußte sie verlassen, mit dem schrecklichen Gedanken: sie der Schande Preis gegeben zu sehen, wenn ihr Zustand verrathen würde. Doch glücklicherweise blieb dieser unentdeckt bis zum Zeitpunkt ihrer Niederkunft. Die Arme hatte keine Freundin in der Welt, als Marie, Ihre Braut. Dieser hatte sie auch unser Verhältniß — kurz, Alles mitgetheilt, doch zugleich sich die strengste Verschwiegenheit, selbst gegen Sie, ausbedungen. Die gute Marie war sogleich bereit ihr beizustehen mit Rath und That. Sie waren entfernt von Elsendorf und nichts hielt sie ab, da die Entbindung meiner

lieben Johanna nächstens zu erwarten war, ihr selbst zu Hülfe zu eilen. Sie begab sich nach einem kleinen Städtchen drei Meilen von Oldendorf, erkauft durch Geld die Verschwiegenheit einer Frau, welche ihr ein Logis einräumte, und bereitete Alles vor, ihre Freundin zu empfangen. Johanna erhielt Erlaubniß von meinem Oheim, sich auf einige Wochen, wie sie vorgab, nach Elsendorf, ihrem Geburtsorte, begeben zu dürfen und traf so mit Marien zusammen. Beide lebten unerkannt im Städtchen und Ihre Schwester genas von einem Knaben, dessen Pflege Marie sogleich übernahm und ihr Schutz gelobte, bis unsre widerwärtigen Verhältnisse sich ausgeglichen. Nach einigen Wochen kehrte Johanna nach Oldendorf zurück und Niemand ahnete den Zweck ihrer Reise. Auch Marie kehrte mit dem Kinde nach Elsendorf zurück, nur die alte Magd, die nothwendig darum wissen mußte, in ihr Geheimniß ziehend. Sie waren leider nicht in brüderlicher Einigkeit von Ihrer Schwester geschieden, als sie zu meinem Oheim zog, deshalb glaubte sie auch ganz besonders vor Ih-

nen den ganzen Vorfall verheimlichen zu müſſen, indem ſie befürchtete, Ihren Zorn aufs Neue zu erregen und auch von Ihrer Seite wichtige Hinderniſſe für unſre Verbindung erwarten zu müſſen. Marie hielt ihr Verſprechen mit einer ſeltenen, bewunderswürdigen Standhaftigkeit und opferte ſich ſelbſt auf für unſer Glück. Mein Oheim glaubte, ich ſey in der Ferne von meiner Liebe zu Johannen völlig befreit worden, traf ſchon insgeheim Vorbereitungen zu meiner Hochzeit mit der Amtmannstochter, ohne vorher mit mir Rückſprache zu nehmen, berief mich nach Oldendorf zurück, ließ mich vor drei Tagen förmlich mündig ſprechen und ich — nun Herr meines Willens und meiner freien Wahl — ließ geſtern ſchon in demſelben Städtchen, wo mein Sohn geboren, meine Verbindung mit Ihrer Schweſter durch den Prieſterſegen weihen und ſo eilten wir heute nach Elſendorf, Marie ihres Verſprechens zu entbinden, ihr unſern heißen Dank darzubringen und zugleich auch Ihren brüderlichen Segen, Ihre Verzeihung zu erflehen.« —

Während dieser Erzählung drückten sich die verschiedenartigsten Bewegungen auf dem Gesichte des Pächters aus. Er wollte zürnen gegen seine Schwester, er wollte heftig auffahren gegen seinen Schwager, doch wie ein milder Sonnenstrahl die schweren Wetterwolken theilt, die Gefahr und Vernichtung drohen, so verwehete spurlos das Aufbrausen seines Zorns vor der mächtiger als je wieder auflebenden Feuergluth seiner Liebe zu Marien, die ihm jetzt völlig gerechtfertigt, rein wie das Lamm Gottes erschien. Heiße Thränen rollten über seine Wangen herab, als er gedachte, wie schweres Unrecht er ihr zugefügt durch seine Zweifel an ihrer Treue, und als Ferdinand ihm berichtete, daß sie im größten Elende, erkrankt im Hirtenhause liege, weil sie in vergangener Nacht hartherzig von seiner Thür gewiesen worden sey, da glaubte er, ein glühendes Eisen durchbohre seine Brust und laut rief er, daß es das ganze Haus durchschallte, nach seinen Leuten.

Es kamen einige seiner Knechte herbei und als er sie mit harter Rede anfuhr: warum

sie Marien nicht ins Haus gelassen? erwiederten sie, daß er es ja selbst befohlen und auch der Barbier diesen Befehl ausdrücklich wiederholt.

»Habe ich das wirklich gethan? rief Töming schmerzlich und sank aufs Lager zurück — »o, dann kann sie mir nie verzeihen! — Doch ich war ja nicht Herr meiner Sinne! ich lag im Fieber!«

»Die Hausmagd Susanne —« berichtete Claus, der Großknecht — »hat Marien das Kind abgenommen, als sie ohnmächtig auf der Bank lag. Sie hat's auf ihre Kammer getragen, da wird's wohl noch seyn!«

»Mein Kind! mein Kind!« rief Ferdinand, streckte verlangend seine Arme danach aus und nach wenigen Minuten schon brachte Susanne den Knaben und legte ihn in seines Vaters Arme, der ihn mit Küssen und Thränen bedeckte.

Da raffte sich der Pächter auf; er wollte sein Lager verlassen, indem er unaufhörlich Mariens Namen nannte. Doch die freudige Bewegung schien seine Kräfte aufs Neue er-

schöpft zu haben, er konnte sich nicht aufrecht erhalten und sank aufs Lager zurück. »Ich wollte mich ihr zu Füßen werfen — ich wollte ihre Verzeihung erflehen —« sprach er wehmüthig — »und kann nicht von der Stelle! — Lieber Schwager, eilen Sie, eilen Sie zu ihr — sagen Sie ihr, daß ich im Wahnsinne gesprochen, als ich den Befehl gab, sie zurückzuweisen — daß der Anblick des Kindes im brennenden Hause mich von ihrer Seite getrieben — daß — o, erbitten Sie Verzeihung für mich — rufen Sie auch meine Schwester zu mir; ich will Alles vergessen, ich will ihr ein treuer Bruder seyn, will das mir kürzlich zugefallene Erbtheil mit ihr theilen, will sie lieben bis zum Tode! — Eilen Sie nur und bringen Sie mir ein tröstendes Wort von Marien!«

Nachdem Ferdinand das Kind der Magd wieder übergeben, eilte er fort, und bald rollte sein Wagen auf den Hof des Pächters. Johanna sprang heraus, Marien unterstützend, welche voll Vertrauen auf Ferdinands Vertheidigung ihres Bräutigams, Muth und Kraft

gewann, ihr ärmliches Lager zu verlassen und durch ihre Gegenwart an Tömings Krankenlager Trost und Hoffnung auf glücklichere Tage zu verbreiten.

Johannens erste Worte waren, als sie ins Zimmer trat: »wo ist mein Kind?« und als sie den Knaben im Uebermaße ihrer Freude herzend mit dem rechten Arme fest an ihren Busen drückte, umschlang sie mit der Linken ihren Bruder, der sich hoch aufgerichtet und mit ausgebreiteten Armen Marien empfing, welche jetzt, von Ferdinand unterstützt, an sein Lager wankte.

Lange waren alle die Glücklichen sprachlos, doch als sie nun dem Drange des Herzens folgten, sich auszusprechen in lauten Worten — als Marie, ihr Haupt an Tömings Brust gelehnt, die Leiden der vorigen Nacht, von ihrem Zusammentreffen auf dem Kirchhofe mit der alten Mummliese, ihrer Verwundung, ihrem Erwachen aus der Ohnmacht, ihrer Rückkehr ins brennende Haus — ihre Zurückweisung von Tömings Thür mit zarter Schonung übergehend — bis zum Eintreffen Jo-

hannens und Ferdinands erzählte, da grauste Allen vor den schrecklichen Gefahren, die sie überstanden, und Alle lobten Gott und priesen seine unendliche Gnade. — Sie waren Alle glücklich, denn sie waren versöhnt, und in dieser Stunde befestigte Franz durch den heiligsten Eidschwur ein unerschütterliches Vertrauen auf die Treue Mariens in seiner Brust und schwur zugleich seinen lächerlichen Aberglauben ab.

Noch ehe vierzehn Tage vergangen, waren Franz und Marie unter der Schwester Pflege und unter Behandlung eines aus der nächsten Stadt herbeigerufenen Arztes völlig wieder hergestellt. Acht Tage später wandelten die Glücklichen Hand in Hand zur Kirche, und ein Kranz von der schönsten Myrthe, welche nur in der Umgegend zu finden gewesen war, blühte in Mariens Locken. Um sich der Verkannten, deren edelmüthige Aufopferung jetzt allgemein bekannt geworden war, wieder zu nähern und das ihr zugefügte Unrecht doch in Etwas wieder gut zu machen, hatten sich alle junge Mädchen des Dorfes am Pachthofe ver-

sammelt, und streuten Blumen auf den Weg des Brautpaares bis zum Altare. Der würdige Pfarrer aber schloß seine Traurede mit den Worten: »der Tugend Pfad ist rauh, der Duldung Bahn ein öder Felsenweg, doch schön ist auch der Kranz, der dem müden Wanderer wird am Ziele, und Heil der Braut, die dieses Ziel errungen und ihre Myrthenkrone dort erwirbt! Der Segen des Himmels geleite Euch bis in Ewigkeit! Amen.«

Derselbe Pfarrer sammelte auch sorgfältig alle Beweise, welche die Brandstiftung der alten Mummliese darthun konnten und bewirkte bei der Landesregierung die Verfügung, daß von der Hinterlassenschaft der Verbrecherin, zu welcher sich keine Erben meldeten, Mariens Haus neu aufgebaut und ihr so eine Entschädigung ihres Verlustes wurde.

Marie aber ließ noch in demselben Sommer die schon halbverfallene Hirtenhütte niederreißen und an derselben Stelle ein recht artiges Häuschen aufführen, die gute Margarethe für das an ihr bewiesene Mitleid zu belohnen.

Auch Mariens alte Magd, welche wieder genesen, fand ihr reichliches Brod bei den Pächtersleuten bis ans Ende ihres Lebens.

Ferdinand kaufte unweit Eisendorf ein Gut und wetteiferte mit seiner Gattin, täglich mehr Beweise ihrer Dankbarkeit gegen Marien darzubringen, welche ihre Verbindung mit Franz nie bereute und bald im Kreise holder Kinder durch Mutterglück für alle die überstandenen Leiden entschädigt wurde.

II.

Veilchenblaue Seide.

I.

Aus einem Fenster im Erdgeschosse seines Hauses schaute der reiche Tischlermeister Elias Wenzel auf die Straße, wie er seit vielen Jahren, gleich nach eingenommener Mittagsmahlzeit, zu thun gewohnt war. Da schlüpfte scheu und wie es schien, verlegen, doch sehr höflich grüßend, ein junger Mann ins Haus, dessen bleiches Gesicht und kummervolle Miene deutlicher noch eine tiefe Herzenstrauer verkündete, als der schwarze Flor um Hut und Arm. Seinen höflichen Gruß erwiederte Herr Wenzel nur durch einige Brummlaute, ohne dabei seines Hauptes Zier und Bedeckung, die grüne lederne Mütze, zu berühren, nahm eine Prise Tabak und sprach leise für sich: »auch so ein gezwungener Müssiggänger, wie es leider in jeder Stadt so Viele giebt. Er arbeitete gern,

ist aber ein armer Teufel, folglich fehlt's Vertrauen beim werthen Publikum; keine Kundschaft, folglich auch kein Geld, folglich muß er sobald als möglich aus dem Hause!« Und kaum war dieses letzte, entscheidende Wort seinen Lippen entschlüpft, als er gravitätisch sich vom Fensterkissen erhob, die Stubenthür öffnete und dem schon auf der obersten Treppe befindlichen armen Teufel mit kräftiger Stimme zurief: »Herr Wilmers, auf ein Wort!«

Ach, wie langsam stieg der bleiche, trauernde, junge Mann die Treppe wieder herab, als ob er den harten Urtheilsspruch des strengen Hausherrn schon geahnet hätte. Entblößten Hauptes trat er vor ihn hin und forschte nach seinem Begehr; Wenzel aber räusperte sich nur wenig und begann mit der Frage: »nun, wie steht's?« — »Schlecht, wie immer!« war die kleinlaute Antwort, welcher aus des Tischlermeisters Munde eine gewaltige Rede folgte, worin vorzüglich die Worte: »drei Quartale Miethe schuldig — Zahlung oder Pfändung —« schrecklich in den Ohren des Trauernden wie-

derhallten und ſein Herz mit neuer Sorge erfüllten. Herr Wenzel aber, unbekannt mit Noth und Kummer, jedes Mitgefühls entbehrend, wenn er fremde Leiden ſah, zog die Thür hinter ſich zu, und ließ den Tiefgebeugten mit ſeiner bangen Qual allein.

2.

Bleicher noch als ſonſt, trat der junge Wilmers in ſein Zimmer, welches Spuren der größten Armuth trug. Seufzend betrat er die angränzende, dunkle Kammer, ſchlich leiſe bis zum Bett, zog geräuſchlos die Gardinen auseinander, und mit tiefer Wehmuth haftete nun ſein ängſtlicher Blick auf dem tiefgefurchten Antlitz ſeiner kranken, ſchlummernden Mutter, die ihm theurer war, als ſein Leben. Er freute ſich innig ihres ruhigen Schlummers, der ihr vielleicht gerade jetzt freundliche Träume vorgaukelte, indeß die neue Sorge immer tiefere Falten auf ſeiner Stirn

zusammenzog. Wie hätte er die Wachende trösten sollen, da jetzt auch sein letzter Versuch, ihr Hülfe zu schaffen, gescheitert war, da der unbarmherzige Hausherr die schreckliche Drohung ausgesprochen hatte, ihn und sie des Obdachs zu berauben? Es blieb ihm keine Hoffnung mehr, als die auf Gottes Hülfe, und brünstig betend stand er still am Fenster und blickte zum blauen Himmel hinauf. Gestärkt erwachte die Kranke, gestärkt fühlte sich der Betende, dem das Vertrauen auf des Ewigen Vatergüte noch nicht untergegangen war in der immer höher anschwellenden Fluth seines Elendes. Hand in Hand blickten Beide einander mit dem Ausdrucke des innigsten Gefühls ins Auge, bis endlich die Mutter das lange Schweigen mit den Fragen unterbrach: »nun, lieber August, wie wurde Dir Dein Gang belohnt? hast Du Arbeit gefunden? bringst Du Hoffnung?« — Doch trüb' und düster, das Auge zu Boden geschlagen, stand der Arme; sein fortwährendes Schweigen war die niederschlagende, verneinende Antwort. Da richtete sich kräftiger als sonst die Mutter von

ihrem Lager halb empor, ergriff aufs Neue seine Hand, zog ihn näher zu sich hin und streichelte mütterlich liebkosend seine bleichen Wangen, indem sie sprach: »August, vertraue Gott! Laß uns, ergeben in des Höchsten Willen, duldend ertragen, was über uns verhängt ist, doch dabei nichts verabsäumen, was zu unsrer Erhaltung erforderlich. So können wir uns nicht länger mehr erhalten. Du, ohne Arbeit, ohne Brod — ich, krank, untüchtig zum leichtesten Geschäft; schon fehlt es uns am Unentbehrlichsten, schon drei Quartale ist der Miethzins nicht entrichtet — Herr Wenzel ist ein harter Mann, und täglich fürchte ich, er wird uns aus dem Hause weisen.«

Ein tiefer Seufzer, der sich von Augusts Herzen löste, bestätigte nur zu sehr ihre Vermuthung.

»Ich kann ja nicht genesen, guter August,« — fuhr sie fort — so lange Deine Leiden täglich, stündlich mich an mein eignes Elend mahnen. Hier schlägt Dir Alles fehl, so versuche denn Dein Glück auswärts, mein Sohn! Nicht überall wird man den tüchtigen, braven

Arbeiter zurückweisen, dem die Armuth nichts übrig ließ, als Kopf, Herz und ein Paar gesunde Arme. Ziehe hin, mit Gott! und wenn Dir's wohl geht, so gedenke meiner in Liebe, ich bleibe hier zurück!«

»Hier — und wo?« erwiederte August in heftiger Bewegung. — »Wer soll Dich pflegen? wer Dich trösten, schützen, nähren in der bittern Armuth?«

Doch indem sie wieder streichelnd ihm über Stirn und Wangen fuhr, verschloß sie ihm zugleich mit der zitternden Hand den Mund, denn sie konnte selbst nicht ohne Bangigkeit und Wehmuth den Gedanken an eine Trennung von dem geliebten Sohne aussprechen. »Ich gehe ins Spital, mein Sohn!« sprach sie lächelnd unter Thränen. »Der Vorsteher dieser wohlthätigen Anstalt war ja ein Freund Deines seligen Vaters; er hat mir die Aufnahme förmlich zugesagt. Wie viele arme Leidende fanden dort schon einen Zufluchtsort, der sie vor Mangel sicherte. Denke Dir den Aufenthalt dort nicht so traurig; für die Kranken wird besonders gut gesorgt, gewiß, es

wird an keinem meiner geringen Bedürfnisse fehlen. Laß mich, mein guter August; kein falscher Stolz soll mich abhalten, der frommen Anstalt mich zu übergeben.«

Fester zog sie den Sohn an ihre Brust, doch dieser beschwor sie bei ihrer Liebe zu ihm, diesem Gedanken ferner nicht mehr Raum zu gönnen in ihrer Brust. »Wo sollt' ich Ruhe finden, fern von Dir?!« rief er aus. — »Wie sollte ich das schon tief gesunkene Vertrauen auf die eigene Kraft erhöhen, wenn ich Dein Wohl ganz allein der öffentlichen Anstalt anheim stellen müßte. Selbst mein Glauben an Gott würde sinken, wenn ich, der Jugendkraft, den besten Willen und Geschicklichkeit zu dem erlernten Broderwerb in sich vereint, die kranke Mutter im Spitale lassen müßte, weil ich für sie und mich den dürftigen Lebensunterhalt nicht mehr erringen könnte. Nein, liebe Mutter, sprich davon kein Wort mehr! Das letzte Mittel, uns zu helfen, liegt allein in meiner Hand. — Taglöhnerarbeit will ich thun, vom frühen Morgen bis zur späten Nacht — so viel erwerb'

ich schon, als Du bedarfst, für mich wird Gott im Himmel sorgen! Leb' wohl, mein Mütterchen! ich suche Arbeit!« Und froher schloß er sie in seine Arme, küßte sie herzlich und eilte hinaus.

3.

Aber wohin sich nun wenden? Die fürstliche Residenz, in welcher er sich befand, war zwar nicht groß, aber doch sehr stark bevölkert und deshalb auch selbst an der niedern Volksklasse der Tagelöhner und Arbeitsleute kein Mangel. Auch regte sich, obwohl sein Entschluß fest stand, doch auf Augenblicke eine gewisse Scham in ihm. War sein Vater nicht ein allgemein geachteter Bürger gewesen, als ihm das Glück noch zur Seite stand? hatte ihm derselbe nicht eine Erziehung geben lassen, welche ihn zu einem sehr schätzbaren Mitgliede jeder bürgerlichen Gesellschaft machte? und jetzt sollten ihn Armuth,

fehlgeschlagene Hoffnungen und Unglücksfälle aller Art dem niedrigsten Volkshaufen und dessen kümmerlichen Handthierungen zugesellen? — Doch das Wort — »Spital« — welches seine Mutter noch vor wenigen Minuten ausgesprochen, hatte für ihn einen so fürchterlichen Klang, der wie ein Zauberspruch Zweifel, Scham und falschen Stolz in seinem Busen niederkämpfte und ihn antrieb zur Ausführung des letzten Rettungsplans.

Nichts um sich her beachtend, nur mit seinem Gram beschäftigt, eilte er die Straße hinab, ohne sich eines Zielpunktes deutlich bewußt zu seyn. Schon hatte er das Lindenthor erreicht, als er sich von einem Nacheilenden festgehalten fühlte, und überrascht erblickte er dicht vor sich einen Bekannten und ehemaligen Schulkameraden, der schon seit geraumer Zeit aus der Residenz verschwunden, beinahe ganz von ihm vergessen worden war.

»Theodor!« rief er diesem zu, »sey mir herzlich gegrüßt! Wo warst Du? wie lebtest Du?«

Doch dieſe Fragen ſchienen ungehört an Theodors Ohren vorüberzugehen, der jetzt mit tiefer Theilnahme dem Jugendfreunde erwiederte: »Dir geht's nicht wohl, mein Auguſt! Wo iſt der lebensfrohe Blick, die muntre Haltung? — Wahrlich es bedarf der Zeit und des geſchärften Auges, in dem Jammerbilde, welches da vor mir ſteht, den heitern Spielkameraden meiner Knabenjahre wieder zu erkennen. Herzliche Theilnahme drängt mich, Dich um Mittheilung Deiner jetzigen Lebensverhältniſſe zu bitten. Komm mit mir! dort, wo die goldne Traube glänzt im blauen Schilde, glänzt auch der Sorgenbrecher im grünen Römer; laß uns bei reinem Wein die frohen Bilder unſrer Knabenjahre aus dem bunten Spiegel der Vergangenheit heraufbeſchwören!« Und fröhlich faßte er den willenlos folgenden Auguſt unter den Arm und führte ihn ins nah gelegene Weinhaus.

4.

Hier bewährte ſich auch bald an beiden Freunden die Kraft des Weins, indem er ihre Herzen aufſchloß; denn ſchon nach wenigen Minuten hatten ſie ſich gegenſeitig ihre Verhältniſſe mitgetheilt. — Theodor war ohne Ziel aus ſeiner Vaterſtadt gewandert, hatte in Böhmen endlich als Secretair bei einem Grafen Wildenſtein eine Anſtellung gefunden, welcher kürzlich in der Nähe der kleinen fürſtlichen Reſidenz ein anſehnliches Rittergut gekauft. »Dieſem Umſtande verdanke ich es« — fuhr Theodor fort — »daß ich Gelegenheit erhielt, meine Vaterſtadt wieder zu betreten, wo Dein Anblick mich freudig überraſchte, doch zugleich auch mit tiefer Wehmuth erfüllte. Alles — Alles muß ich wiſſen, Freund, was Dich bekümmert, denn ich will Dich nicht nur tröſten, ſondern auch helfen will ich, wenn's in meinen Kräften ſteht, mit Rath und That.«

Wilmers fand sich wirklich schon durch die herzlichen Worte des Freundes getröstet. Sein Schmerz war milder geworden, seine Trauer löste sich auf in stillen Ernst, denn nach langer Zeit hatte er ja zum ersten Male wieder ein Menschenherz gefunden, welches wahrhafte Theilnahme hegte für seine Leiden. »Wohl hat mich seit kurzer Zeit so mancher harte Schlag getroffen« —, erwiederte er dem Freunde. — »Der schwarze Flor um meinen Arm —«

»Verzeihe mir!« fiel ihm Theodor ins Wort. »Bei Deinem ersten Anblicke schon fiel mir die Bedeutung dieses Trauerzeichens schwer aufs Herz. Doch wenn ich bis jetzt versäumte, Dich um nähere Auskunft darüber zu bitten, rechne mir es nicht für Kälte meiner Freundschaft an. Ein theilnehmendes Schweigen wirkt ja wohlthuender auf das wunde Herz, als die dringenden, oft nur neugierigen Fragen nach den Ursachen fremder Trauer.«

»Du hast recht, Theodor!« entgegnete Wilmers. »Niemand, als ich, kann es tiefer

empfinden, wie schmerzlich der Verlust eines guten Vaters das Herz des Sohnes ergreift, und es bedarf wahrlich der äußern Trauerzeichen nicht, diesen Verlust mir stündlich ins Gedächtniß zurückzurufen, oder dem Verstorbenen eine Achtung durch diesen Flor zu bezeigen, die doch, so lange noch mein eigner Lebensfaden hält, unverändert fortleben wird in meiner Brust.«

»Also Deinen guten Vater hast Du verloren — den braven, redlichen Mann!« erwiederte Theodor, doch Wilmers ergriff seine Hand und indem sich sein Antlitz verfinsterte, wiederholte er die letzten Worte des Freundes — »ja wohl, den braven, redlichen Mann! Und doch —« fuhr er weiter fort — »mußte er in der bittersten Armuth sterben. Als Du aus unsrer Vaterstadt verschwandest, war mein Vater noch ein wohlhabender Mann. Sein Geschäft, bei dem ich ihm schon thätig Beistand leistete, hatte den besten Fortgang, denn wir und der Hoftapezier betrieben es nur allein in der ganzen Residenz. Doch der Neid und die Mißgunst eines Mannes, der

selbst die reichsten Früchte eines einträglichen Gewerbes genoß, zerstörten bald unser stilles Glück. Der Tischlermeister Wenzel, in dessen Hause wir schon seit langer Zeit wohnen, verleitete meines Vaters ersten Gehülfen, einen Engländer, sich selbst zu etabliren, indem er ihm seine alternde Tochter, mit einer bedeutenden Mitgift, zur Frau gab. Der Engländer, von seinem Nationalgeiste beseelt, jedes Geschäft ins Große und fabrikmäßig zu betreiben, errichtete ein Meublesmagazin, im Verein mit seinem Schwiegervater, welcher die wirklich geschmackvolle Tischlerarbeit dazu lieferte. Der Reiz der Neuheit zog Viele an, meines Vaters Kunden wurden ihm untreu, und der Engländer bald ein reicher Mann. Unser Geschäft kam in Verfall und wir arbeiteten fast nur noch für den Finanzrath, der alle Zimmer seines neuerbauten Hauses geschmackvoll tapezieren ließ. Doch hatte mein Vater dabei sein ganzes baares Vermögen in einer Lieferung Seidenzeug und französischer Tapeten aufgeopfert, obgleich man sich hier und da schon leise vertraute, der Finanzrath

stehe auf dem Punkte zu falliren. Die Ungnade des Fürsten verursachte auch wirklich seinen Fall, schneller als wohl sonst geschehen wäre; er wurde flüchtig, der Concurs brach aus, mein Vater verlor Alles und wir versanken in die tiefste Armuth. Der sonst so thätige Geist des braven Mannes wurde durch eine langsam verzehrende Krankheit gebrochen, der er endlich unterlag; meine Mutter liegt noch auf dem Krankenlager, auf welches sie der Kummer bettete, mich verfolgt ein widriges Geschick, denn Trotz allen meinen Bemühungen, das Geschäft meines Vaters fortzusetzen, finde ich nicht die mindeste Unterstützung und muß nun als Tagelöhner sie und mich zu nähren suchen.«

»Freund! so hat mich ja Dein guter Genius zur glücklichen Stunde in Deine Nähe geführt,« rief jetzt Theodor freudig aus. »Der Graf Wildenstein will auf seinem Gute mehrere Zimmer neu decoriren lassen, dazu bedarf er der Hülfe eines geschickten Tapeziers, und da er mir aufgetragen, ihm einen solchen zuzuweisen, kann ich ihm ja keinen vortrefflis-

chern empfehlen, als eben Dich, Freund Wilmers. Jetzt ist schon Mittagszeit vorüber — diesen Nachmittag um sechs Uhr, doch pünktlich, stelle Dich auf Moorleben ein, da sollst Du den Grafen selbst sprechen; laß nur mich für Alles sorgen, denn Dir muß geholfen werden. Leb wohl! es ist die höchste Zeit; ich muß sogleich zurück zum Grafen.«

Mit freudestrahlenden Blicken zog Wilmers den Freund an seine Brust, und nachdem sie noch ein Glas geleert auf künftiges Wohlergehen, trennten sich Beide.

5.

Der Graf Wildenstein hatte vor kurzer Zeit ein sehr reiches Fräulein, alt an Adel, doch auch alt an Jahren, geheirathet, und fühlte sich in dieser Ehe nichts weniger als glücklich, denn seine Frau Gemahlin begegnete seinem Frohsinn stets mit einer nie ver-

ſiegenden übeln Laune, und da leidige Convenienz dieſe Ehe geſtiftet, war zwiſchen Beiden weit öfter von Vermögensumſtänden, als von Liebe geſprochen worden. Jung, von angenehmem Aeußern, lebensluſtig und dem ſchönen Geſchlechte gar nicht abhold, ſuchte ſich der Graf für die Entbehrung der Freuden ſeines Eheſtandsparadieſes durch kleine Liebesintriguen zu entſchädigen, die freilich weder mit Plato's Grundſätzen der Liebe, noch mit den moralſprudelnden Predigten ſeiner Gemahlin übereinſtimmten, weshalb er auch dabei ſo geheim als möglich zu Werke ging. Ein niedliches, allerliebſtes Kammermädchen ſeiner Donna hatte gerade jetzt in ſeinem leichtentzündbaren Herzen einen gewaltigen Brand angefacht, welcher wirklich ernſtere Folgen ahnen ließ, da ſein bei dergleichen Galanterieen ſonſt obwaltender Leichtſinn diesmal von einer gewiſſen Schwärmerei in Feſſeln gehalten wurde, wie man ſie wohl hier und da bei jungen, angehenden Liebescandidaten wahrnimmt, welche den Schattenriß ihrer Schönen mit Kniebeugungen und auf

abgöttiſche Weiſe zu verehren pflegen. Aber Jettchen war auch wirklich einer treuern, beſtändigern Liebe werth, als den Auserwählten des Herrn Grafen ſonſt zu Theil wurde. Voll Anmuth, demüthig und beſcheiden, ohne Stolz auf ihre Reize, mit der unentweihten Unſchuld im jugendlichen Herzen, duldete ſie nur ungern die geheime Huldigung ihres Gebieters und ließ durch ihre ernſte Zurückhaltung ſeinen Hoffnungen auch nicht die mindeſte Nahrung zu Theil werden. Doch eben dadurch fühlte er ſich immer mehr in den Zauberkreis ihrer Reize gebannt, und geläuterter wurden die Flammen in ſeinem Herzen, da hier ſich mit der Liebe auch Achtung für ihre Tugend vereinte, die ſonſt bei ſeinen Liebesabentheuern ihm niemals in den Weg getreten. Aber von Tage zu Tage verzweifelte er immer mehr an der Verwirklichung ſeiner Hoffnung, durch Liſt und die ihm ſonſt ſo geläufigen Beſtechungskünſte die Tugend des holden Naturkindes einzuſchläfern, daß er endlich wirklich keinen Rath mehr in ſeinem Herzen fand und eben heute mißmuthig die

ſchönen Parthieen des Gartens durchwandelte, der zum herrſchaftlichen Gebäude des neuangekauften Gutes gehörte. Seine Gemahlin hatte ſich ſchon ſeit dem früheſten Morgen nach einem benachbarten Edelſitze begeben, um ſchuldige Beſuche abzuſtatten und ihre Entfernung war ihm erwünſchter als jemals, da er hoffen durfte, Jettchen, welche zurückgeblieben, allein zu ſehen.

6.

Der Graf hatte ſich nicht getäuſcht, denn in einer Laube, von weißem, duftenden Flieder beſchattet, ſaß Jettchen mit weiblicher Arbeit beſchäftigt und ſchien ſich des herrlichen Frühlingsabends zu freuen. Schon hatte der Graf wohl einige Minuten lang dicht hinter ihr geſtanden, ohne ſeine Gegenwart auch nur durch das leiſeſte Geräuſch zu verrathen; doch als er jetzt aufs Neue, entflammt durch ihre Anmuth, kühn es wagte, die Hand aus-

zustrecken über ihre blendend weißen Schultern, um einen blühenden Granatenzweig hinter den Saum des Batistes, welcher den schönsten Busen umhüllte, gleich einer Liebesflagge aufzustecken, sprang erschrocken die Belauschte auf und trat in Demuth, bis zur Stirn erröthend, dem Gemahl der strengen Gebieterin entgegen.

Dieser aber ergriff gewandt die zitternde Hand der Dienerin und indem er sie zum Laubensitze zurückführte, sprach er mit einer Miene, die weit mehr als gnädige Herablassung ausdrückte: »Laß uns ein wenig plaudern, laß mich bei Dir sitzen!«

Doch entschlossen erwiederte Jettchen: »Geschäfte rufen mich, die vor der Rückkunft meiner gnädigen Gebieterin besorgt seyn müssen; drum lassen Sie mich gehen — oder wollen Sie Herr Graf, daß ich meiner Pflicht vergesse?« setzte sie bedeutender hinzu, als dieser noch immer ihre Hand fest in der seinigen hielt.

Der Allzugnädige schien beschämt, und eine Empfindlichkeit nicht verbergend, entgegnete

er: »Wie gern möcht' ich Dich aller Geschäfte überheben, die mir so oft Deine Gegenwart rauben, und vielleicht — wenn einst — die Zeit kann Vieles ändern! Doch eine Bitte wird mir jetzt mein holdes Jettchen gewiß nicht abschlagen?«

»Wenn ich sie erfüllen kann und darf!« erwiederte sie, zur Erde blickend.

»Nun so erlaube mir« — fuhr der Graf fort — »diesen Granatenzweig gegen Deine Busenschleife auszutauschen, ich will sie selbst auf meinem Busen tragen — ich will —«

»Nein, nein! das kann, das darf ich nicht!« rief Jettchen schnell und wollte sich entfernen; doch der Graf ließ sie nicht von sich und fragte wieder mit eifersüchtigen Blikken: »Wer könnte Dir das wehren? Ich verstehe — diese Schleife hat vielleicht eine höhere Bedeutung als ich ahne, oder sie ist schon bestimmt für — ja! ich sehe jetzt klar! mein Secretair ist der Glückliche, dem vielleicht eine Gunst zu Theil wird, um die ich mich vergeblich bemühe. Ein recht artiger

Mann, der Secretair, nur möcht' ich bitten, sich vorzusehen —«

»Nicht weiter!« fiel ihm Jettchen tiefgekränkt in die Rede. »Ich achte den Secretair, weil ich ihn als einen kenntnißreichen und braven Mann kennen lernte, der sich meiner uneigennützig und zuvorkommend annahm, als ich in Ihr Haus eintrat, ich, die ich noch nie mit Personen höhern Ranges in so nahe Verbindung gekommen war. Doch sehe ich darin noch keinen Grund zu Ihrer Vermuthung, denn er hat sich nie um meine Gunst, wie Sie es verstehen wollen, beworben. — Diese Schleife aber« — fuhr sie fort, indem eine Thräne den reinen Spiegel ihres Auges trübte — »ist mir ein theures Andenken an meine gute, verewigte Mutter. Sie wissen, Herr Graf, ich bin arm — ich bin jetzt eine Waise! Meine gute Mutter hat mich mit unsäglichen Aufopferungen zur Tugend erzogen. Kurz vor ihrem Tode, an meinem letzten Geburtstage, trübte mehr als jemals unsre Armuth dieses Fest, an welchem sie mich stets durch ein Geschenk überraschte,

welches sie nur durch Entbehrungen mancher Art erschwingen konnte. Doch diesmal — es war gerade Sonntags — weckte sie mich unter Thränen; die drückendste Noth hatte ihr die Freude geraubt, mich wie sonst beschenken zu können; einen Blumenstrauß reichte sie mir, und als ich mit ihr zur Kirche gehen wollte, nahm sie diese Schleife von ihrer Sonntagshaube, steckte sie mir an die Brust, um mich damit zu schmücken, und sprach lächelnd und doch mit nassem Auge: »»Heute, Jettchen, ist dies Dein ganzes Angebinde.«« — Deshalb ist mir dieses einfache Band so unendlich theuer geworden, deshalb werde ich es nie verschenken, es nie von mir lassen.«

Diese so natürliche Erklärung war nicht vermögend, die blinde Eifersucht des Grafen zu dämpfen, der sie ungläubig, mit mißtrauischen Blicken betrachtete. Doch bald wieder zur fröhlichen Laune übergehend, rief er lachend aus: »Kleine Närrin! ich schenke Dir hundert Ellen andres Band dafür, von allen Farben, und lieferst Du mir die Schlei-

se jetzt nicht freiwillig aus, so brauche ich Gewalt und glaube mehr als jemals an ein heimliches Liebesverständniß zwischen Dir und dem Secretair.«

Da drückte Jettchen erbleichend beide Hände auf die Schleife, das theure Kleinod zu schützen gegen jeden Angriff, doch der Graf bestand nur desto eigensinniger auf seiner Forderung und indem er seinen linken Arm um ihren Nacken schlang, versuchte er's mit der Rechten, ihrer Hände sich zu bemächtigen, um so die Schleife zu erhaschen, doch nur eine Nadel, die ihn zur wohlverdienten Strafe seines Frevels blutig ritzte, blieb in seiner Hand zurück, als die Geängstigte seinen Armen entschlüpfte.

Fast erzürnt blickte er der Fliehenden nach, schaute dann vorsichtig rings umher, ob auch kein Lauscher des Auftritts Zeuge gewesen; doch zu spät! — Er hatte vor wenigen Augenblicken nicht bemerkt, wie hinter der dunkeln Taxushecke, unweit der Laube, plötzlich ein hoher, eleganter Federhut emportauchte, unter diesem aber, aus zornglühendem Antliz-

ze, ein flammendes Augenpaar die ganze Scene überschaute und eben so schnell wieder verschwand. Dies Alles hatte er nicht bemerkt, ahnete daher auch das schwere Wetter nicht, welches sich über seinem Haupte zusammenzog und ging, wenn gleich übler Laune, doch in so fern beruhigt, daß er sich ganz allein im Garten glaubte, auf weiten Umwegen nach den Wohngebäuden seines Rittersitzes zurück.

7.

Indessen war Jettchen durch mehrere Gänge des großen Gartens dahingeeilt, als sie, Athem schöpfend, sich vom Grafen weit genug entfernt glaubte und nun langsamer gehend, plötzlich wie am Boden festgewurzelt stehen blieb, denn die Schleife, welche sie so heldenmüthig vertheidigt, die ihr so unaussprechlich theuer, war verschwunden. Da stand die Arme, mit gefalteten Händen, bleich

vor Schrecken, im Auge heiße Thränen. War das liebe Andenken an die beste der Mütter dennoch eine Beute ihres Verfolgers geworden? war es ihr entfallen während ihrer Flucht? — Um sich vom Letztern zu überzeugen, ging sie langsam einige Schritte zurück, suchte ängstlich und sorgfältig überall — da stand plötzlich ein junger Mann vor ihr, einfach, beinahe ärmlich gekleidet, doch von angenehmem Aeußern. Er schien durch ihren Anblick freudig überrascht und wollte so eben, nach einer stummen Verbeugung, sie anreden, doch ehe er noch Worte finden konnte, erklang zornig aus der Ferne eine kreischende Stimm: »Jette! Jette! wird's bald? hierher!« worauf sogleich die Gerufene, deren Blick immer noch am Boden haftete, erschrokken empor fuhr und im schnellen Laufe dahin eilte, bis sie hinter der Pforte des Gartens verschwand.

Der junge Mann stand noch immer wie fest gebannt, und blickte der lieblichen Erscheinung nach, die seinen Sinnen wie ein Zauberbild erschienen war. Er hatte die

Thränen in ihrem Auge bemerkt, ihr ganzes Wesen schien aufgeregt von Angst und Schmerz, ihre bleichen Wangen und alles dies gaben ihr einen unaussprechlichen Reiz, der den tiefsten Eindruck in seinem Herzen zurückließ.

»Würde dir doch das Glück zu Theil, zu finden, was sie hier zu suchen schien; wahrscheinlich würden dann ihre Thränen gestillt, und für die Zurückgabe des Verlornen dir vielleicht ein freundlicher Blick zu Theil werden,« dachte er bei sich selbst und fing sogleich eifrig an, Schritt vor Schritt zu suchen rings umher, ohne nur den Gegenstand zu kennen, den sein Auge sich zu erspähen bemühte. »Ein kostbares Kleinod mußte es seyn,« meinte er, »ein Brillantring, eine goldene Kette oder so etwas dergleichen, da der Verlust die wahrscheinlich vormalige Besitzerin mit so augenscheinlicher Angst erfüllte.« Doch vergebens blieb sein Bemühen; so sehr er auch seine Augen anstrengte, es glänzte und flimmerte nichts im Sande, die Erdbeeren längs der Rabatten hatte er umsonst

durchstört und mancher glänzende Käfer hatte ihn schon getäuscht, doch weder Gold noch Edelsteine zeigten sich seinen forschenden Blikken, da — er wollte schon den Garten verlassen — erhob sich ein kühler Abendwind und trug auf seinen Schwingen — wie einen dunklen Schmetterling — über das, in hundert Farben prangende Tulpenbeet eine veilchenblaue Atlasschleife zu ihm herüber und legte sie sanft zu seinen Füßen nieder. Unwillkührlich bückte er sich danach, betrachtete seinen Fund kopfschüttelnd von allen Seiten und schien zu überlegen, ob wohl dies das Kleinod sey, welches sie so ängstlich und mit Thränen gesucht. Es schien ihm fast unmöglich, doch steckte er lächelnd die Schleife in seinen Busen, als ein Bedienter ihn zum Grafen beschied, der ihn jetzt sprechen wolle.

8.

Auf dem Wege bis zu den gräflichen Wohngebäuden überlegte der junge Mann nochmals reiflich, ob es wohl möglich sey, daß ein weibliches Wesen über den Verlust eines seidnen Bandes so außer sich gerathen könne? Er verwarf es geradezu, Eitelkeit als Motiv dafür aufzustellen, grübelte hin und her und konnte doch am Ende keinen Aufschluß finden. »Ei was!« sprach er endlich leise für sich, »weiß ich doch nicht gewiß, ob gerade ihr die Schleife zugehört, und doch —« ein sonderbares Gefühl regte sich in seinem Busen und lauter klopfte sein Herz unter dem blauen Bande — er konnte den Wunsch nicht unterdrücken — sie möchte es wirklich verloren habe.

In einem geräumigen Vorsaale hatte er wohl eine Viertelstunde schon gewartet und wurde in seinen Betrachtungen durch eine lei-

sende weibliche Stimme unterbrochen, welche aus einem Nebenzimmer hell ertönte, immer lauter und lauter, bis sie endlich in die höchsten, widrigsten Töne übergehend, dem Geschrei eines indianischen Raben mehr glich, als einem gesunden, menschlichen Sprachorgane. Er stand verwundert über die seltsame Weise, in unharmonischen Tönen sich verständlich zu machen, doch bis zum Erstaunen stieg seine Verwunderung, als er jetzt plötzlich die Thür sich öffnen sah und tief gebeugt, noch bleicher als vorhin, in allen Zügen ihres Antlitzes den tiefsten Schmerz, wankte die schöne Unbekannte heraus, dicht bei ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, und verschwand laut schluchzend auf dem Gange, der zu den Zimmern der Dienerschaft führte. Schimpfworte, Verwünschungen und handfeste Bibelsprüche schallten ihr nach aus der offenen Thür, im sonderbarsten Gemisch. Er stand sprachlos und ein leises Zittern bemächtigte sich seiner, denn er konnte sich des tiefsten Mitgefühls für die arme Leidende nicht erwehren. — So — im Zustande der Be-

täubung wurde er zum Grafen gerufen, der ihm mit der Frage entgegentrat: »Sie sind Tapezier, Herr Wilmers?« und auf seine bejahende Antwort fortfuhr: »Sind Sie im Stande, mir in kurzer Zeit ein neues Meublement für drei Zimmer modern und geschmackvoll zu liefern?«

»Wenn der Herr Graf geruhen wollen, unter diesen Zeichnungen einige Muster auszuwählen, oder mir bestimmte Vorschriften zukommen zu lassen, würde ich mich bestreben, in der kürzesten Zeit, die dazu erforderlich, Alles nach Ihrem Wunsche anzufertigen,« erwiederte Wilmers bescheiden und zog einige Zeichnungen aus dem Busen hervor, die er dem Grafen übergab.

Dieser durchblätterte die Papiere flüchtig, doch plötzlich zogen sich seine Augenbrauen finster zusammen, alle seine Gesichtsmuskeln zuckten und mit Geberden, die den heftigsten Zorn ausdrückten, trat er einige Schritte zurück, zog aus den Zeichnungen die blaue Schleife hervor und hielt sie dem Staunenden drohend entgegen, indem er herrisch

ihm die Worte zurief: »Woher dies Band?«

Der arme Wilmers fuhr erschrocken zusammen. Er konnte die plötzliche Bewegung des Grafen nicht begreifen, und verlegen stotterte er: »Es flog in der Luft herum — im Garten — zu meinen Füßen —«

»Lügen, unverschämte Lügen!« entgegnete der Zornige noch rauher als zuvor. »Mit einer so albernen Ausrede wollen Sie mir entschlüpfen? Soll ich Ihnen glauben, daß die Bandschleifen in meinem Garten wie die Maikäfer herumfliegen? — Sie sind ein Freund meines Secretair — er hat Sie mir empfohlen — Sie wußten bereits um Alles — Sie machen den Zwischenträger, ich sehe klar, ich durchschaue Alles! Antworten Sie mir: Sie empfingen die Schleife im Garten von einer gewissen Person, um sie dem Secretair einzuhändigen — ist's nicht so?«

Immer dunkler wurde es vor des armen Tapeziers Augen, seine Gedanken verwirrten sich, seine Bestürzung hatte den höchsten Grad erreicht, und kaum vermochte er es

noch, die Worte hervorzubringen: »ich weiß von nichts!«

Da fuhr der Graf von Neuem wüthend auf: »Ihre Verlegenheit, Ihr Zittern straft Sie Lügen! Fort! lassen Sie sich nie wieder vor mir blicken, oder ich möchte Ihnen unsanfter begegnen. Doch, da Sie ein treuer, verschwiegener Helfer sind, müssen Sie auch Ihren Auftrag vollkommen ausrichten. Hier ist das Band, geben Sie es Ihrem Freunde, vergessen Sie aber nicht, ihm dabei zu sagen, daß er sich seinen Abschied je eher, je lieber bei mir holen kann.« Unsanft schob er hierauf den Betäubten aus seinem Zimmer, der wie ein Träumender die breiten Stufen hinunter wankte und starr auf die Schleife blikkend, die er in seiner Hand hielt, in der Mitte des Schloßhofes stehen blieb, die neugierige Dienerschaft nicht beachtend, die sich zahlreich um ihn versammelte. Endlich schien er zu erwachen aus seiner Betäubung und fragte mit gepreßtem Herzen den ihm zunächst stehenden Lakai: ob er den Secretair nicht sprechen könne? denn nur dieser, so glaubt

er könnte ihm Aufschluß geben, über alle die sonderbaren Vorfälle, die ihm während seines kurzen Hierseyns aufgestoßen. Doch wurde ihm bald die niederschlagende Antwort: der Secretair sey vom Grafen, in Geschäften, nach einem benachbarten Orte versendet, und werde vielleicht erst um Mitternacht zurückkehren. So lange konnte er nicht warten, ohne seiner Mutter die tödtlichste Angst zu verursachen; er mußte sich daher mit Enthüllung der sonderbaren Begegnisse bis zum andern Morgen gedulden, verbarg laut seufzend die Unglücksschleife wieder in seinem Busen und trat, mit der folternden Gewißheit im Herzen, daß nun auch diese letzte Hoffnung, die ihm Rettung aus seinem Elende freundlich verheißen, in Nichts versunken sey, den Rückweg nach der Residenz an.

9.

Stolz auf seine Klugheit, mit welcher er das vermeintliche Liebesverständniß seines Secretairs mit Henrietten durchschaut und mit einem Schlage vernichtet zu haben glaubte, blickte der Graf zum Fenster hinaus, die Landstraße entlang, welche nach der Stadt führte und verfolgte mit triumphirenden Blikken den armen August, welcher einsam dahin wandelte. Doch bald wendete er seine Augen von ihm ab, denn ein Bauernwagen fesselte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit, welcher ein weibliches Wesen ebenfalls nach der Residenz zu bringen schien. Der Wagen war noch nahe genug, um die weibliche Gestalt vom Fenster aus mustern zu können. Sie war in ein großes Umschlagetuch eingehüllt — jetzt wendete sie zufällig ihr Antlitz nach dem Schlosse zurück — da trat der Graf erstaunt vom Fenster, denn Henriette war es, er

konnte nicht zweifeln. Noch einen Blick warf er ihr nach, und beim nahen Gehölz war sie verschwunden. Was sollte dieser Aufzug bedeuten? die Kammerjungfer seiner Gemahlin auf einem Bauernwagen, von Koffer und Schachteln umgeben? Nicht vermögend, diese Räthsel zu lösen, eilte er hinaus, um von irgend Jemandem Aufschluß zu erhalten, doch durfte er danach nicht lange forschen; denn seine gnädige Gemahlin trat ihm sehr zornig entgegen und überraschte ihn mit der Nachricht, daß sie so eben ihr Kammermädchen Henriette ihres Dienstes entlassen und augenblicklich nach der Residenz zurückgeschickt habe. Dieser Mittheilung aber folgte alsobald eine ihrer gewöhnlichen Kraftpredigten, an welcher fürwahr Pfeffer und Salz nicht gespart war, daß dem Grafen, wäre er weniger leichtsinnig gewesen, gewiß die Augen hätten übergehen müssen. Doch der langen Rede kurzer Sinn mißfiel ihm gänzlich, weshalb er wirklich froh war, als er sich wieder allein befand. So viel war ihm klar, daß er vorhin im Garten von seiner Gemahlin belauscht

worden sey, und daß nun die arme Henriette ein Opfer seines Leichtsinns geworden sey. Der Wagen sollte sie nur bis nach der Residenz bringen, also blieb sie vielleicht vorläufig dort, bis sie eine neue Condition gefunden, und so waren ja auch seine Hoffnungen durch ihre Entfernung noch nicht ganz vernichtet. Aber der Secretair — denn daß dieser von ihn heimlich begünstigt, ihm vorgezogen werde, glaubte er sicher, obgleich er keinen hinreichenden Grund dafür hatte — der Secretair mußte von ihr getrennt werden. Seinen Vorsatz, ihn gänzlich zu verabschieden, verwarf er deshalb und beschloß, um seine Schritte desto besser leiten und verfolgen zu können, ihn nach wie vor in seinen Diensten zu behalten. Um Mitternacht kam Theodor endlich zurück und erstaunte nicht wenig, seinen Gebieter noch wachend zu finden, der ihn bis jetzt erwartet hatte und sehr angelegentlich Auskunft über den Erfolg seiner Geschäfte von ihm begehrte. Mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen und dem Ausdrucke gänzlicher Zufriedenheit über die gelungene

Ausrichtung seiner Aufträge wurde der Secretair belohnt, welcher, ermattet, sich nach Ruhe sehnte, doch zu seinem Erstaunen den Befehl vernahm, sich augenblicklich zu einer viel weiteren Reise nach des Grafen Gütern in Böhmen zu rüsten. Seine Instruktionen für die dort abzumachenden Geschäfte wurden ihm schriftlich nebst einer vollen Börse eingehändigt, er selbst aber mit der freundlichsten Höflichkeit zur Eile angetrieben, daß er wenigstens in einer Stunde seine Reise antreten könne. So sehr der Befehl des Grafen den Secretair auch überraschte, wie sehnlich er auch wünschte, seinen Freund Wilmers vor seiner Abreise wenigstens noch einmal sprechen zu können, wendete er, seiner Pflicht getreu, doch die möglichste Eile an, so daß er noch vor Verlauf einer Stunde wieder im Wagen saß, der ihn nach dem weit entlegenen Böhmen führen sollte, ohne eine Ahnung über die Veranlassung seiner schleunigen Reise, ohne zu wissen, wenn er zurückkehren würde.

10.

Erschöpft kam Wilmers bei seiner Wohnung an und wurde vom Herrn Tobias Wenzel wieder mit der Frage empfangen: »Nun, wie steht's?« Verzweifelnd fast blickte der Gefragte zum Himmel und ein tiefer Seufzer war seine ganze Antwort.

»Aha! ich merke schon!« entgegnete der harte Hausherr. »Der Herr Graf haben sich anders besonnen — denn Sie kommen doch von ihm? Ja, ja! heute Nachmittag, als Sie mir so viel erzählten von Ihren brillanten Aussichten auf die vornehme Kundschaft, da hing der Himmel voll Geigen und jetzt — jetzt sind wir wieder auf dem alten Flecke, das heißt, wir sitzen noch immer in der Dinte. Wahrscheinlich haben der Herr Graf erfahren, daß mein Schwiegersohn der erste Tapezier zehn Meilen in der Runde ist, und sich deshalb nicht mit Ihnen eingelassen, denn

gestehen Sie's nur, er hat Sie ohne Bestellung wieder heimgeschickt.«

Kleinlaut bejahete Wilmers und Wenzel fuhr fort: »Konnte mir's gleich denken; kein Credit, kein Ruf, keine Kundschaft! Aber verzweifeln Sie deshalb noch nicht. Ich habe mir ein Plänchen ausgedacht und wenn Sie meinem Rathe folgen, will ich Sie bald wieder auf die Beine bringen. Ich war diesen Nachmittag schon auf dem Wege, um beim Gerichte Ihre Pfändung auszuwirken, doch dacht' ich: habe Gott vor Augen und im Herzen, kehrte wieder um und ging zu meinem Schwiegersohne. Das ist auch so ein Mann, der fest an seiner Bibel hängt, wie der Firniß am Eichenholz, deshalb wurde mir's auch gar nicht schwer, nachdem ich ihm Ihre erbärmliche Lage vorgestellt, etwas bei ihm für Sie auszuwirken. Er will Sie als Gehülfen in Arbeit nehmen mit Kost und Lohn; wohl zu merken: die Kost mögen Sie nach Ihrem Belieben verwenden, aber den Lohn, ich meine das baare Geld, bitte ich mir aus, so lange, bis die drei Quar-

tale Miethe, die Sie mir schuldig, abgearbeitet sind. Was sagen Sie nun? bin ich ein Mann nach Gottes Wort?«

Im Herzen tief empört über den Antrag des Tischlermeisters schlug Wilmers die Augen zu Boden und ein hartes Wort schwebte schon auf seiner Zunge, doch seiner hülflosen Lage gedenkend, kämpfte er die heftige Bewegung gewaltsam nieder und ging, ohne eine Sylbe zu erwiedern, langsam die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Doch Herr Wenzel, dadurch beleidigt, rief ihm zornig nach: »Sie wollen also nicht? — Auch gut — so bleibt's morgen bei der Pfändung!« und dabei ließ er sein höhnisches Gelächter durchs ganze Haus erschallen.

11.

Als Wilmers ins Schlafzimmer seiner Mutter trat, fand er, daß sich ihr Krankheitszustand in seiner Abwesenheit verschlim-

mert. Matt streckte sie ihm die Hand entgegen und suchte Trost und Hülfe in seinen Mienen. Er aber wendete sein Gesicht von ihr, ging in eine Ecke der Kammer und weinte laut; dann ging er wieder zu ihrem Bette, küßte mit kindlicher Inbrunst ihre abgezehrte Hand und verließ eilig das Zimmer. Mit wahrer Todesangst im Herzen suchte er den Arzt auf, welcher seine kranke Mutter bisher behandelt. Dieser verordnete einige Mittel und August suchte seine letzte Baarschaft zusammen, um sogleich die Medicamente in der Apotheke bereiten zu lassen. Er ging selbst dahin, und als er mit den Arzneien zurückkehrte, war er auch ruhiger geworden, denn er hatte einen Entschluß gefaßt, der wenigstens momentane Hülfe versprach. Nach einer Stunde verfiel seine Mutter in einen sanften Schlaf, welcher ziemlich die ganze Nacht hindurch anhielt, und am andern Morgen packte August leise sein Bett zusammen, das einzige, welches dem Armen, außer dem, welches seiner Mutter zum Krankenlager diente, noch übrig geblieben, und trug

es die Treppe hinab zu seinem Hauswirth, der eben sein reichliches Frühstück einnahm.

Schüchtern und erröthend vermochte er es kaum sein Anliegen vorzubringen, bis Wenzel endlich mürrisch mit der Frage herauspolterte: »Was soll denn der Kram in meinem Zimmer?«

Da erwiederte Wilmers mit Fassung: »Ich komme, Herr Wenzel, Ihnen zu sagen, daß ich jetzt Ihren Vorschlag anzunehmen bereit bin. Ich will bei Ihrem Schwiegersohn ein Arbeit treten, aber da Sie meinen Lohn für Ihre Schuld beziehen wollen, so würde meine Mutter doch ohne Hülfe bleiben, deshalb bitte ich Sie um ein Darlehn von zehn Thalern —«

»Aha! sind Sie endlich heruntergestiegen vom hohen Pferde?« fiel ihm der Tischlermeister freundlicher ins Wort. — »Ja, ja! Noth lehrt beten! Also Sie gehen morgen zu meinem Schwiegersohne in Arbeit; aber wie kommen Sie auf den Gedanken, von mir ein Darlehn zu verlangen?«

Tief gekränkt erwiederte Wilmers: »Sie sehen, ich biete Ihnen ja als Pfand —« doch mit der herzlosesten Geringschätzung fuhr Wenzel fort: »Ich sehe wohl, Sie bieten mir ein Bett zum Pfand, was eigentlich von Rechtswegen mir schon zugehört, so wie Ihre ganzen Siebensachen, denn wenn ich hart verfahren will, so lasse ich Sie morgen auf die Straße setzen; aber ich bin ein christlicher Mann, also ohne viele Worte: hier sind fünf Thaler auf Ihr Pfand, das ist eigentlich weit mehr, als Sie verlangen können, und nun gehen Sie gleich zu meinem Schwiegersohne, arbeiten Sie fleißig, daß ich bald zu meiner Miethe komme.«

Wilmers hatte das Geld empfangen, doch seine Hand zog sich krampfhaft zusammen, die innere Empörung war aufs Aeußerste gestiegen, und schon war er bereit, dem herzlosen Manne sein Geld vor die Füße zu werfen; da trat das Bild seiner leidenden Mutter lebhafter als jemals vor seine Seele, und alle die übeln Folgen, die ein solches Betragen nach sich ziehen konnte, gingen drohend

an ihm vorüber, so daß er, fest die Hand auf seine sturmbewegte Brust gedrückt, mit einer heißen Thräne auf der bleichen Wange, schweigend das Zimmer verließ.

12.

Es waren wohl acht Tage vergangen und Wilmers hatte in stiller Ergebenheit die Demüthigung ertragen, bei einem ehemaligen Gehülfen seines Vaters, der dessen Sturz in die tiefste Armuth vorbereitete, selbst als Gehülfe arbeiten zu müssen. Er verdoppelte seinen Fleiß, theils um die drückende Schuld bald abzutragen, theils auch um einige Augenblicke Zeit zu gewinnen, die er der Pflege seiner kranken Mutter widmen konnte. Doch Leiden und Entbehrungen aller Art, die schlaflosen Nächte, die er, am Bett seiner Mutter sitzend, zubrachte, da er sein eignes Ruhelager für sie geopfert, so wie der übertriebene Fleiß bei seinen Arbeiten, hatten sei-

ne Gesundheit gewaltig erschüttert, und mit Schrecken sah er den Augenblick herannahen, wo er selbst das Krankenlager würde einnehmen müssen, welches seine Mutter bei fortschreitender Genesung nun vielleicht bald verlassen sollte. So befand er sich denn auch heute, gerade an einem Sonntage, im Arbeitssaale des Tapeziers Davison, um eine gestern nicht ganz beendigte Arbeit am frühen Morgen zu vollenden. Gesellen und Lehrlinge feierten heute, nur er bemühte sich außer dem gewöhnlichen Wochenlohn noch eine Kleinigkeit zu verdienen, um seiner Mutter eine Erquickung verschaffen zu können. Da ging Frau Davison an ihm vorüber; ihr spöttischer Morgengruß, ihr höhnender Blick blieben von ihm unbemerkt, doch als sie an der Thür ihres Zimmers wieder umkehrte, seine gelungene Arbeit geringschätzend musterte, ja sogar tadelte, trat hohe Röthe auf seine bleichen Wangen, und im Begriff, sich gegen dergleichen kränkende Aeußerungen zu vertheidigen, öffnete er seine Lippen. Doch lautlos schloß sich sein Mund, als in demselben Au-

genblick jene liebliche Gestalt ins Zimmer trat, welche er schon einmal auf dem Gute des Grafen Wildenstein erblickt hatte. Sie war es selbst, er konnte nicht zweifeln, denn seit ihrem ersten Anblicke hatte sich ihr Bild tief in seine Seele eingeprägt, und er konnte sich ohne das innigste Mitgefühl jener Scene nicht erinnern, deren Zeuge er im Vorsaale der gräflichen Zimmer gewesen war. Schon längst hatte er sich bemüht, diese Scene, des Mädchens erstes Erblicken im Garten, seinen Freund Theodor, und die blaue Schleife in irgend eine Verbindung mit der räthselhaften Aufnahme des Grafen zu bringen, ohne jemals den erwünschten Aufschluß zu erhalten. Schon längst hatte er sich nach der Rückkehr Theodors gesehnt, den er schon einige Mal vergebens aufgesucht und der, wie er glaubte, dies Alles zu enthüllen im Stande war. Das Bild dieses Mädchens, welches ihm oft im Traum und Wachen freundlich entgegentrat, ließ ihn zuweilen sein eignes Leid vergessen, da er mehr als Mitleid für die Unglückliche, wie sie ihm damals erschienen war,

fühlte, und er wünschte zuweilen recht innig, sie selbst einmal wiederzusehen. Sein Wunsch war erfüllt. Da stand sie dicht vor ihm, nicht mehr mit kummervoller, ängstlicher Miene, und ihr freundlicher Gruß war an ihn zuerst, dann an Frau Davison gerichtet. Sie schien sich seiner auch zu erinnern, denn ohne die Gegenwart der Hausfrau zu beachten, ruhte ihr klarer, seelenvoller Blick lange auf ihm, der eben so, in ihrem Anschauen versunken, müssig ihr gegenüber stand, unbewußt was er that, den Hammer, womit er eben Borden aufgezweckt, von sich warf und mit dem linken Ellenbogen ein hinter ihm stehendes Farbengefäß herunterstieß, daß es polternd in Scherben zerbrach.

»Auh! Donnerwetter!« rief plötzlich die Gattin des englischen Tapeziers, und mit so durchdringender Stimme, daß dadurch die abwesenden Geister der Schauenden in die Alltagswelt zurückgerufen wurden, denn jetzt erst bemerkte Wilmers, daß sein bei Seite geworfener Hammer die Fußspitzen der Frau Davi-

ſon ſehr unſanft berührt hatte und durch das Zerbrechen des Gefäßes die darin enthalten geweſene beizende Farbe in tauſend Tropfen weit im Zimmer umhergeſprützt war.

»Plagt Sie dieſer und jener?« fuhr ſie mit dem Ausdruck des höchſten Zornes gegen Wilmers fort. »Wo haben Sie, denn Ihre Augen? oder glauben Sie, daß meine Füße gepolſtert ſind? Wehe Ihnen! wenn Sie mir dieſe Schmerzen mit Willen verurſachten, dann wollte ich Sie dafür peinigen — peinigen, daß in drei Tagen nur noch ein ganz kleiner Schatten von Ihrer Geſtalt übrig ſeyn ſollte! Ja, peinigen wollt' ich Sie — auh!« Der Schmerz verhinderte ſie weiter zu reden, obgleich ſie, auf dem geſunden Fuße balancirend, noch immer durch wüthende Geberden ihren Zorn auszudrücken ſich bemühete.

Um ſo unangenehmer war für Wilmers dieſer Vorfall, weil er dadurch leicht in den Verdacht einer kleinlichen Rache fallen konnte, welche ſeiner geraden, ehrlichen Denkungsart doch ſo fremd war. Er entſchuldigte beſcheiden, er betheuerte, daß er abſichtslos, nur

durch Zufall die Veranlassung gegeben habe, ihr diese Schmerzen zu bereiten; doch umsonst. Nur erbitterter wurde die Gereizte, sprach in deutschen und englischen Ausrufungen, die sie wahrscheinlich ihrem Gatten abgelernt, Schmerz und Wuth aus und drehte sich dabei noch immer vor Wilmers, wie ein Kreisel, auf einem Beine herum. Doch jetzt trat Jettchen, welche Wilmers wachsende Verlegenheit bemerkt, schnell zwischen Beide, öffnete das weiße Päckchen, welches sie unterm Arme trug und sprach: »Ich bringe hier Ihr Kleid, liebe Madam. Ich glaubte, Sie würden es vielleicht zum heutigen Bürgerballe —«

»Kleid — Ball —« wiederholte plötzlich besänftigt Frau Davison und stand wieder fest auf beiden Beinen, indem sie mit Falkenblikken das seidene Gewand musterte. Doch finstrer und immer finstrer wurden ihre Mienen und dichter noch als zuvor lagerten sich dunkle Wolken auf ihrer Stirn, bis sie endlich, zurücktretend, beide Hände zusammenschlug und wie vernichtet ausrief: »Ist das veilchenblau?

Mamsell, wer Ihnen das Färben beigebracht, der hat's am jüngsten Tage zu verantworten. Das soll veilchenblau seyn? das ist ja viel zu dunkel, und die Flecken überall — hier und hier! — Packen Sie nur gleich wieder zusammen, das Kleid nehme ich gar nicht an. Ich verklage Sie, wenn Sie nicht heute noch das ganze Kleid bei Heller und Pfennig bezahlen; sechszehn Thaler kostet mich das Zeug dazu!«

Wilmers blickte auf Henrietten; sie stand niedergeschlagen, zur Erde blickend, ohne eine Vertheidigung hervorbringen zu können. Seine innige Theilnahme war rege geworden, und gutmüthig vermittelnd trat er näher und sprach, nachdem er das Kleid aufmerksam betrachtet: »Aber die Farbe ist ja so schön, das schönste Veilchenblau, was ich je gesehen! Es liegt ja ein Glanz darauf, als ob das Zeug neu aus dem Laden käme.«

Doch gerade seine wohlgemeinte Vermittelung erweckte den Zorn der Frau Davison aufs Neue. »Wer hat Sie um Ihre Meinung gefragt?« fuhr sie auf den Armen los.

»Haben Sie jetzt so scharfen Blick, warum waren Sie denn vorhin blind, als Sie meine Stubendielen lackirten und mit Ihrem Hammer wie toll um sich warfen? Kurz und gut: ich will das Kleid nicht haben, die Mamsell bezahlt es, oder ich klage!« Damit stürmte sie in ihr Zimmer und ließ die Betroffene allein mit Wilmers.

Langsam erhob Henriette den Blick vom Boden, wehmüthig lächelnd schaute sie durchs Fenster hinaus in die blauen Wolken, und flüstert leise für sich: »Dort oben ist des Armen Ruhestatt, er findet hier auf Erden weder Schutz noch Frieden!« Schweigend nahm sie dann das Kleid, schweigend verbeugte sie sich dann gegen Wilmers und entfernte sich langsam und traurig. Er aber verfolgte sie mit seinen Blicken und als sie verschwunden war, lag eine Zentnerlast auf seinem Herzen. Ihre letzten Worte waren ihm nicht entgangen und hatten tief sein Herz getroffen. Auch er blickte in die blauen Wolken hinauf, seufzte tief — da schlug ihn Herr Davison unfreundlich auf die Schulter, mit der Wei-

fung, ſich zu entfernen und ſein Haus nie mehr zu betreten. Ohne Gegenrede gehorchte Wilmers, und ſo betrat er ſeine ärmliche Wohnung, ohne Hoffnung, arm wie ſonſt, mit der noch nie gekannten Qual der erſten Liebe im Herzen.

13.

Nachdem Henriette den Dienſt bei der Gräfin Wildenſtein verlaſſen, begab ſie ſich nach der Reſidenz, wo ſie bei einer alten, armen Wittwe, einer Freundin ihrer verſtorbenen Mutter, einen Zufluchtsort fand. Hier beſchloß ſie vorläufig einen Verſuch zu machen, mit ihren erlernten Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten im Seidenfärben, Spitzenwaſchen, Federſchmücken und feinen Näthereien ihren Unterhalt zu verdienen. Doch da es Mehrere in der Stadt gab, die auf dieſelbe Weiſe ihren Erwerb ſuchten, wurde ihr es freilich ſchwer, Kundſchaft und Vertrauen zu gewin-

nen. Um so mehr war sie erfreut, als sie vor einigen Tagen den Auftrag von Frau Davison erhielt, ein weißes Kleid von Satin turque veilchenblau zu färben, mit dem Versprechen der besten Empfehlungen bei allen Freundinnen und Bekannten, im Fall sie sich dieses Auftrags zu ihrer Zufriedenheit entledigen würde. Jettchen hatte bei dieser Arbeit ihre ganze Geschicklichkeit aufgeboten und glaubte wenigstens ein kleines Lob damit einzuärnten, doch um so schmerzlicher sah sie sich getäuscht, als die harte, launenhafte Frau ihr Mißfallen auf eine so kränkende Art zu erkennen gab und sie durch Zurückgabe des Kleides in die größte Verlegenheit setzte. In ihrer Wohnung angekommen, schlug sie es nochmals auseinander und prüfte es mit trübem Auge; da bemerkte sie wirklich an verschiedenen Stellen kleine und größere gelbe Flecke, welche bereits, wie es schien, die blaue Farbe weggebeizt hatten. Sie rief die alte Frau, bei welcher sie wohnte, und diese bestätigte ebenfalls, was ihre eignen Augen sahen, doch mit der Betheurung, daß

das Kleid, welches sie selbst zusammengelegt, völlig fleckenrein gewesen sey, als sie es in das weiße Tuch eingeschlagen. Auch dieses Tuch wurde nun besichtigt und hier fanden sich ebenfalls die gelben Farbenflecke, die wahrscheinlich durchgedrungen und so das Kleid beschädigt hatten; auch ihr eignes Kleid war an verschiedenen Stellen mit derselben Farbe besprützt. Jetzt wurde Jettchen Alles klar: das Herabwerfen des Farbentopfs war an Allem Schuld, hatte ihr dies Leid verursacht; denn sie kannte den harten Sinn der Tapeziersfrau und konnte von ihr weder Mitleid noch Erlaß des Schadenersatzes hoffen. Ihr ganzes Vermögen fast an baarem Gelde mußte geopfert werden, um sich vor gerichtlicher Belangung zu sichern. Ohne der Alten, welche das ganze Begegniß ausführlich wissen wollte, den eigentlichen Urheber des Unfalls zu verrathen, dessen Namen sie selbst nicht einmal wußte, obgleich sie sich recht gut erinnerte, ihn auf Moorleben gesehen zu haben, ging sie nach ihrem Koffer, nahm ein kleines Kästchen heraus, welches, außer einigen

Andenken von ihrer Mutter, ihre ganze, kleine Baarschaft enthielt, und zählte davon sechszehn Thaler ab, so daß ihr davon fast nichts mehr übrig blieb. So schmerzlich ihr auch ein solcher Verlust bei ihrer Armuth seyn mußte, ließ sie doch kein Wort der Klage hören, ja, sie entschuldigte bei sich sogar die Unvorsichtigkeit des jungen Mannes, denn seine freudige Ueberraschung bei ihrem Anblikke, welche ihr nicht entgangen war, hatte ja den Unfall herbeigeführt. Sie wußte selbst nicht, warum ihr der Verlust des Geldes jetzt weniger empfindlich war, da sie sich ihn als den unschuldigen Urheber ihres Schadens dachte, ihn, der ja in allen Zügen seines bleichen Gesichtes die tiefen Spuren des Leidens trug; deshalb war sie auch sogleich bereit, ohne auf die jammernde Alte zu hören, den verlangten Schadenersatz zur Frau Davison zu bringen. Der junge Mann hatte gewiß nicht geahnet, daß seine Unvorsichtigkeit ihr so großen Schaden zugefügt, deshalb sollte ihm auch Alles verborgen bleiben; doch indem sie gehen wollte, trat rasch und munter

des Jägers Frau, der beim Grafen Wildenstein angestellt war, zu ihr ins Zimmer und begann mit geläufiger Zunge: »Ach wie lange habe ich mich nach Ihnen gesehnt, mein liebes, goldnes Herzens-Jettchen! Ich glaubte, Sie würden mich längst einmal heimsuchen im Forsthause, aber da hätt' ich lange warten können. Endlich ließ mir's keine Ruhe mehr, ich mußte doch selbst einmal sehen, wie's Ihnen geht, und da bin ich nun und gehe nicht eher wieder fort, bis Sie mir versprochen haben, mich heute noch zu besuchen.«

»Sie wissen« — erwiederte Jettchen — »daß ich wegen eines kränkenden Verdachtes, der mich doch so unschuldig traf, von der Frau Gräfin meines Dienstes entlassen wurde, und werden darin den Grund finden, daß ich das gräfliche Gut gänzlich meide.«

»Weiß Alles, Alles!« fuhr die Jägersfrau fort. »Die gnädige Frau Gräfin ist eine wunderliche Heilige. Man erzählt sich jetzt überall, sie würde sich von ihrem Gemahl scheiden lassen, weil sie ihn erst kürzlich wie-

der mit der Müllerstochter auf Schleichwegen ertappt. Kommen Sie nur getrost; Sie können ja das Gut umgehen, wenn Sie den Weg durchs Holz einschlagen — ein herrlicher Spaziergang — ei der Tausend!« unterbrach sie sich plötzlich, »was haben Sie da für ein wunderschönes Kleid?« und mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete sie das Kleid, welches noch ausgebreitet auf dem Tische lag.

Jettchen bekannte offen, welche Bewandniß es mit dem Kleide habe und die Jägersfrau begann aufs Neue: »Ei sieh doch! Wenn Sie mir es ablassen wollten, käme mir's gerade zu Statten. Künftigen Sonntag soll ich bei Verwalters Gevatter stehen und dazu fehlt mir ein Paradekleid, denn neben der Frau Pastorin müßte ich mich mit meinem Alltagsfähnchen verstecken. Die Flecken freilich — doch unser Eins kann ja nicht Alles so proper haben! Wissen Sie was? diesen Nachmittag ist mein Mann zu Hause, kommen Sie zu uns und bringen Sie das Kleid mit, aber nur so wie von ungefähr; ich gebe Ihnen mein Wort, ich will ihn

schon herum kriegen, daß er mir es kauft, wenn Sie nur einen billigen Preis machen.«

Jettchen, von ihrer alten Freundin überredet, versprach zu kommen, und bald darauf entfernte sich auch die Jägersfrau wieder.

14.

Nicht ohne Bangigkeit trat Henriette am Nachmittage desselben Tages allein den Weg nach der Försterwohnung an, da ihre alte Freundin durch nothwendige Geschäfte verhindert wurde, sie zu begleiten. Alle Straßen und Promenaden vor den Thoren waren von Spaziergängern belebt; nur das Gehölz, welches sich wohl eine Meile weit erstreckte, war fast menschenleer. Schon war die einsam wandernde Henriette tiefer ins Holz gekommen, wo der Wald immer dichter, der Weg immer enger wurde, und scheu und ängstlich

blickte sie jetzt umher, denn weder vor ihr, noch hinter ihr war ein menschliches Wesen zu gewahren. Rascher schritt sie vorwärts, um das Jägerhaus desto eher zu erreichen, welches, ihrer Meinung nach, nicht mehr weit entfernt seyn konnte. Doch immer tiefer gerieth sie in den Forst und bald kreuzten sich die Wege nach allen Himmelsgegenden, Alles kam ihr so fremd vor und mit Schrecken bemerkte sie jetzt erst, daß sie sich verirrt habe. Sinnend stand sie noch, rings die Gegend betrachtend, und war eben im Begriffe wieder umzukehren, als ein Kanonenschuß von den Wällen der Residenz zu ihr herüberdonnerte. Dem ersten folgte bald ein zweiter — ein dritter. — Sie wußte wohl, daß ihr Landesfürst ein friedliebender Mann war und keineswegs in feindlicher Absicht seine sieben Kanonen aufpflanzte, dennoch erschreckte sie der Donner derselben so sehr, daß sie an allen Gliedern zitterte. Das mußte ein Signal seyn, und die Bedeutung solcher Signale war ihr, wie jedem Bewohner der Residenz, bekannt genug, um ihre Angst aufs Höchste zu

spannen; denn ein solches Lärmzeichen wurde gewöhnlich nur in zwei Fällen gegeben: Erstens, wenn ein Baugefangener, oder sonst ein schwerer Verbrecher seiner Haft entsprungen war, oder: Zweitens, bei Ueberschwemmungen, die der nahe Strom öfters herbeiführte, um das Steigen des Wassers, oder den Durchbruch eines Deiches zu verkünden. Doch dem letzten Falle konnte diesmal das Signal nicht gelten, da sie vor wenigen Minuten erst hart am Strome vorübergegangen, der sich ruhig zwischen seinen Ufern fortbewegte. War aber ein Baugefangener entsprungen, so hatte er gewiß den nahen Wald zu seinem Versteck erwählt, da die übrigen Umgebungen der Stadt, so weit das Auge reichte, nur eine Ebene erblicken ließen. — Sie stand noch einige Augenblicke sinnend, doch stieg ihre Angst immer höher, als noch immer fort die tiefste Stille rings herrschte, nur vom Summen eines Käfers, oder vom Locken eines Vogels unterbrochen. Schnell entschlossen ging sie endlich einige Schritte zurück, auf dem Wege, den sie gekommen,

doch plötzlich stand sie wieder still — ihre Kniee wankten — ihr Blut gerann im Herzen, sie wagte kaum zu athmen, denn rechts im dichten Gebüsch begann es mächtig zu rauschen. Der Weg, so weit sie sehen konnte, war menschenleer; das Geräusch wurde immer stärker, sie hörte Tritte, die Zweige rauschten und knisterten, als ob ein Mensch gewaltsam durchbrechen wollte durchs dichteste Gesträuch. Ihre Füße hafteten am Boden, sie wollte fliehen und glaubte umsinken zu müssen; ihr Auge war noch starr auf die rauschenden Zweige gerichtet, so sehr sie sich auch bemühte, sie abzuwenden, da — ein lauter, durchdringender Schrei löste ihre Erstarrung — da stand auf ein Mal in seiner ganzen Schrecklichkeit, die Riesenarme weit vorgestreckt, die rechte Faust mit einem abgebrochenen Baumaste drohend bewaffnet, der lange Heide vor ihr, ein berüchtigter Strassenräuber, der noch vor wenigen Monaten das ganze Land durch seine Räubereien und Mordthaten in Schrecken setzte, bis er endlich eingefangen und in den Baugefängnissen

der Reſidenz bis zur Vollziehung des geſtern über ihn ausgeſprochenen Todesurtheils verwahrt gehalten wurde. Henriette ſank bei ſeinem Anblicke, von Angſt und Entſetzen aufs heftigſte ergriffen, unwillkührlich in die Kniee. Auf den erſten Anblick hatte ſie den Schrecklichen wiedererkannt, den ſie erſt geſtern zufällig geſehen, als man ihn aus ſeinem Gefängniſſe zum letzten Verhör führte. Schon geſtern weñdete ſie ihr Auge erbebend von ihm ab, ſuchte eine Nebenſtraße zu gewinnen, um ſich ſo weit als möglich aus ſeiner Nähe zu entfernen, und jetzt ſtand er, jeder Feſſel entledigt, frei vor ihr, ſeine drohenden Blicke wild auf ſie gerichtet, die linke Fauſt geballt, mit der Rechten den Baumaſt hoch über ſeinem Haupte ſchwingend.

»Gieb mir Deine Kleider, Mädchen!« begann er endlich mit rauher Stimme. »Hurtig! habe keine Zeit, Dich erſt lange zu bitten! Hoho! da brummt's ſchon wieder —« fuhr er fort, als die Kanonen aufs Neue von der Reſidenz herüberdonnerten. — »Ja ruft mich, ſo lange Ihr wollt! brüllt mei-

netwegen durchs ganze Land, ich kehre doch nicht um, denn Euer Freilogis ist mir zu enge und Euer Meister Hämmerling hat das Köpfen beim türkischen Kaiser gelernt. Mach hurtig, Mädchen, gieb die Kleider her! mir thut jetzt eine Maskerade Noth, denn die verdammte scheckige Livree kennt jeder Straßenjunge.« Dabei zeigte er auf seine zweifarbige Kleidung, welche man ihm im Gefängnisse angelegt und welche der der Baugefangenen ähnlich war.

Henriette, noch immer vor ihm knieend, wagte es nicht, ihre Blicke zu erheben. Abgewendet und mit zitternden Händen, ohne zu wissen, was sie that, reichte sie ihm das Päckchen, worin das seidne Kleid sich befand, welches sie veranlaßt hatte, den Weg zum Jägerhause anzutreten.

Begierig griff der lange Heide danach, riß das weiße Tuch auseinander und betrachtete das Kleid; doch finster rief er Henrietten zu: »Was soll mir der seidene Plunder? Habe wohl schon manchmal Weiberkleider angehabt, aber so was Rares in meinem Leben noch

nicht. Gieb Deine Kleider her! bist freilich ein gutes Stück kleiner als ich, aber das thut nichts, will mir schon einen Anzug zusammenstoppeln. Nun — wird's bald? oder willst Du todtgeschlagen seyn um der Paar Lumpen willen?«

Hastig nahm er nun, als er sah, daß Henriette einer Ohnmacht nahe war, den Baumast unter den Arm und wollte ihr die Kleider mit Gewalt entreißen, doch plötzlich hielt er inne, schien zu horchen und rief ihr leise mit wüthender Geberde zu:« »Zum letzten Male, Mädchen, gieb die Kleider her!« Doch auch Henriette hatte nahende Schritte vernommen, ihr Bewußtseyn kehrte zurück, sie faßte Muth und sträubte sich jetzt mit der Kraft der Verzweiflung gegen den Bösewicht, der unter den schrecklichsten Flüchen seine Keule erhob, um sie damit zu Boden zu schmettern. Da preßte ihr die Todesangst den lauten Ausruf: »Hülfe! Hülfe!« aus, indem sie dem ersten Schlage des Entsetzlichen glücklich auswich; doch schon erhob er den Arm zum zweiten Male, ließ ihn jedoch eben so

schnell wieder sinken und starrte betroffen den Weg entlang, wo jetzt, nur wenige Schritte von ihm entfernt, eine Mannsgestalt unter den Bäumen hervortrat, welche hastig und unerschrocken auf ihn zueilte.

Der lange Heide schien anfangs in trotziger Stellung den Herbeieilenden erwarten zu wollen; doch schon wurden im Holze mehrere Stimmen laut, deshalb raffte er das seidene Kleid vom Boden auf und floh damit in den Wald tiefer hinein.

Henriette aber hatte indessen Zeit gewonnen, sich von ihm unbeachtet aufzuraffen und ins dichte Gebüsch zu flüchten, wo sie erschöpft und ohnmächtig niedersank. Hier fand sie der zu ihrer Rettung Herbeigeeilte, und es gelang ihm, sie bald ins Leben zurückzurufen. Mit freudigem Staunen in Worten und Blikken dankte sie ihrem Retter, in welchem sie jetzt denselben jungen Mann wiedererkannte, dessen Bild sie im freundlichsten Farbenglanze in ihrem Herzen trug, obgleich er ihr auf ihrer ganzen Lebensbahn heute erst zum dritten Male begegnet war.

15.

Mit dem Ausdrucke der innigſten Dankbarkeit nahm ſie ſein Anerbieten an, ſie nach Hauſe zu begleiten, und ſo gingen ſie lange ſtumm neben einander. Wilmers ſchien alle ſeine Leiden vergeſſen zu haben, er fühlte ſich überglücklich an ihrer Seite. Endlich erinnerte ſie ſich an ihr erſtes Zuſammentreffen im Garten des Grafen Wildenſtein; ſie bekannte ihm, daß ſie damals wirklich nur die blaue Schleife geſucht, die ihr als Andenken ihrer verſtorbenen Mutter theuer ſey, und er ſchätzte ſich glücklich, ihr dieſelbe heute noch wieder zuſtellen zu können. Sie gedachte ferner offenherzig der Nachſtellungen des Grafen, ſeiner thörichten Eiferſucht, der Scene, die ſie mit ihm im Garten gehabt, und jetzt wurde dem armen Wilmers auch die heftige Bewegung Wildenſteins beim Anblicke der blauen Schleife klar.

»Aber« — wendete er sich, schüchtern fragend, zu Henrietten — »sollte des Grafen Eifersucht auf seinen Secretair so ganz grundlos gewesen seyn?« Doch sie betheuerte mit Treuherzigkeit, daß sie für den Secretair nur Achtung empfunden, der sich ihr stets absichtslos und mit der größten Bescheidenheit genähert. — »Der Graf aber« — fuhr sie fort — »ging in seiner Thorheit so weit, jeden mit eifersüchtigen Blicken zu verfolgen, der nur einige Worte, wenn auch die gleichgültigsten, mit mir wechselte.«

Freier athmete Wilmers nach diesem Geständnisse, und nachdem sich Beide freiwillig ihre traurigen Lebensverhältnisse mitgetheilt und so ein gegenseitiges Vertrauen zu einander gewonnen hatten, waren sie auch schon bei Henriettens Wohnung angelangt, wo sich Wilmers verabschiedete, doch sogleich wiederzukommen versprach, um ihr die blaue Schleife einzuhändigen.

Stürmisch eilte Wilmers die Treppe hinauf nach seiner Wohnung; sein ganzes Wesen hatte sich verändert. Ein sanftes Roth war

auf seine bleichen Wangen zurückgekehrt, seine Augen leuchteten und mit der lebhaftesten Bewegung kam er seiner Mutter entgegen, welche jetzt außer dem Bette, fast ganz genesen, seine Rückkehr erwartet hatte.

»Ei, der Spaziergang scheint Dir ja recht gut bekommen zu seyn!« sprach sie freundlich zu ihm. »Siehst Du nun, daß Du wohl thatest, meinem Rathe zu folgen? Aber, lieber Himmel! Du hast ja gar keinen Athem mehr! wo bist Du denn gewesen — und wie weit —«

»Im Walde, liebe Mutter! im Walde war ich!« erwiederte er, rasch in einem Schubfache nach seinem Taschenbuche suchend. Endlich hatte er's gefunden; schnell schlug er es auseinander — die blaue Schleife lag noch, sorgsam verwahrt, darin, und nun wollte er eilig damit zur Thür hinaus, doch seine Mutter hielt ihn zurück, mit ängstlicher Besorgniß ihre flache Hand auf seine Stirn legend, indem sie zu ihm sprach: »Wohin denn nun wieder? Du bist ja ganz erhitzt! was ist Dir denn geschehen?«

»Nichts, nichts, liebe Mutter! ich kehre gleich zurück!« rief er ihr zu und lief schnell wieder fort.

Eine halbe Stunde lang harrte sie ängstlich seiner Rückkehr. Endlich kam er, noch heitrer, noch aufgeregter als zuvor, und als sie ihm nun fragend und bekümmert ins Auge blickte, da konnte er nicht länger widerstehen, er eröffnete ihr sein Herz, sie mußte Alles, Alles wissen, was sich mit ihm und Henrietten begeben, was in seinem Innern vorging, denn die Mittheilung that ihm unendlich wohl.

Staunen und Mitleid wechselte bei der guten Alten während seiner Erzählung, doch als er ihr jetzt weiter berichtete, wie er eben von ihr komme, wie er ihr die Schleife überbracht, wie sie ihn freundlich empfangen, wie er ihre Hand geküßt — da drohete sie gutmüthig warnend mit dem Finger und meinte, er würde seine drückende Lage noch weit drückender empfinden, wenn er sich in seinen jetzigen, traurigen Verhältnissen, außer ihr noch an ein zweites Wesen kettete. »Doch« —

fuhr sie liebreich fort — »ich will Deine freudige Bewegung nicht herabstimmen, der Himmel wird's wohl mit uns machen, laß ihn walten! Komm, setze Dich zu mir, mein guter August, nun will ich Dir auch eine Freude mittheilen, die mir der Herr beschert te während Deiner Abwesenheit. Weil ich mich — Gott sey Dank! — nun wieder zu rühren vermag, kramte ich diesen Nachmittag in Kisten und Kasten herum, um dies und jenes hervorzusuchen, was uns bei unsrer Armuth wohl noch Nutzen schaffen könnte. So kam ich denn auch über die grüne Lade dort, worin ich sonst mein Leinenzeug hatte. Ach, da war leider wenig darin — einige Stücke alter Tapeten, Handwerksgeräthe von Deinem seligen Vater und dergleichen. Doch als ich Alles bis auf den Boden hinab durchstöre, siehe — da liegt ein weißes Päckchen, sauber eingeschlagen und wie recht sorgfältig verwahrt. Ich nehm's heraus, und, denke Dir nur, beinahe ein ganzes Stück vom schönsten veilchenblauen Atlas liegt in meiner Hand. Ja, nun wußt' ich gleich, woher es

kam! Dein seliger Vater hatte es angeschafft für den Finanzrath und mußte es selbst behalten, als dieser flüchtig wurde. Da hatte er's denn aufgehoben in der grünen Lade, war darüber hingestorben, und auch ich hatte es rein vergessen. Sieh! — so hat uns der gute Gott eine Hülfe gesendet, die uns gerade jetzt so recht zu Statten kommt. Morgen gehst Du, mein guter Sohn, und suchst es zu verkaufen so gut als möglich. Die rückständige Miethe soll's uns doch einbringen, vielleicht bleiben uns auch noch ein Paar Groschen in die Wirthschaft übrig.«

Eine schwere Last wälzte sich von Augusts Herzen, als er den Fund betrachtete, und Beide, erwärmt durch diesen ersten Sonnenblick, der ihnen der Armuth düstere Wohnung freundlich erhellte, schöpften neue Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

16.

Am andern Morgen nahm Wilmers sein Päckchen unter den Arm, um dessen Inhalt in klingende Münze zu verwandeln. Doch konnte er nicht recht einig mit sich werden, wohin er sich zuerst damit wenden sollte. Die Juden hatten auch in seiner Vaterstadt, wie an manchen andern Orten, gegen hohe Steuern das Privilegium erhalten, arme und reiche Christen heidnischer Weise mit dem Scalpirmesser bedienen zu dürfen, so oft sich ihnen Gelegenheit darbot, deshalb fürchtete er mit Recht eine gleiche Begegnung, wenn er in seinem Handelsgeschäft mit ihnen verkehrte. Freilich hatte ihn auch die Erfahrung gelehrt, daß selbst unter Christen gar viel heimliche Juden herumwandeln, welche sich ebenfalls befleißigen, ihren eigenen Glaubensgenossen die Stirnhaut bis tief über die Ohren herabzuziehen. Doch hielt er, der die Welt nur wenig

kannte, solche Fälle für sehr selten. Deshalb beschloß er, sich zuerst an den Hoftapezier Grützmeier zu wenden, weil er glaubte, daß dieser vielleicht, bei seinen häufigen Arbeiten für den Hof, am Besten Gebrauch von seinem Atlas machen könne. Er hatte aber nicht bedacht, daß dieser Hoftapezier bei seines Vaters Sturze die innigste Freude geäußert, ihm und seiner Mutter aber jede Hülfe abgeschlagen. Als er nun bei dessen Wohnung angekommen, erinnerte er sich erst wieder daran und war deshalb erfreut, da er von der Hausfrau erfuhr, daß ihr Gatte schon am frühesten Morgen nach dem Schlosse gegangen, um dort noch an der Ausschmückung einiger Prachtzimmer zu arbeiten.

Wilmers ging. Alle Straßen waren heute belebt, denn morgen sollte ja die benachbarte Prinzessin feierlich empfangen werden, deren Vermählung mit dem Landesfürsten dann in wenigen Tagen erfolgen und Veranlassung zu den glänzendsten Festen geben sollte. Die Vorbereitungen zu diesen Festlichkeiten aber hatten heute schon die meisten Einwohner der

Residenz auf die Beine gebracht, die mit der wichtigsten Geschäftsmiene durcheinander wogten, so daß sich hier und da der arme Wilmers kaum durchzudrängen vermochte. Da traf ihn plötzlich ein spitzer Ellenbogen in die rechte Seite, und schweißtriefend, außer Athem, stand der alte, fürstliche Lakai, Johannes Freiknecht, vor ihm, ihn festhaltend mit der einen Hand am Kragen, mit der Andern am dritten Rockknopfe.

»Hören Sie mich nur einen Augenblick, Herr Wilmers!« begann er, Luft schöpfend. »Heute bin ich gelaufen, daß meine armen Beine Ach und Weh! schreien möchten, und das Alles verdank' ich dem alten Hoftapezier. Sie sind doch auch ein Mann, der sein Gewerk, oder Metier, oder wenn Sie wollen — seine Kunst versteht, nun sagen Sie selbst, ist das verzeihlich, sich in einem Anschlage um vierzig Ellen zu verrechnen?«

Wilmers lächelte und bat um nähere Erklärung.

»Wie ich Ihnen sage,« fuhr der verschnaufende Lakai fort. »In der Durchlauch-

tigſten Prinzeſſin Zimmern ſollen blauſeidene Gardinen mit ſchwerer goldener Bordüre angebracht werden; Herr Grützmeier macht den Anſchlag darüber im Weinhauſe, in der goldenen Traube — wo er gewöhnlich Alles, was ins Kopfrechnen einſchlägt, mit Gottes und des Bachus Hülfe zu Stande bringt — muß aber, wo er doch ſonſt bei Rechnungsſachen Alles doppelt ſieht, diesmal total blind geweſen ſeyn, denn wie geſagt: vierzig Ellen zu wenig bringt er in Anſchlag. Der Hofintendant läßt den Bedarf aus der, zehn Meilen von hier entfernten, großen Seidenhandlung der Gebrüder Montelon kommen und liefert ihm richtig, was er verlangt. Das iſt nun aber viel zu wenig — der Hoftapezier merkt's jetzt erſt, ſteht ſchon ſeit drei Stunden und zupft an allen Ecken und Kanten, das Zeug will weder länger noch breiter werden. Da erklärt er endlich in ſeiner Herzensangſt, daß er ſich verrechnet, daß das Zimmer bis zur Ankunft der Durchlauchtigſten nicht fertig ſeyn könne, wenn er das Fehlende nicht binnen zwei Stunden erhielte. Der

Hofintendant sagt ihm in aller Schnelligkeit einige Grobheiten und meldet's dem Fürsten; dieser ist außer sich, sieht selbst nach, wie weit Grützmeier mit Einrichtung der Zimmer gekommen und findet zu seinem Schrecken Alles noch in der größten Unordnung. Da läuft ihm die Galle über und das Donnerwetter trifft den Hoftapezier; ich aber muß Courier laufen mit einer Seidenprobe, von einem Kaufmanne zum andern, in der ganzen Residenz herum. Ja, lieber Himmel! unsre Kaufleute führen heut zu Tage fast keinen soliden Artikel mehr! lauter leichte Waare, aber spottwohlfeil, wie sie sagen. Ein schwerer Atlas, an Güte und Farbe dieser Probe gleich, ist in der ganzen Stadt nicht mehr zu finden. »»Ist keine Nachfrage darnach,«« meinten die Handelsherren; mögen wohl recht haben, denn die Zähne möchten einem zusammenklappen mitten im Sommer, wenn man so ein Frauenzimmer ansieht, nach der jetzigen Mode gekleidet. Nichts als Florkram von oben bis unten, lauter Spinnengewebe mit fremden Namen, die oft gar kurios

klingen. Kleider tragen sie jetzt, immer eins dünner als das andere, daß man, wenn man sich nicht schämte, wahrhaftig bis aufs Herz durchgucken könnte. Ich wundre mich auch jetzt gar nicht mehr über die Leichtfertigkeit so vieler Frauenzimmer, denn diese wird ihnen ja schon von Kindheit auf mit dem flattrigen Kleiderkram angehängt.«

Ohne auf die letzten Worte des Redseligen zu achten, hatte Wilmers die Atlasprobe aufmerksam betrachtet, sie verglichen mit dem in seinem Päckchen enthaltenen Seidenzeuge, und zu seinem freudigen Erstaunen gefunden, daß Beides auf ein Haar zusammenpasse. »So sonderbar ein solcher Zufall scheint,« begann er, »ist mir's doch jetzt leicht erklärbar, da ich mich entsinne, daß mein Vater diesen Atlas ebenfalls von den Gebrüdern Montelon kommen ließ. Sehen Sie selbst,« fuhr er fort, zum Lakaien gewendet, »ob diese Probe und dieses Stück nicht von gleicher Güte und Farbe sind?«

»Wahrhaftig, das ist aus éiner Fabrik!« erwiederte Freiknecht hocherfreut. »An Seide

schwer und das schönste Veilchenblau! Wenn Sie das verkaufen wollten, Herr Wilmers —«

»Das ist eben meine Absicht« — entgegnete dieser — »und wenn Sie mir dazu behülflich seyn wollen —« doch der Lakai ließ ihn seine Rede nicht beendigen, er umklammerte ihn mit beiden Armen und schleppte ihn so mit sich fort bis zum Schlosse, indem er ihm die Versicherung gab, er solle fürstlich bezahlt werden.

17.

Im fürstlichen Schlosse, in einem von den Zimmern, welche zum Empfange der Prinzessin eingerichtet werden sollten, stand der Hoftapezier Grützmeier auf einer Leiter, um die Gardinen zu ordnen. Doch schien ihm sein Bemühen nicht recht gelingen zu wollen, denn er schwankte unsicher hin und her, und was er mit der rechten Hand gera-

de gezogen, das zerrte die linke zitternd wieder ſchief. Der Fürſt ſtand dabei, voll Ungeduld dem ewig mißlingenden Beginnen ſeines Tapeziers mit finſterer Miene zuſchauend.

»Aber, was ſoll das werden?« begann er endlich. »Wenn Sie die Falten ſo werfen, verdecken Sie ja die goldene Traube!«

»Ja, ja, Euer Durchlaucht!« erwiederte Grützmeier lallend, »die goldene Traube — die böſe goldene Traube! da bin ich ſchon manchmal recht ordentlich zugedeckt worden — halten zu Gnaden! da Ew. Durchlaucht doch einmal von der goldenen Traube ſprechen.«

»Herr, ich glaube, Sie faſeln!« fuhr der Fürſt zornig auf. »Hier die Quaſte meine ich!« und dabei zog er die an einer dikken, goldenen Schnur zwiſchen den Bogen der Gardinen herabhängende Quaſte, in Geſtalt einer goldenen Traube, hervor. »Ueberhaupt, Ihre ganze Arbeit taugt nichts!« ſprach er heftig weiter. »Da herrſcht keine Symmetrie, kein Geſchmack — der Falten-

würf iſt ſo abſcheulich ſteif — das Ganze ſo nüchtern —«

»Ja, Durchlauchtigſter Herr« — erwiederte Grützmeier, der nur noch mit halben Ohren hörte — »ich muß ſubmiſſeſt beipflichten. Das kommt daher, weil ich noch ſo entſetzlich nüchtern bin — da fehlt der Schwung —« doch in demſelben Augenblicke war des Schwunges kein Mangel mehr; denn nachdem er lange Zeit ſchon auf der oberſten Spreſſe der Leiter unſicher hin und hergeſchwankt, verlor er plötzlich die Balance und ſtürzte von oben herab zu den Füßen des Fürſten nieder, wo er regungslos einige Augenblicke liegen blieb, bis ſeine herbeieilenden Gehülfen ihn wieder auf die Beine brachten. Doch als er nun jetzt, auf feſtem Boden ſtehend, noch immer taumelte und mit lallender Stimme ſeine Entſchuldigung hervorſtammelte, da merkte der Fürſt wohl, welch ein böſer Geiſt über ihn gekommen ſey, und daß das Schwanken auf der Leiter, welches er bisher der Altersſchwäche zugeſchrieben, durch die goldene Traube bewirkt worden ſey.

Im höchsten Zorn befahl er, ihn nach seiner Wohnung zu bringen, mit dem Bescheid, sich nie wieder vor ihm blicken zu lassen, und schon gab er Befehl, Herrn Davison herbeizurufen, damit dieser die noch unvollendete Arbeit des Hoftapeziers endlich zu Stande brächte. Da trat Freiknecht ins Zimmer, um Bericht abzustatten, wie er so glücklich gewesen sey, den mangelnden Atlas ganz nach der Probe bei einem jungen Manne aufzufinden, der ihn mit Vergnügen Sr. Durchlaucht überlassen werde.

»Wo ist der junge Mann?« war des Fürsten erste Frage, und bescheiden trat Wilmers näher, sein Päckchen überreichend mit tiefer Verbeugung. Sorgfältig prüfte der Fürst selbst Stück und Probe; er nickte beifällig und seine Miene wurde immer freundlicher, als er sich zu Wilmers wieder mit der Frage wendete: ob er Kaufmann sey? Dieser verneinte, nannte sich als Tapezier und theilte in der Kürze mit, wie er zu dem Atlas gekommen sey.

Da legte der Fürſt ſeine Hand auf des Jünglings Schulter und fragte freundlich, doch dringend: ob er es wohl wage, die Einrichtung der Zimmer zu übernehmen und ſie bis zum Abende zu vollenden? Auguſt's ſchneller, ſachkundiger Ueberblick erlaubte ihm bald, eine bejahende Antwort zu geben, und ſogleich wurden die Gehülfen angewieſen, unter ſeiner Leitung die Arbeit zu beginnen. Der Fürſt aber wendete ſich nochmals freundlich zu ihm, indem er ſprach: »Ihren Atlas bringen Sie morgen in Rechnung; für die Gefälligkeit, mir ihn zu überlaſſen, finde ich mich beſonders bei Ihnen ab. Adieu!« Er ließ den glücklichen Wilmers allein mit den ihm zugewieſenen Leuten, und bald geſtaltete ſich unter ſeiner Leitung Alles in vollkommener Ordnung zu einem geſchmackvollen Ganzen.

18.

Am Nachmittage deſſelben Tages ſaß Frau Daviſon im Kreiſe ihrer Freundinnen beim Kaffee, um die beim geſtrigen Bürgerballe geſammelten Neuigkeiten und Bemerkungen ſich gegenſeitig mitzutheilen. Nachdem dies wichtige Kapitel abgehandelt war, kam man auf neue Moden und Putzartikel zu ſprechen, wovon freilich des Stoffes kein Ende war. Frau Daviſon verkündete ihren Freundinnen mit einem fürchterlichen Lamento, wie ihr weißes, ſeidnes Kleid, welches ſie als Braut bei ihrem Hochzeitsfeſte getragen, in der Farbe verdorben ſey; daß ſie durchaus Veilchenblau — die Lieblingsfarbe der zu erwartenden Prinzeſſin — beſtellt, um bei den Feſtlichkeiten damit zu prangen, daß dieſes etwas zu dunkel geweſen, ja — daß ſich hier und da ſogar unzählige Flecken gezeigt.

Alle ſchlugen entſetzt die Hände über den Köpfen zuſammen ob ſolch unerhörter

Schickſalstücke, und verlangten, einſtimmig Rache ſchreiend, den Namen der unglückſeligen Färberſeele zu wiſſen, um ſie mit ihrem lebenslänglichen Haſſe verfolgen zu können. Frau Daviſon zauderte auch nicht, Henriettens ehrlichen Namen den theilnehmenden Läſtermäulern Preis zu geben, worauf ſogleich ein furchtbarer Bannfluch über das ſchuldloſe Mädchen ausgeſprochen wurde.

»Wenn ſie mir nur nicht etwa den Aerger bereitet, und trägt mein ſchönes Brautkleid ſelbſt,« begann die Hausfrau wieder; »oder ſie hat es vielleicht gar an eine geringe Perſonage verkauft, die ſich damit brüſtet, daß es von mir kommt! Das wäre entſetzlich! Sie brachte mir dieſen Morgen das Geld« — fuhr ſie fort — »denn ſie hat mir das ganze Kleid erſetzen müſſen — und dabei ſah ſie ſo kreuzfidel aus, als ob ſie es nur ſo wegzuwerfen hätte.«

»Hören Sie doch, Frau Gevatterin« — unterbrach ſie die dicke Kunſtdrechslerin — »was iſt das für ein toller Lärmen auf der Straße?«

Alle sprangen von den Sitzen empor, rissen die Fenster auf und schaueten jetzt hinaus auf den ungeheuern, dichten Menschenball, der sich die Straßen herabwälzte, in dessen Mitte eine Menge Gerichtsdiener, Bauern, Feldreiter, und zwischen diesen der lange Heide in Ketten und Banden, mit dem veilchenblauen Atlaskleide stattlich angethan, sich langsam fortbewegten. Der sonderbare Zug kam immer näher, die Kaffeegesellschaft lachte überlaut, als der seltsam angeputzte Strassenräuber, näher schreitend, immer mehr sichtbar wurde; doch Frau Davison hatte ihm schon lange, das Schrecklichste dunkel ahnend, entgegengestarrt. Sie konnte es sich freilich nicht zusammenreimen, wie es möglich sey? doch als er jetzt so nahe an ihr vorübergieng, da schrie sie laut: »Verdammter Kerl! seht — seht doch nur — mein Kleid hat er angezogen! 's ist mein Brautkleid — derselbe Besatz — dieselbe Garnirung —« und dabei sank sie ohnmächtig rücklings in einen Stuhl. Die Menschen blieben vor ihrem Fenster stehen, so laut hatte sie geschrieen, und nach

und nach hielt der ganze Zug still. Die guten Freundinnen dachten vor der Hand noch nicht daran, der Ohnmächtigen beizustehen, sondern verbreiteten, wie mit hundert Trompeten, die große Neuigkeit der versammelten Menge, daß der lange Heide das Brautkleid der Frau Davison trage. Da erhob sich ein schrecklicher Tumult: einige Gutgesinnte wollten dem Räuber das Kleid entreißen; Andere verhinderten es, denn sie freueten sich heimlich, daß auf diese Art die stolze Bürgersfrau ein Gegenstand des Spottes würde, und die gottlose, doch geniale Straßenjugend improvisirte auf der Stelle im lauten Chore nach eigner Melodie:

»Langer, langer Heide!
Wie kommst Du zu dem Kleide
Von veilchenblauer Seide?
Frau Davison im Jungfernkranz
Hat's angehabt beim Hochzeitstanz!
Langer, langer Heide!
Veilchenblaue Seide!«

Dem langen Heiden schien aber dies in seiner ernsten Situation des Scherzes zu viel.

Auf das verhängnißvolle Kleid wälzte er allein die Schuld seiner vor wenigen Stunden erfolgten Gefangennehmung, da es, anstatt ihn unkenntlich zu machen, die Aufmerksamkeit seiner Verfolger nur noch mehr auf ihn geleitet. Wuthentbrannt riß er daher, unter fürchterlichem Zähnknirschen, sich das seidene Gewand stückweise vom Leibe, indem er unter lauten Flüchen die Fetzen allen Winden Preis gab, bis sie von der sich darum balgenden Gassenbrut aufgefangen und an lange Stöcke gebunden, gleich Siegesfahnen, vor ihm hergetragen wurden, unter wiederholter Anstimmung des Chorgesanges.

Dies Alles sah und hörte Frau Davison, da sie kaum aus der Ohnmacht erwacht, von Neugierde wieder ans offne Fenster getrieben wurde. Tausend verhöhnende Blicke waren auf sie gerichtet, unzählige Finger zeigten keck nach ihr hin, und heimlich hatte sich bereits eine Freundin nach der andern entfernt, um den öffentlichen Schimpf nicht mit ihr theilen zu müssen.

19.

Wilmers hatte indessen die Einrichtung der fürstlichen Zimmer zur vollkommenen Zufriedenheit Sr. Durchlaucht ausgeführt und wurde, gleich nach beendigten Vermählungsfeierlichkeiten, förmlich als Hoftapezier mit festem Gehalte installirt; Herr Grützmeier aber erhielt seine gnädige Entlassung mit einer kleinen Pension.

Wilmers bedurfte männlicher Fassung, ein so unverhofftes Glück zu tragen. Durch ein bedeutendes Geschenk des Fürsten wurde er in den Stand gesetzt, alle seine kleinen Schulden zu tilgen und mit seiner guten Mutter eine andere Wohnung zu beziehen, die geräumiger und bequemer als die vorige, noch mit einem neuen, anständigen Meublement versehen wurde, indem er heimlich beabsichtigte, Henriette, die seinem Herzen so unendlich theuer geworden war, recht bald als

seine Gattin bei sich einzuführen. Auch dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, denn Jettchen bedachte sich nicht lange, ihrem Retter aus Mörderhänden ihr Herz voll inniger Liebe und Dankbarkeit mit ihrer Hand zu schenken, und bald segnete der Priester ihren Bund, der den letzten Lebenstagen der guten, alten Mutter noch unzählige Freuden spendete.

Acht Tage lang blieben Frau Davison und der lange Heide in ihrem blauen Seidengewande das Stadtgespräch, und noch lange nachher durfte Erstere es nicht wagen, sich öffentlich zu zeigen, ohne von leisem Geflüster, heimlichen und lauten Spottreden verfolgt zu werden. Dies bewog sie auch, ihren Gatten — der seinen Lieblingswunsch, selbst Hoftapezier zu werde, gescheitert sah — so lange mit guten und bösen Worten zu bearbeiten, bis er sich endlich entschloß, die Residenz mit ihr zu verlassen, und sein Meubles-Magazin an einem größern Ort aufzuschlagen, wo er sich immer tiefer in falsche Speculationen verwickelte, so daß er sich endlich gezwungen sah, seine Gläubiger mit sei-

nem verschuldeten Eigenthum schalten zu lassen, nachdem er auch seinen Schwiegervater, den Tischlermeister Wenzel, mit ruinirt hatte.

Der Graf Wildenstein wurde wirklich von seiner Gemahlin geschieden. Er hatte Jettchen endlich unter hundert andern Liebesabentheuern vergessen und wirthschaftete bis an sein Lebensende wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier. Sein Secretair hatte aber in Böhmen, in seinem Exil, ein freundliches Eden gefunden, sich dort eine niedliche Verwalterstochter zum Weibe erkoren, welche ihn vermochte, aus des Grafen Diensten zu treten und ihn recht bald selbst zum Verwalter ihres ansehnlichen Vermögens machte.

Wilmers betrieb sein Geschäft mit Fleiß und Redlichkeit. Das Glück begünstigte ihn, er wurde bald ein wohlhabender Mann, und oft, wenn er nach des Tages Arbeit im Arme seines Weibchens ruhete und dankbar sein Auge gen Himmel erhob, da gesellte sich auch der alte, fürstliche Lakai zu ihnen, der ein

Hausfreund der glücklichen Familie geworden; denn oft bekannte es Wilmers laut: »dem alten Freiknecht verdanke ich mein ganzes Glück!« worauf dieser gewöhnlich bescheiden erwiederte: »nicht mir, Herr Wilmers; nur ganz allein sich selbst und — der veilchenblauen Seide!« —

III.

Morgen Er oder Du!

1.

Der Forst Rabeswalde in Thüringen hat jetzt nicht allein an Umfang verloren, sondern ist auch hier und da bedeutend gelichtet worden, und Hochwild wird nur noch in geringer Anzahl dort getroffen. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts aber breitete sich dieser Forst wohl mehrere Stunden weit im Umkreise aus, war damals noch dicht und wildreich. Zu jener Zeit stand auch noch ein altes, halbverfallenes Jägerhaus mitten im Holze und im dichten Gebüsch, umgeben von thurmhohen Kiefern und Tannen. Hier wohnte mit seinem Weibe ganz allein ein Jäger, welcher der verwittweten Gräfin Güldenau diente, zu deren Grafschaft Rabeswalde und die gesegnetsten Fluren des Landes, die güldene Aue, gehörten. Es war schon Spätherbst und

die Luft hatte ein grauer Nebel verdickt, so daß kaum die bleichen Strahlen der Morgensonne durchzubrechen vermochten. Ueberall perlte der Reif auf gelben Grashalmen, ein heftiger Nordwind aber sauste durch die hohen Tannen, daß sie, wie im Streit mit einander, sich peitschten mit ihren Zweigen und ihre Wipfel knarrend niederbeugten bis zur Erde.

Nur ein schwaches Dämmerlicht fiel durch die blinden Scheiben in ein zur Erde gelegenes Gemach der Jägerwohnung, wo im Kamin ein sorglich unterhaltenes Feuer brannte. Dabei saß ein Weib, schon bei Jahren, bleich und abgezehrt, ein Bild des Leidens, vor sich in einer irdenen Schüssel eine dünne Mehlsuppe, welche von ihr noch unangerührt schon fast erkaltet war, denn sie starrte darüber hinaus, recht wie in tiefe Gedanken verloren, die kahlen grauen Wände anblikkend. Nachdem sie so, wohl eine halbe Stunde lang, ohne Regung gesessen, fuhr sie empor, wie aus einem Traum erwachend, denn ein lautes Klopfen an die Fensterschei-

ben hatte ſie aufgeſchreckt. Sie ging ſchleppenden Schrittes und öffnete die Hausthür. Mit ihr zugleich aber trat bald darauf ein Mann ins Gemach in einem abgetragenen Jagdrocke, geflickten, gelbledernen Beinkleidern und hohen Waſſerſtiefeln, welche in vielen Falten bis über's Knie hinauf reichten. Sein Geſicht war aufgedunſen und hochgeröthet vom kalten Nordwind, wurde aber hier im Gemache bald bleicher und immer bleicher. Auch traten nach und nach immer deutlicher tiefe, ſcharfe Züge hervor, welche nur Gram und Elend, oder heftige Leidenſchaft dem menſchlichen Antlitze einzudrücken pflegen. Nachdem er Hut, Büchſe und den Dachsranzen, der um ſeine Schultern hing, von ſich gelegt, ſetzte er ſich an den Kamin, die Gluth ſchürend mit einem alten Waidmeſſer, welches, wie es ſchien, zu dieſem Behufe noch nicht lange diente. Auch ſein Weib — denn das war die abgezehrte Frau — nahm den vor kurzem verlaſſenen Platz wieder ein, unfern von ihm, ſaß noch einige Minuten ſtumm, die Hände im Schooß gefaltet, und

schob ihm dann die volle Schüssel hin, indem sie ihm zugleich einen hölzernen Löffel bot.

Der Waidmann aber schien das Alles nicht zu bemerken, denn sein wilder Blick war auf die knisternden Flammen gerichtet, und zuweilen zuckte ein höhnisches Lächeln um seinen Mund, sein verzerrtes Antlitz noch mehr entstellend. Da unterbrach sie endlich die ängstliche Stille, indem sie halblaut die Worte zu ihm sprach: »Bist so lange aus gewesen, Simon; hast Du keinen Hunger mit heimgebracht?«

Doch indem dieser schon zur Antwort die Lippen öffnete, streifte sein Blick an dem Waidmesser vorüber, welches fast bis zum Griff zwischen den Kohlen liegend, glühend geworden war. Mit dem Ausdrucke der heftigsten innern Bewegung riß er es heraus aus den Flammen und nachdem er mit starrem Auge nochmals den Heft betrachtet, fuhr er mit der schrecklichsten Geberde auf sein Weib los, ihr das glühende Messer entgegenhaltend.

»Um Christi Willen! was ist Dir, Simon?« rief die Bedrohete entsetzt, sprang vom Sessel auf und flüchtete in eine ferne Ecke des Gemachs.

Doch Schritt vor Schritt ihr folgend, ging ihr Simon nach, bald das glühende Eisen nach ihr zuckend, bald gewaltsam wieder zurückhaltend, indem er zornentbrannt schrie: »Unglückselige! Warum legst Du das Messer mir in meinen Weg? warum gerade heute? — 's ist Blut dran — siehst Du nicht? die ganze Klinge roth — roth bis ans Heft!«

»Ach, vergieb mir, Simon!« wimmerte die Geängstigte. »Ich wußte ja nicht, daß Du drob zürnen würdest. Ich fand's im Keller, unterm Schutt verborgen, und nahm es mit herauf, weil mir ein Schüreisen fehlte.«

»Schüreisen? — Ja, fürwahr« — erwiederte Simon, grimmig lachend — »dazu ist's trefflich geeignet! Hat's doch in mir den Brand, der schon verglimmte in der Asche, von Neuem aufgeschürt, daß er wieder auf-

flammt in heller Gluth, meine Seele zu peinigen mit wahrer Höllenqual. Es glüht in meiner Hand — zum Mord geschaffen, wird's des Mordens nimmer satt und zwingt den, der's gefaßt, zu blut'ger That. Fort! fort aus meinen Augen! ich bin alt und schwach, die Hand erzittert — kann Dich nicht mehr führen!« Und heftig das Fenster aufreißend, schleuderte er die Mordwaffe hinaus, daß sie, tief eindringend, in einem Kiefernstamme stecken blieb. Dann schlich er seufzend wieder zum Kamin, schlug seine Arme über einander und ließ sein Haupt herabsinken auf seine Brust. Das Weib aber blieb fern von ihm, ordnete noch zitternd ihr Spinnrad und weinte still.

2.

So saßen Beide noch lange, ohne durch ein Wort das tiefe Schweigen zu unterbrechen. Doch endlich schien Simons Zorn gedämpft

und durch die immer häufiger herabfließenden Thränen seines Weibes sein Herz erweicht zu seyn; denn nachdem er einige Mal im Gemache auf und ab gegangen, blieb er vor ihr stehen, blickte trüb und ernst zu ihr nieder und seine Mienen verriethen bittern Gram und Theilnahme.

»Sabine!« hub er an, ihr die Hand reichend — »Du hast recht böse Tage bei mir! — Seit Du mein Weib bist, wüßte ich auch nicht eine Freude aufzuzählen, die der Erinnerung werth wäre. Doch ja« — fuhr er halblaut fort — »als Dir Dein Sohn geboren wurde —«

»Ach, mein Sohn!« seufzte Sabine schmerzlich, ließ den Faden ihrer Hand entgleiten, verhüllte sich das Gesicht mit der Schürze und schluchzte laut.

Simon aber fuhr fast unwillig auf und entgegnete: »Was heulst Du nun wieder? — Lebt nicht Dein Sohn im Grafenschlosse herrlich und in Freuden? Kannst Du ihm mit all' Deiner Mutterliebe hier ein solches Loos bereiten?« Und Sabine unterdrückte ihren

Schmerz gewaltsam, trocknete ihre Thränen und schwieg. Da reichte ihr der Ehegatte seine Hand nochmals und sprach, weniger rauh als zuvor: »Vergieb mir, armes Weib! Wenn der böse Geist über mich kommt, sprech' ich oft harte Worte; doch mein' ich's drum nicht schlimm mit Dir, denn Du bist duldsam — treu — und was beim Weibe selten — bist verschwiegen wie das Grab.«

»Mußte ich nicht den schrecklichen Eid Dir schwören« — klagte Sabine — »jene Freveltat zu verheimlichen, die wie ein Felsstein noch in der Todesstunde auf meinem Herzen lasten wird? Weiß ich doch jetzt noch nicht, was Dich bewogen, mich zu solcher Missethat zu verleiten!«

»Rache, Rache war's, was mich dazu bewogen,« erwiederte Simon dumpf und grollend mit sich selbst. »Mit Leidenschaften wird der Mensch geboren; mir wurde eine nur zu Theil, doch die entsetzlichste — die heiße Rachelust. — Ich bin nur ein Mensch — konnte sie nie dämpfen, nie die Gluth in

ihren Schranken halten, die wie ein Feuermeer sich mit meinem Blute vermischte. — Jetzt bin ich alt und schwach — jetzt ist's mir kälter ums Herz geworden — doch vormals — oh!«

Er drückte die flache Hand fest auf seine Augen und wendete sich ab; doch Sabine ging zu ihm und sprach theilnehmend: »Unglücklicher! Dich drückt wohl noch schwerere Schuld als mich; denn außer jenem Frevel, den wir vereint vollbrachten, hast Du allein wohl Schlimmeres gethan und mir verschwiegen. Ein Grausen überfällt mich oft bei Deinem Anblicke, wenn Du heimkommst aus dem Walde, so verstört, so wild; oder wenn es Dich des Nachts nicht auf dem Lager leidet, wenn Du dann herumschleichst im öden, dunkeln Hause, und mit Dir selbst sprichst. Obgleich ich Dein Vertrauen fordern könnte, hab' ich's doch nie gethan, habe still geduldet und gehofft, Du würdest mir freiwillig Dein Herzen erschließen. Ach, Simon! wälze doch die schreckliche Last von Dir, vielleicht erleichtert's Deine Brust,

wenn Du mir vertrau'st! Ich habe ja mit Dir gelitten Noth und Kummer; ich will Dich trösten, wenn ich's nur vermag, ich will auch mit Dir beten, die schwerste Buße will ich theilen. Laß mich Alles — Alles wissen, sonst muß ich fort von Dir — Dein unheimliches Wesen treibt mich aus Deiner Nähe!«

Simon schien sich einige Augenblicke zu bedenken, doch bald wurde der Ausdruck seines Gesichtes milder, ja, sein Auge wurde feucht, indem er sprach: »Ja, gutes Weib, mir thut die Beichte Noth, und wem sollte ich lieber beichten, als Dir? denn Du bist ja das einzige Wesen, das mir treu geblieben auf meiner schreckensvollen Lebensbahn, und Dein Herz ist reich an Mitleiden. Ein Traum, Sabine — ein fürchterlicher Traum hat in dieser Nacht meine ganze Seele erschüttert — doch höre mich — verdamme mich aber nicht zu vorschnell, denn oft werden des Menschen Schicksale von seinen Leidenschaften bestimmt, wenn er sie nicht zu bändigen weiß. — Höre: mein Vater war

Jäger in Beichlingen gewesen und hatte mich und meinen ältern Bruder — wir waren seine einzigen Kinder — für sein Gewerbe bestimmt. Ich war kaum zwanzig Jahre, doch schon ein wilder, toller Bursche, als er starb; die Mutter hatten wir schon in unsrer Kindheit verloren. Mein Bruder Robert hoffte, des Vaters Dienst solle ihm nach dessen Tode zufallen, doch ein Fremder wurde ihm vorgezogen. Wir blieben beide ohne Dienst, denn wir verstanden nichts, als die Jägerei, und wollten uns nicht dazu bequemen, Taglöhnerarbeit zu thun. So trugen wir eine Zeit lang Noth und Elend zusammen, bis mein Bruder endlich auf den Gedanken verfiel, Wilddieberei zu treiben. Ein so gefährliches Handwerk stimmte mit meinem wilden Sinne so recht zusammen, und ich schwur es meinem Robert hoch und theuer: ihn nimmer zu verlassen auf seinen Fahrten. Es glückte uns auch trefflich; wir hatten unser reichliches Brod auf diese Art wohl schon zwei Jahre lang und waren das Schrecken aller Forste in der ganzen Umgegend geworden.

Aber dafür waren wir auch kaum unſers Lebens ſicher, denn alle Waidmänner, fünf Meilen in der Runde, verfolgten uns bei Tag und Nacht. Einsmals — es war im Rabeswalder Forſt — ſtieß auch der Güldenauer Jäger auf uns, mit mehreren Jagdgeſellen, als wir eben einen friſch geſchoſſenen Rehbock auswaideten. An Flucht war da nicht mehr zu denken, denn ſie hatten uns umſtellt. Wir hielten Stand und ſchlugen uns durch, ſo gut es ging; doch kamen wir diesmal ohne blutiges Denkmal nicht davon. Mich hatte ein Hirſchfänger in die Schulter getroffen und meines Bruders linker Arm war durch einen Schuß gelähmt worden, ſo daß wir Beide lange Zeit im ſichern Verſteck feiern mußten, ehe wir, völlig wieder hergeſtellt, unſere Handthierung zu treiben im Stande waren. Doch kaum geneſen, ſchwuren wir Rache dem Güldenauer Jäger, und unſer erſter Ausflug war nach Rabeswalde. Wir trafen auch unſern Mann — ſein und unſer böſer Stern wollte es ſo — gerade auf dem Anſtande; er war gar nicht zu fehlen. Von

zwei Kugeln getroffen — denn wir schossen zugleich — stürzte er tödtlich verwundet zusammen, doch in demselben Augenblicke waren wir auch schon umringt vom Grafen selbst und seiner Jagdgesellschaft. — War es die plötzliche Ueberraschung — war es der eben erst begangene Mord — wir standen Beide wie verdutzt, wir zitterten, und dachten erst an unsre Vertheidigung und Rettung, als man uns schon gebunden fortschleppte nach dem Schlosse. Der Graf Güldenau war ein harter Mann. Er hegte selbst das Halsgericht in seinem Gebiete und durfte Urtheil sprechen über Leben und Tod; doch glaubten wir noch im Gefängniß, er werde Gnade walten lassen, und beschlossen, ehrlich und treu die Wahrheit zu gestehen. Der verwundete Jäger war auch nach dem Schlosse gebracht worden, und wir erfuhren, daß der Arzt ihm noch nicht alle Hoffnung abgesprochen, sein Leben zu erhalten. Auch wurde er später wirklich völlig wieder hergestellt. — — Mein Bruder war verheirathet; er jammerte um Weib und Kind und klagte

sich selbst an, daß er mich mit sich ins Verderben gezogen auf der gefährlichen Lebensbahn. — Im ersten Verhör schon gestanden wir Alles ein. Ich erwartete gefaßt den Urtheilsspruch, mein Bruder aber bat um Gnade; sein Weib, den Säugling an der Brust, warf sich zu des Grafen Füßen nieder und flehte um ihres Mannes Leben. Umsonst — der Unerbittliche blieb felsenfest. »»Ein Leben wenigstens«« — so sprach er — »»ist durch den Mordanschlag auf meinen Jäger verwirkt; Einer von Euch Beiden muß sterben! Morgen soll das Loos entscheiden, wer dem Henker anheim fällt.«« Da blickte ich auf meines Bruders Weib, welches noch immer zu den Füßen des harten Mannes kroch und kläglich wimmerte; ich merkte wohl, daß er ohne bittres Weh nicht würde vom Leben scheiden können und trat hin vor den Grafen — denn mein Leben galt mir wenig — bat demüthig, uns das Loosen zu erlassen, und bot meinen Kopf freiwillig dar. Doch Alles umsonst. Er blieb bei seinem ersten Ausspruch, wendete uns kalt den Rücken

und sprach: »»Es bleibt dabei: das Loos entscheidet! Morgen Er oder Du!«« — — »»Also morgen Er oder Du!«« — schrie das unglückliche Weib am Halse ihres Mannes und wollte ihn nicht lassen. — Ach, Sabine, diese Worte drangen mir durch Mark und Bein; — ich hatte seit langer Zeit nicht gebetet, doch als ich diese Worte hörte, da betete ich recht innig zu Gott, er möchte morgen mich das Todesloos greifen lassen und meinen armen Bruder retten. Wir wurden darauf wieder in unsern Kerker gebracht, Roberts Weib wurde von ihm weggerissen und lief heulend zur Gräfin, welche erst kürzlich mit dem Grafen Güldenau verbunden war. Sie warf sich auch ihr zu Füßen, doch die stolze Frau wollte oder konnte nicht helfen, sie wies sie kalt von sich, und als die Verzweifelnde nicht abließ mit Bitten und Flehen, ließ sie die edle Dame durch ihre Dienerschaft aus dem Schlosse bringen. — Der nächste Morgen brach an. Der Gerichtssaal war voll von Neugierigen, welche aus der Umgegend herbeigeeilt waren, dem sonderbaren

Glücksspiele zuzuschauen, wobei es sich um Leben und Tod handelte. Eine Gerichtsperson reichte in einem verdeckten Hute meinem Bruder die Loose zuerst und zitternd zog er — das Todesloos. Ich war frei. Nochmals bot ich meinen Kopf für den seinigen — umsonst — noch an demselben Abend wurde mein armer Robert aufgehenkt und ich selbst mußte Zeuge seyn bei seiner Hinrichtung. Da stürmte es in meiner Brust, mein Blut siedete glühendheiß in allen Adern und Rache war mein erster und letzter Gedanke. Am andern Tage wurde ich durch Henkersknechte aus dem gräflichen Gebiete gebracht, und beschloß, mein Vaterland gänzlich zu meiden. Doch ehe ich aus Thüringen floh, ging ich noch ein Mal nach unsrer Hütte, die uns so lange zum Versteck gedient hatte gegen die Verfolgungen unsrer Feinde; aber Entsetzen sträubte mein Haar empor beim Eintritte in die dürftige Wohnung. Auf dem Stroh, welches uns zum Lager gedient hatte, schwammen zwei Leichen in ihrem Blute. Meines Bruders unglückliches Weib hat-

te in der Verzweiflung ihr Kind und ſich entleibt mit einem Jagdmeſſer, welches Robert noch vom Vater geerbt, mit demſelben Meſſer, welches ich ſo eben von mir ſchleuderte. Nahe bei der Hütte beerdigte ich ganz allein die Ueberreſte der Unglücklichen und ſchwur nochmals auf dem friſchen Grabhügel den fürchterlichſten Eidſchwur der Rache gegen den Grafen und ſein Haus. Darauf floh ich aus Thüringen, das blutige Waidmeſſer aber nahm ich mit mir, damit es mich tagtäglich mahne, meines Schwurs zu gedenken. Ich kam nach Böhmen, trat bei Deinem Vater als Jägerburſche in Dienſte, und nachdem ich wohl gegen fünf Jahre dort geweſen, hielt ich um Deine Hand an. Du weißt, wie mir Dein Vater hartnäckig ſein Jawort verſagte, und da es mich ohnedies ſtürmiſch zurücktrieb nach Thüringen, damit ich meines Eides quitt werde, beredete ich Dich zur Flucht, wozu Du Dich gern verſtandeſt, denn es war hohe Zeit, daß der Prieſter ſeinen Segen über uns ſprach. Du weißt, wie wir flüchteten, wie wir uns heimlich trauen

ließen, wie wir hier ankamen, Du — ein Kind an der Brust, kaum acht Tage alt; wie ich mich anfangs sorgfältig verbarg, obgleich ich keine Entdeckung zu befürchten hatte, denn mein Gesicht war männlicher geworden, war gebräunt, mein starker Bart um Kinn und Lippen machte mich ganz unkenntlich; auch hatte ich mir den böhmischen Dialect angewöhnt, der hier ganz fremd klang. So ging ich nach einigen Tagen geradeswegs zum Grafen, weil ich gehört, er suche einen Jäger für Rabenwalde. Ich wurde zu ihm ins Zimmer geführt, wo er sich allein befand, seinen erst vor wenigen Tagen geborenen Sohn herzend und küssend. Bei diesem Anblicke stiegen alle die finstern Rachegeister wieder in mir empor, kaum konnte ich in diesem Augenblicke meine aufflammende Wuth dämpfen, und es war mir, als ob Roberts unglückliches Weib mir die schrecklichen Worte ins Ohr flüsterte: »»Morgen Er oder Du!«« Von dieser Minute an stand mein Plan fest. »»Morgen Er oder Du!«« rief's unaufhörlich in meinem Innern — Vater oder Sohn hat-

te ich mir zum Racheopfer erſehn. Durch meinen falſchen Namen ließ der Graf ſich täuſchen, er erkannte mich nicht wieder und fertigte mir ſogleich meine Beſtallung als Jäger in Rabenswalde aus. Du weißt, wie wir an demſelben Tage noch dieſe Hütte bezogen, wie am andern Abende — es war Allerheiligentag, wie heute — der Graf drüben im Grunde, dicht bei der alten, verfallenen Mauer, welche noch als letzter Ueberreſt des Raubſchloſſes der Grafen von Rabenswalde ſtehen geblieben, todt gefunden wurde.«

»Um aller Heiligen willen!« ſchrie Sabine laut auf und verhüllte ihr Geſicht. »Der Graf war ermordet worden, drei Meſſerſtiche waren ihm durchs Herz gedrungen, und der Mörder blieb unentdeckt!«

»Der Mörder blieb unentdeckt!« wiederholte Simon vor ſich hin ſtarrend, mit tonloſer Stimme. »Von jenem Tage an habe ich das Waidmeſſer im Keller unter dem Schutte verborgen und heute — gerade heute kommt mir's wieder zu Geſicht. Es ſind ge-

rade heute fünf und zwanzig Jahre, und mein Schreckenstraum in dieser Nacht — hm! wer wird an Träume glauben!«

Sabine hatte sich von ihm gewendet und war schluchzend in einen Sessel gesunken, Simon aber ging schweigend und unruhig auf und ab, nur zuweilen löste sich ein tiefer Seufzer von seiner Brust. Doch es schien ihm bald sein Schweigen noch lästiger, als vorhin sein lautes Bekenntniß. Um die ängstliche Stille zu unterbrechen, begann er aufs Neue: »Sabine, höre mich doch! was hältst Du wohl von Träumen? 's ist Thorheit, dran zu glauben, nicht wahr? Und dennoch hat man Beispiele, daß sie eingetroffen. Es wäre entsetzlich, wenn mein Traum ausginge — höre mich doch, gute Sabine, höre mich — es klingt wahrhaftig wunderbar!«

Ohne es weiter zu beachten, daß Sabine unverändert in ihrer vorigen Stellung blieb, von ihm abgewendet, fuhr er fort, mehr vor sich hin, als zu seinem Weibe sprechend: »Zwei Tage und zwei Nächte schon war ich

im Forſte herumgeirrt; es war mir draußen wohl, im engen Gemache konnt' ich nicht ausdauern. Auch geſtern Abend blieb ich im Walde, obgleich ein böſes Wetter war. Doch bald wurde es ſo dunkel zwiſchen den Bäumen, daß ich weder Weg noch Steg finden konnte, und unbekümmert, wo ich mich befand, legte ich mich an einem Baume nieder ins friſch gefallene Laub. Trotz Sturm und Regen ſchlief ich ein und mochte lange ſchon geſchlafen haben; da war mir's — beinahe deutlicher, als ſonſt ſich's in Träumen zeigt — als ob der Graf vor mir ſtehe mit den drei blutenden Wunden im Herzen. Er hielt einen großen hellen Spiegel in ſeiner Rechten und wie ich hineinſchaue — erblicke ich mich ſelbſt leibhaftig, mit unſerm Sohne im heftigſten Streit —«

»Mit Otto? Sag' an, Simon, mit Otto?« fuhr Sabine, plötzlich ihn unterbrechend, auf.

Er aber fuhr ungeduldig in ſeiner Erzählung fort, indem er nochmals beſtimmt wiederholte: »Hörſt Du nicht? mit unſerm

Sohne im heftigen Streite. Darauf erhob der Graf den Zeigefinger seiner Linken drohend und sprach mit einer Stimme, daß mir's war, als ob der Wald rings um mich her erzitterte: »»Morgen Er oder Du!«« Und so war augenblicklich das Gesicht verschwunden. Ich konnte nicht erwachen und quälte mich im Ringen mit den fürchterlichsten Erscheinungen bis zur Morgendämmerung; da wachte ich endlich auf und erkannte mit Schaudern den Ort, wo ich meine Ruhestatt gesucht. Es war drüben im Grunde, dicht bei der alten, verfallenen Mauer; ich hatte auf derselben Stelle gelegen, wo vor fünf und zwanzig Jahren der Graf ermordet wurde.«

Er schwieg; doch nach einer kurzen Pause fuhr er wieder unruhig auf und sprach, zu Sabinen gewendet: »Gieb den Hunden doch ihr Futter! Die Bestien heulen ja draußen im Stalle, als ob sie schon eine Leiche witterten.«

Still für sich betend, wankte Sabine aus dem Gemache, Simon aber setzte sich wieder

zum Kamin und ſtarrte noch lange, faſt re-gungslos, in die Flammen.

3.

Die Gräfin Güldenau war nach der Ermordung ihres Gemahls Wittwe geblieben und verlebte ihre Tage, abgeſchieden von der übrigen Welt, mit ihrem Sohne auf dem alten Stammſchloſſe, welches den Beſitzern der Grafſchaft ſeit undenklichen Zeiten zur Reſidenz gedient. Ihre einzige Geſellſchafterin in ihrer Einſamkeit war Emma von Burgwenden, eine verwaiſte, ferne Anverwandte ohne Vermögen, welche es mit dankbarem Herzen erkannte, in der Gräfin eine mütterliche Freundin und liebreiche Erzieherin gefunden zu haben.

Emma war nicht mit blendenden Reizen, doch mit einem angenehmen Aeußern von der Natur beſchenkt worden, welches ſchon beim erſten Anblicke in jedem fühlenden Herzen Zu-

neigung erwecken mußte. Die dunkelblauen Augen voll Leben und Feuer, die freie Stirn, auf welcher faſt ſtets der Frohſinn thronte, die dunkle Lockenfülle, welche in natürlichen Formen ſich um Haupt und Schulter ringelte, der kleine, faſt immer lächelnde Mund, und Wangen mit der Jugend Roſenfarbe, gaben ihrem Antlitz einen unausſprechlichen Reiz. Unſchuld ſprach ſich aus in ihren Reden und Handlungen, Heiterkeit in den raſchen, ungezwungenen Bewegungen ihres zartgebildeten Körpers. Heute, am Allerheiligentage, feierte ſie gerade ihren ſiebenzehnten Geburtstag und Alles wetteiferte, an dieſem Tage ihr Freude zu gewähren, ihr zu beweiſen, wie ſehr ſie ſich die Liebe Aller, die ſie umgaben, gewonnen. Von der Gräfin und deren Sohn Rudolph war ſie ſchon am frühen Morgen reichlich beſchenkt worden; auch die Dienerſchaft hatte ſchon ihre Glückwünſche, und was ſie ſonſt bieten durfte und konnte, dargebracht, und dennoch ſchien Emma mit unruhiger, faſt ängſtlicher Erwartung noch Jemandes zu harren.

Sie saß mit ihrer mütterlichen Freundin beim Frühstück, Graf Rudolph an ihrer Seite, mit widerlicher Freundlichkeit bemüht, durch Schmeicheleien und alltägliche Galanterieen sie zu unterhalten. Doch schien ihm dies nicht recht gelingen zu wollen, denn Emma, sonst von der heitersten Laune erfüllt, blieb heute einsylbig und hörte seine Worte nur halb. Der zudringlichen Bemühungen Rudolphs, die fade Unterhaltung fortzusetzen, endlich überdrüssig, unterbrach sie ihn plötzlich und so gleichgültig als möglich scheinend, mit der Frage: »Wo bleibt doch Otto? Ich habe ihn heute ja noch gar nicht gesehen!«

Der Graf lachte beinahe laut auf und schwieg dann geheimnißvoll, doch die Gräfin wurde aufmerksam und befahl einem Diener, Otto aufzusuchen.

»Wirst ihn schwerlich finden, denn er sitzt zwischen Himmel und Erde!« rief ihm Rudolph lachend nach, und fuhr, zu seiner Mutter gewendet, fort: »Wieder einer von meinen lustigen Streichen. Wenn Sie mir

in den Schloßhof zu folgen belieben, werden Sie Gelegenheit finden, recht herzlich zu lachen; auch Emma, denk' ich, wird ihre düstre Laune bald vergessen beim Anblicke des in der Luft baumelnden, heimlichen Anbeters.«

»Um Gotteswillen! was soll das heißen?« rief Emma erschrocken, sich vom Stuhle erhebend; doch die Gräfin warf einen finstern Blick auf ihren Sohn, ergriff ihre Hand und ging schweigend mit ihr nach dem Schloßhofe. Mit heimlicher Schadenfreude folgte Rudolph in einiger Entfernung.

Im Schloßhofe aber waren unter einem Fenster im zweiten Stockwerke, welches von Emma's Schlafgemache ausging, Arbeiter und Dienstleute versammelt, welche mit neugierigen Blicken, unter ängstlichem Geflüster, hinaufschaueten nach dem Gesims, welches ungefähr vier Schuh unter dem Fenster, hervorspringend und mit alterthümlichen Zierrathen versehen, angebracht war. Das Fenster selbst war von innen verschlossen und mit dichten Gardinen verhängt, von außen mit

Blumenguirlanden und den schönsten Treibhausblumen geschmückt, zwei geschmackvoll gearbeitete Käfiche, in jedem eine Nachtigall, waren zu beiden Seiten aufgehangen, doch schien das Ganze noch unvollendet und in größter Eile geordnet. Mit Schrecken aber gewahrten die Untenstehenden einen Menschen an dem Gesimse hängend, der sich, bleich und zähnknirschend, mit beiden Händen am Zierrath festklammerte und in augenscheinlicher Todesgefahr schwebte, die mit jedem Augenblicke zu steigen schien, weil das immer heftiger werdende Zittern des Hülflosen das Sinken seiner Kräfte verrieth, deren er so nothwendig bedurfte, um dem lebensgefährlichen Sturze in die Tiefe zu entgehen. Schon drang das Blut unter den Nägeln seiner Finger hervor, immer bleicher wurden Wange und Stirn, Todesangst sprach sich aus in allen seinen Zügen und doch drang kein Laut über seine Lippen.

Die Untenstehenden, obgleich von Angst und Mitleiden durchdrungen, blieben doch stumm und unthätig, denn der harte Befehl

des jungen Grafen verhinderte sie, dem in Gefahr Schwebenden zur Rettung hülfreiche Hand zu bieten. Doch augenblicklich waren Alle bemüht, ihm Hülfe zu leisten, als die Gräfin jetzt selbst unter sie trat und nachdem sie einen Blick nach dem Fenster geworfen, voll Entsetzen die Worte gerufen: »Leitern her! rettet! rettet!«

Emma, welche angstvoll den Blicken der Gräfin mit den ihrigen gefolgt, sank mit dem lauten Ausrufe: »Otto! Otto!« in die Arme ihrer Tante, ihr Gesicht an deren Busen verbergend, damit sie das schreckliche Schauspiel nicht mehr sehe.

Zitternd vor Erschöpfung stieg Otto jetzt die schwankende Feuerleiter herab, die schnell herbeigebracht worden war, unterstützt von hülfreichen Armen, und stürzte fast ohnmächtig zu Emma's Füßen nieder und stammelte kaum hörbar: »Verzeihung!«

Emma aber, Alles um sich her vergessend, konnte ihre Freude nicht mäßigen, ihn gerettet auf festem Boden zu erblicken, richtete ihn liebreich auf, drückte seine erstarrten,

blutgefärbten Hände sanft in den ihrigen, strich ihm die Locken von der bleichen Stirn und war eben im Begriff, ihn zu umschlingen mit ihren Armen, als sie sich plötzlich von der Gräfin — welche diese ganze Scene mit strengen, mißbilligenden Blicken überschaut — fast unsanft nach ihrem Zimmer fortgerissen fühlte.

Otto stand lange noch auf derselben Stelle, die neugierige Dienerschaft, die ihn umgab, nicht beachtend, und schaute der widerstrebend Dahineilenden mit sehnsuchtsvollen Blicken nach. Eine sanfte Röthe war auf seine Wangen zurückgekehrt, und der Ausdruck stillverhaltner Freude hatte der Todesangst tiefe Furchen längst aus seinem Antlitz verdrängt. Er hörte nicht die bedauernden und tröstenden Worte der Dienstleute, welche ihn umringten, ein süßer, seliger Traum schien ihn zu umfangen, aus dem er sich auf widerliche Weise aufgeschreckt sah durch den Anblick des jungen Grafen, der jetzt plötzlich hohnlächelnd vor ihm stand und verächtlich die Worte zu ihm sprach: »Es

thut mir wahrlich leid, daß Du Deines unbequemen Sitzes so bald überhoben wurdest; wär's nach mir gegangen, hättest Du wenigstens vier und zwanzig Stunden lang dort oben hungern sollen. Für Dein unverschämtes Lauschen war's der Strafe noch zu wenig.«

Empört, doch gewaltsam seine Aufwallung niederkämpfend, erwiederte Otto: »Sie irren sehr, Herr Graf, wenn Sie glauben, daß ich dies Wagestück unternommen, um am Fenster des Fräuleins zu lauschen. Der Gedanke schon empört mich, an ihr einen solchen Frevel zu begehen, an ihr, die durch Geburt und Tugend weit über mich erhaben ist. Sie liebt die Blumen über Alles — zwei Nachtigallen hatt' ich längst für sie gepflegt und — diese kleinen Geschenke, die nicht des Dankes werth, ihr ins Geheim zukommen zu lassen, damit der arme Geber sich öffentlich seiner geringen Gabe nicht zu schämen brauche, das war meine Absicht, die mich zu solchem Wagniß verleiten konnte, sonst nichts, Herr Graf!«

»Sie bedarf Deiner Gaben überhaupt nicht!« erwiederte Rudolph hart, »und ich verbitte mir in ihrem Namen überhaupt dergleichen Annäherungen, in welcher Absicht sie auch geschehen mögen, denn wisse: ich habe ein Recht dazu — Fräulein Emma ist meine Braut! — Uebrigens danke es meiner Langmuth, daß ich Dich zudringlichen Narren, als ich Dir die Leiter wegzog, nicht gleich selbst mit herabstürzte!«

Otto's Antlitz färbte der auflodernde Zorn hochroth und feuriger flammte sein Auge; doch noch ein Mal unterdrückte er die heftige Bewegung und sprach: »Also Sie selbst zogen mir die Leiter weg und bereiteten mir die Todesgefahr? Danken Sie es der unerschöpflichen Gnade, welche Ihre Frau Mutter mir seit meiner Kindheit angedeihen ließ, wenn ich Ihnen dies nie entgelten lasse!«

»Elender Bube!« schrie der Graf, gereizt auf Otto losgehend; doch einige Dienstleute rissen diesen gewaltsam mit sich fort und Rudolph ging fluchend und tobend nach seinem Zimmer.

4.

Stumm und ernſt ſtand die Gräfin in ihrem Kabinet lange Emma gegenüber, bis ſie endlich die Frage hervorbrachte: »Welches Verhältniß waltet zwiſchen Dir und Otto?«

Statt einer Antwort warf ſich Emma an ihre Bruſt und weinte; doch ernſter als zuvor wiederholte die Gräfin ihre Frage und jetzt wurden ihr die leiſen Worte zur Erwiederung: »Zu nennen weiß ich das Verhältniß nicht, was zwiſchen mir und Otto waltet. — Sie wiſſen es ja, meine gütige Tante, daß wir zuſammen aufgewachſen ſind wie Schweſter und Bruder, denn Ihre Gnade überhob ihn jedes Dieneramtes und brachte ihn mir näher, als ſonſt wohl ſchicklich. Ach, ich bin ihm ſo herzlich gut und wünſchte nichts ſehnlicher, als daß er von adelicher Geburt ſeyn möchte — denn — warum ſoll ich's leugnen? Rudolph, den Sie mir ſchon

längſt zum Bräutigam beſtimmt, den kann ich nimmer lieben!«

»So alſo ſteht's mit Dir?« entgegnete die Gräfin und fühlte ſich im Innerſten verletzt. »Was haſt Du gegen meinen Sohn?«

»O, erlaſſen Sie mir dieſe Antwort, eben weil er Ihr Sohn iſt!« bat Emma mit ſanftem Ton, und die Gräfin, in heftiger Bewegung, wendete ſich ab von ihr; doch bald gefaßt, ſprach ſie ſchmerzlich: »Liebe läßt ſich nicht erzwingen, und ſo ſey der Plan denn aufgegeben, mit deſſen Ausführung ich in mütterlicher Fürſorge Rudolphs Wohl zu gründen hoffte. Du biſt vielleicht die Einzige unter Tauſenden, die ſeinen ſtarren Sinn zu beugen, die ihn nach und nach von ſeinen Fehlern zu befreien vermöchte. Doch — es ſoll nicht ſeyn! Ich will ihn Gottes gnädiglicher Leitung anempfehlen, daß er nicht ganz verloren gehe, denn ich vermag nichts über ihn, und leider muß ich es eingeſtehen: ich kann mich dieſes Sohnes nicht erfreuen. — Doch hüte Dich — fuhr ſie

ſtrenger fort — »für Otto mehr als Freundſchaft zu empfinden; ein zärtlicheres Gefühl könnte Euch nur elend machen. Er iſt der Sohn des alten Jägers Simon in Rabeswalde — Du biſt ein Edelfräulein von Burgwenden. Nie kann die Scheidewand fallen, die Standesvorrecht zwiſchen Euch erbaut. — Mein Rudolph war nur wenige Tage alt, als man mir den Gemahl ermordet aus dem Walde heimbrachte, und Schmerz und Schrekken über den unerſetzlichen Verluſt meines theuren Güldenau warfen mich aufs Krankenlager. Das Weib des Jägers Simon war mit mir faſt zu gleicher Zeit von einem Knaben entbunden worden, ſie war damals eine muntre, rüſtige Frau, und ihr gab man meinen Rudolph an die Bruſt, weil durch die Krankheit meine eignen Nahrungsquellen verſiegt waren. Erſt nach mehreren Monaten, als ich mein Siechenlager verließ, brachte man mir meinen Knaben wieder, und einige Jahre ſpäter nahm ich auch des Jägers Otto zu mir, weil mir der muntre Bube gefiel, der unter ſeines Vaters tyranniſcher Behand-

lung vielleicht den frühen Tod gefunden. Noch später, als man Dich, die Waise, zu mir brachte, wurdest Du freilich mit den beiden Knaben auferzogen und Dein kindischer Sinn fragte wenig nach Stammbaum und Wappen, wenn Du im muntern Spiele Dich mit Otto herumtummeltest, als ob er Deines Gleichen sey. Doch diese Zeiten sind vorüber. Habe ich auch Otto nie zum Diener erziehen lassen, so steht er doch so tief unter Dir, daß selbst die Liebe ihn nicht zu erheben vermag. Er soll das Schloß verlassen, heute noch; Du darfst ihn nimmer wiedersehen! Seine Zukunft sey meine Sorge!«

Tieferschüttert schluchzte Emma am Busen ihrer Wohlthäterin. Sie sah die Nothwendigkeit einer Trennung von Otto wohl ein, und doch fühlte sie ihr Herz gebrochen, denn sie erkannte jetzt erst, daß sie den Jüngling mehr geliebt, als sie selbst geglaubt. Ohne ein gegenseitiges Geständniß, hatten sie einander doch längst schon verstanden, denn in ihren Handlungen sprachen sich ihre Empfindun-

gen aus, ohne ſich den ſcharfen Blicken der Gräfin zu verrathen. Nur Rudolph hatte lange ſchon bemerkt, wie ihre Herzen zuſammenſtimmten, und da er ſelbſt Emma mit wilder Leidenſchaft liebte, hatte er einen tödtlichen Haß auf Otto geworfen und längſt eine Gelegenheit geſucht, ihn öffentlich recht bitter zu kränken und ſeine Entfernung aus dem Schloſſe zu bewirken. So hatte er auch heute, ſchon am frühen Morgen, Otto's Vorhaben, dem Feſtkinde insgeheim eine Freude zu bereiten, erlauſcht, und vollbrachte, durch Eiferſucht und Rache angetrieben, das Bubenſtück, indem er durch Wegnahme der Leiter den Armen in augenſcheinliche Todesgefahr ſtürzte.

Die Gräfin durchſchaute jetzt den ganzen Vorfall und fühlte ſich im Mutterherzen tief verwundet, wenn ſie der Bosheit ihres Sohnes gedachte; deshalb ließ ſie ihm auch den Befehl zukommen, nicht eher wieder vor ihren Augen zu erſcheinen, bis ſie es ſelbſt begehren würde. Dann ſchickte ſie Emma auf ihr Zimmer und ließ Otto rufen, der, nach

einer langen Unterredung, mit augenscheinlicher Bestürzung von ihr ging, seine Sachen zusammenpackte und, ohne Emma noch ein Mal gesehen zu haben, bald darauf das Schloß verließ.

5.

Am Abende desselben Tages war der Himmel heitrer geworden und die Sonne blickte freundlicher als am Morgen durch die hohen Kiefern des Forstes Rabeswalde. In der Jägerhütte saß Sabine am Spinnrad, doch unthätig ruhete die Hand im Schooße, welche den Faden hielt. — Otto war eben fortgegangen, nachdem er Abschied von seinen Eltern genommen, denen er durch seinen Aufenthalt im Schlosse ziemlich entfremdet war. Kam er auch zuweilen, sie zu besuchen in ihrer dürftigen Wohnung, that er auch Alles, was in seinen Kräften stand, ihre Armuth zu erleichtern, so wurde ihm eisige Kälte für Ba-

terliebe, ängſtliche Zurückhaltung für Mutterzärtlichkeit zu Theil. Deshalb war er ſich auch der Regung einer wahren, heißen Kindesliebe gegen ſeine Eltern nie recht klar bewußt geworden, und der Abſchied von ihnen wurde ihm nicht ſo ſchwer, als der vom Grafenſchloſſe, wo ſein ganzes Herz zurückblieb. Die Gräfin hatte ihm, nebſt einer wohlgefüllten Börſe, Empfehlungen mitgegeben an den Oberjägermeiſter des Herzogs von Weimar, und ſo wanderte er trüben Sinnes durch den Forſt, dem ungewiſſen Ziele entgegen.

Simon ſtand vor ſeiner Hütte und blickte ihm noch lange nach. Eine ſeltſame Bewegung ſchien in ſeinem Innern zu arbeiten, denn bald ſtreckte er die Hand aus nach dem Dahineilenden, als wolle er ihn zurückrufen, bald zuckte ein höhniſcher Zug um ſeine Lippen und ein heiſeres Lachen drang aus ſeiner ſchwerathmenden Bruſt herauf.

Endlich war Otto im Gebüſch verſchwunden. Simon ſetzte ſich auf eine Bank unweit der Hütte und ſchien in tiefe Gedanken verloren, denn er bemerkte es nicht, wie

seine Hunde zu ihm heransprangen und ihn mit ihren tölpischen Liebkosungen überhäuften. Bald aber stand er wieder auf von seinem Sitze, als er auf dem Wege, der nach dem Schlosse führte, den jungen Grafen erblickte, welcher gerade auf ihn zuritt. Rudolph war, nachdem er den Befehl seiner Mutter, nicht vor ihr zu erscheinen, vernommen, trotzig von dannen geritten, um auf einige Tage seine in der Nähe wohnenden Freunde zu besuchen.

Simon schien betroffen ihm ausweichen zu wollen, denn er ging hastig nach seiner Wohnung zu; doch der Graf hatte ihn schon erblickt und rief ihm befehlend entgegen: »Da geblieben, alter Graukopf! ich bin heut' in der besten Laune und habe Lust mit Dir zu scherzen!«

Unwillig, ohne Gruß, ohne das geringste Zeichen der Ehrfurcht, welche der Diener seinem Gebieter schuldig, erwartete Simon den Grafen, welcher im vollen Galopp auf ihn ansprengte, so daß der Jäger, um nicht überritten zu werden, dem tollen Reiter ausweis-

chen mußte. Doch dieser schien sein Vergnügen darin zu finden, sein Roß bald rechts bald links zu wenden und so den Flüchtenden zu verfolgen. Lautlachend rief er ihm zu: »Lauf, Alter, lauf! Muß sehen, ob Deine morschen Beine zum Dienste noch tauglich, oder ob ich den alten Invaliden zum Teufel jagen muß, wenn ich erst Herr werde von Güldenau. Hussah! Laß Dich hetzen, Alter!«

Schäumend vor Wuth suchte Simon noch immer, bald hier bald dorthin ausweichend, sich vor den weithinausgestreckten Hufen des bäumenden Pferdes zu retten und seine Wohnung zu erreichen; doch umsonst. Der geschickte Reiter verfolgte jede seiner Bewegungen und sein Roß blutig spornend, trieb er den Flüchtigen von der Hütte weg, bis zu den gegenüberstehenden Kiefern, hinter welchen endlich der Geängstigte Schutz fand. Hier umfaßte er keuchend, außer Athem, einen Baumstamm und zornglühend, voller Ingrimm, stieß er die halblauten Worte hervor: »Warte, Lumpengraf! das gedenk' ich Dir!«

»Was war das?« schrie Rudolph zähnknirschend, dem diese Worte nicht entgangen. »Mir das? elender Bettler! Züchtigen will ich Dich —« und in demselben Augenblicke schlug er den Alten mit hochgeschwungener Reitpeitsche übers Gesicht, daß eine blutige Schmarre zurückblieb.

Da war Simon seiner nicht mehr mächtig, seine Hand suchte nach dem Hirschfänger an seiner Seite, und als er diesen vermißte, wollte er mit geballten Fäusten auf den Grafen los, indem er, weinend fast vor Zorn, ihm zurief: »Mich geschlagen! mich geschlagen, verdammter Bube! mich — Deinen —« da fiel sein wilder Blick auf jenes Waidmesser, welches er diesen Morgen von sich geschleudert und das in demselben Kiefernstamme stecken geblieben war, den er umfaßt gehalten. Kräftig riß er die Jagdwaffe heraus, hob sie mit schrecklicher Geberde zum Himmel empor — sein langes, weißes Haar flatterte wild um seinen Scheitel, alle seine Züge waren verzerrt, seine rollenden Augen traten weit hervor aus ihren Höhlen und mit dem

lauten Ausrufe: »Gott sey mir gnädig!« warf er das Messer nach dem Grafen, der bestürzt zurückgewichen. Doch umsonst — das kalte Eisen hatte sein Herz durchbohrt, lautlos sank er vom Rosse herab, und nach kurzem Todeskampfe hauchte er seine Seele aus.

Der alte Jäger war in seine Kniee gesunken und starrte irren Sinnes nach der Leiche; dann strich er sich das weiße Haar aus dem blutigen Gesichte und kroch näher hin zum Todten, der noch die Zügel seines Rosses in der krampfhaft geballten Faust hielt. Nach und nach erst schienen seine Sinne wiederzukehren, und als er nun der schreckensvollen That sich deutlicher bewußt wurde, brach er aus in laute Klagen, in Flüche und Verwünschungen gegen sich selbst, warf sich über den kalten Leichnam und bedeckte ihn mit Küssen und Thränen. Als sein Blick aber wieder auf die Mordwaffe fiel, welche noch in der blutenden Wunde steckte, da riß er sich entsetzt empor, bedeckte jammernd sein Gesicht mit beiden Händen

und lief, laut heulend, tief in den Wald hinein.

Sabine aber hatte, aufmerksam gemacht durch die heftigen Reden, den ganzen Vorgang durchs Fenster mit angesehen und war in demselben Augenblicke, als der Graf vom Rosse stürzte, ohnmächtig zu Boden gesunken.

6.

Am andern Tage herrschte Trauer im Schlosse, denn die Gräfin beweinte ihren Sohn, den man am vorigen Abende, noch spät, ermordet aus dem Walde gebracht. Emma und sämmtliche Dienstleute beklagten den unglücklichen Otto, welchen man, des Mordes verdächtig, verfolgt und eingefangen. So eben wurde er in Ketten über den Schloßhof geführt; sein Blick, rein und voll Unschuld, traf Emma, welche gerade am Fenster stand und bei seinem Anblicke mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes zu-

rücktrat. Unaufhaltsam eilte sie zur Gräfin, welche sich, ihrem Schmerze hingegeben, in ihr Kabinet verschlossen. Dort warf sie sich ihr zu Füßen und bat unter Thränen, Otto frei zu lassen und ihn nicht länger des schrecklichen Verbrechens zu beschuldigen; denn sie war fest von seiner Unschuld überzeugt, obgleich sie keinen Beweis dafür hatte. Die Gräfin aber entgegnete ernst: »Es mußte der erste Verdacht auf Otto fallen, da er, wie mir ein Diener erzählt, gestern mit meinem Sohne im Schloßhofe in heftigen Streit gerieth, und Rudolph gleich nach ihm das Schloß verließ, mit der lauten Aeußerung: er wolle dem Verbannten bis zur Grenze das Geleite geben. Leicht möglich, daß sie in Rabeswalde im Jägerhause zusammentrafen, daß Otto aus Rache, oder gereizt durch neue Kränkungen, sich vergaß und mir so großes Herzeleid bereitete!«

»Nein, nein!« erwiederte Emma vertraumgsvoll, »so weit konnte sich Otto nimmer vergessen; er wird sich reinigen von jedem Verdachte.«

»Das will ich von Herzen wünschen« — sprach die Gräfin weinend — »denn ich hielt viel auf ihn; er war ein wackrer Jüngling!«

»Graf Wenzel von Güldenau bittet um Erlaubniß aufwarten zu dürfen —« meldete jetzt, das Gespräch unterbrechend, ein Diener, und wie bei einer unangenehmen Ueberraschung fuhr die Gräfin bei dem Namen des Grafen zusammen. Doch bald erwiederte sie gefaßt: »Ich bitte nur um einige Minuten Geduld — ich will mich sammeln, ihn würdig zu empfangen!« Und als sie sich wieder allein befand mit Emma, schloß sie diese weinend in ihre Arme und fuhr fort: »Der Graf Wenzel von Güldenau ist meines verstorbenen Gemahls Bruder, der sich, einige Stunden weit von hier, in Cölleda aufhält. Durch den Tod meines Sohnes bin ich, nach testamentarischer Verordnung, dieser Grafschaft verlustig geworden und Wenzel nimmt davon Besitz. Er ist ein Wüstling, der sein Vermögen schon längst in wildem Leben durchgebracht, und meine Trauer, meine Klagen

werden für den Fühllosen Freudentöne. Mein geringes Eigenthum wird kaum hinreichen, mich anständig zu ernähren, doch mit Freuden will ich Alles mit Dir theilen, meine gute Emma, wenn Du bei mir bleiben willst. O verlaß mich nicht, Du, mein einziger Trost in meinem Elende!«

»Ja, ja, meine zweite Mutter!« rief Emma, sie kindlich umfangend, »ich bleibe bei Ihnen, will fleißig seyn, recht fleißig — daß ich durch meiner Hände Arbeit —«

»Still, still, meine gute Emma« — unterbrach sie die Gräfin liebreich — »so weit soll es nicht kommen. Muß ich auch dies Schloß für immer meiden, so bleibt mir noch ein Wittwensitz in Monra; nach jenem freundlichen Dörfchen, wo so viele gute und friedliche Menschen wohnen, dort ziehen wir hin. — Jetzt geh und bringe dem Schloßwächter den Befehl, dem armen Otto die Ketten abzunehmen; doch bleibt er im Gewahrsam, bis er sich gereinigt vom Verdachte. Ich will jetzt den Grafen empfangen; wenn

ich ihn noch länger harren ließe, möchte es ihn erbittern.«

Von der innigsten Dankbarkeit durchdrungen, küßte Emma die Hand der mütterlichen Freundin, eilte zum Schloßwächter, und bat dringend, den Befehl der Gräfin an dem Gefangenen sogleich zu vollziehen.

7.

Der Abend des Tages, an welchem das Leichenbegängniß gehalten werden sollte, war hereingebrochen, und rings war der ganze Schloßhof mit Fackeln hell erleuchtet. Aus den Dorfschaften, welche zur Grafschaft gehörten, hatten sich die Beamten, Bauern und Frohnleute eingefunden, dem Begräbnisse des jungen Grafen beizuwohnen. Wenzel von Güldenau aber hatte Freunde und Bekannte aus der umliegenden Gegend eingeladen, um das Trauerfest mit einem schwelgerischen Gastmahle zu beschließen. Die Gräfin trauerte

still im einsamen Gemache, und Emma suchte durch kindliche Worte des Trostes ihren Schmerz zu lindern. Der kostbar verzierte Sarg war schon aufgebahrt, doch war der Deckel noch nicht festgeschraubt, weil man glaubte, die Gräfin würde den Verblichenen noch ein Mal zu sehen verlangen, ehe er in der Ahnengruft beigesetzt würde, und die Träger, welche ihn dorthin bringen sollten, hatten schon auf des Haushofmeisters Wink, ihr Amt zu verwalten. Die Gräfin wankte schon in ihren Trauerkleidern, von Emma unterstützt, die Stiegen herab, welche aus ihren Zimmern nach dem Schloßhofe führten; sie wollte selbst die Ueberreste ihres Sohnes zur Ruhestatt geleiten, und den schwarzen Schleier, der ihr Antlitz verhüllte, mit ihren Thränen befeuchtend, schritt sie langsam nach dem Sarge hin. Tiefes Schweigen herrschte rings umher. Fast alle Blicke der zahlreichen Leichenbegleiter, welche entblößten Hauptes um die Bahre standen, waren auf die trauernde, edle Frau gerichtet, welche Gatten und Sohn durch Mörderhand verloren — da theilte sich plötzlich der dichte

Menſchenhaufe, der ſich eben zum Zuge ordnete, und Alles wich voll Entſetzen zurück, denn eine menſchliche Geſtalt in zerriſſenen Kleidern, welche ſich, auf einen abgebrochenen Baumaſt geſtützt, mühſam fortſchleppte, wurde, ungewiß vom rothen Fackelſchein beleuchtet, jetzt ſichtbar. Es war ein alter Mann, deſſen weißes, langes Haar verworren über Scheitel und Stirn herabhing; ſeine Kniee zitterten bei jedem Schritte, ſein irrer Blick war ſtarr auf den Sarg geheftet, der in des Hofes Mitte ſtand, und mit der einen Hand griff er, wie verwirrten Sinnes, nach dem Fackelſcheine, ſprach immer leiſe und unverſtändliche Worte vor ſich hin, bis er ſich zur Bahre hingeſchleppt, wo, beſtürzt durch ſeinen Anblick, auch die Träger zurückwichen.

Lange ſtarrte er, auf den Sarg geſtützt, nach der Ahnengruft hinüber, aus deren Pforte ebenfalls die rothe Fackelgluth hervordrang.

»Iſt denn die lange, lange Nacht endlich vorüber?« ſprach er dann ſeufzend und leiſe, indem er ſich die Augen rieb, wie Einer, der

vom langen Schlafe erwacht. »Jetzt ist mir wohler,« fuhr er fort, zu sich selbst sprechend, »es wird schon besser werden — nur Geduld! — die Sonne scheint ja wieder, und 's ist heller Mittag! — Aber wo bleibt denn der gottlose Bube? ich muß ihn sprechen — ja — ich muß! — Ich will's ihm sagen, wer ich bin — ich will ihm sagen, daß ihm die Hand aus dem Grabe wachsen wird, weil er mich geschlagen. Ei, da sind ja viele — viele Leute — kann ja fragen!« Und an den nächststehenden Träger wendete er sich mit der Frage: »Wo ist denn Euer junges Gräflein? sagt mir's doch!«

»Dort liegt er unter dem schwarzen Tuche,« erwiederte der Träger, vor dem unheimlichen Alten weit zurückweichend. Dieser aber starrte wieder auf den Sarg, dann nach der Gruft, auf die schwarzgekleideten Leichengäste, preßte die flache Hand auf die heiße Stirn — riß dann, wie plötzlich von einem Gedanken erfaßt, das schwere, silberbordirte Leichentuch herab, und hatte auch schon, ehe es die Umstehenden verhindern konnten, den Sargdeckel

aufgeriſſen und zur Erde geworfen, mit einem lauten, gräßlichen Geſchrei ſich über die Leiche beugend, die mit halboffenen Augen ihn anzuſtarren ſchien.

Jetzt traten Mehrere hinzu, die den Alten für den Jäger Simon erkannten, und bemüheten ſich, ihn zurückzuhalten von der Leiche. Doch mit wüthender Geberde ſtieß er ſie von ſich, warf ſich wieder über den offenen Sarg, umklammerte den Todten feſt mit beiden Armen und ſchrie mit heiſerer Stimme, daß aufs Neue Entſetzen ſich im weiten Kreiſe der ſtummen Zuſchauer verbreitete: »Der iſt mein — den laß ich mir nicht aus den Armen reißen! Ich gab ihm Leben — ich gab ihm Tod! mein iſt er, mein!«

Ein Juſtitiarius, welchen Wenzel von Güldenau zur Vollziehung des Teſtamentes mitgebracht, aufmerkſam gemacht durch die letzten Worte des Alten, trat jetzt näher zu ihm und gab Befehl, ihn zu ergreifen. Doch wüthender als zuvor ſetzte ſich Simon zur Wehre, ſo daß bald Alle ſcheu vor ihm zurückwichen.

»Was wollt Ihr von mir?« rief er wieder, »erst laßt mich Abschied nehmen von Diesem da, ich habe großes Recht dazu, Ihr Leute; denn wißt es nur — er war mein Sohn, und Otto ist Graf Güldenau! — Der Bube schlug mich am Allerheiligentage mit der Peitsche vor meiner Hütte, hier — seht die Schmarre noch in meinem Gesichte, die wird mich schmerzen bis zum Tode. Ich hatte ihm wahrlich nichts zu Leide gethan, und doch hänselte und schlug er seinen leiblichen Vater — da kam mir, weiß ich doch selbst nicht, wie? das fluchbeladene Eisen in die Hand, das schon so manches Opfer hingeschlachtet — und mitten in sein Herz hatt' ich mein eignes Kind getroffen. — Ja, ja — ich bin sein Mörder! Seht her! seht Alle her — wie die Todeswunde blutet, so bald sie meine Hand berührt — ach! ich leugne es ja nicht — ich will Euch Alles bekennen, und meinen Traum will ich Euch auch erzählen — o, der ging furchtbar aus! »»Morgen Er oder Du!«« — Wie Donnerschlag gellen diese Worte noch in meinen Ohren! — Glaubt ja nicht, daß der

alte Simon im Wahnwitz spricht; das ist vorüber, und jetzt wird mir's heller vor den Augen. — Jetzt will ich gutwillig mit Euch gehen, Ihr Leute — denn mein Söhnlein ist ja doch stumm und starr. — Bringt mich zum Richter — aber sagt ihm — er solle nur Geduld mit mir haben; — mein Kopf ist schwach — ich muß mich besinnen — aber nach und nach — fällt mir Alles wieder ein!«

Bei diesen Worten sank er langsam am Sarge zu Boden nieder. Er war, gänzlich erschöpft, in Ohnmacht gesunken, und der Justitiarius gab Befehl, ihn unter sorgfältiger Pflege in sichern Gewahrsam zu bringen, denn er glaubte sicher vom Alten über so Manches wichtigen Aufschluß zu erhalten, was ihm bis jetzt dunkel geblieben. — Simon wurde weggebracht und rings im stummen Kreise der Umstehenden wurde es nun laut. Noch erschüttert von des Jägers Worten, sprach Jeder seine Meinung aus. Einige erklärten ihn für wahnwitzig, Andere schenkten seiner Rede Glauben, ahneten schreckliche Ver-

brechen, und trugen sogleich darauf an: Otto auf freien Fuß zu setzen. Wieder Andere wollten das Leichenbegängniß aufgeschoben wissen, bis sich Alles aufgeklärt. Auch der Graf Wenzel von Güldenau, der dem ganzen Auftritte beigewohnt, war bestürzt; doch bald gefaßt sprach er, mitten unter die streitenden Partheien tretend, seine Meinung in einem Tone aus, dem Niemand zu widersprechen wagte.

»Der Alte ist toll!« rief er laut. »Ein Thor, der seinem verwirrten Gewäsche Glauben schenkt! Laßt den Zug beginnen, das Leichenbegängniß soll ein Narr nicht hindern!«

Sogleich war man bereit, seinem Befehle Folge zu leisten; aber die Gräfin, welche wohl auf funfzig Schritte entfernt, von Emma unterstützt, stehen geblieben war, Zeugin des ganzen Vorfalls, wurde, nachdem sie Simons Reden mit angehört, von einer sonderbaren Ahnung befallen, welche ihre ganze Seele zu erfüllen schien. Kaum vermögend sich aufrecht zu erhalten, winkte sie dem

Haushofmeiſter, gab ihm leiſe einige Befehle und wankte mit Emma wieder zurück nach ihrem Kabinet.

Als dies Graf Wenzel von Güldenau bemerkte, verließ auch er voll Unmuth den Schloßhof, begab ſich nach dem Speiſeſaal und brachte die ganze Nacht mit ſeiner Geſellſchaft bei einem ſchwelgeriſchen Gaſtmahle hin.

Der Haushofmeiſter aber ließ den Sarg wieder ins Paradezimmer zurücktragen, die Fackeln verlöſchen, und die Leichenbegleiter gingen heimlich flüſternd und erwartungsvoll auseinander.

8.

Am andern Morgen verbreitete ſich auch ſchon im ganzen Schloſſe die Nachricht: der Graf Wenzel von Güldenau ſey in ſeinem Bette todt gefunden worden. Er hatte ſich beim Gaſtmahle in vergangener Nacht allzu-

sehr übernommen und der Schlag hatte ihn tödtlich getroffen.

Simon war, nachdem er aus seiner Ohnmacht erwacht, bald darauf wieder in einen natürlichen, ziemlich ruhigen Schlummer verfallen. Als der Morgen aber graute, verstattete ihm der freie Gebrauch seiner Sinne, dem Justitiarius, der zu ihm gekommen war, ihn förmlich zu vernehmen, ein reuevolles und aufrichtiges Bekenntniß seiner Verbrechen abzulegen. Am wichtigsten von Allem war aber dem Gerichtsherrn die Entdeckung, daß Simon, von Rache gegen das ganze Grafenhaus erfüllt, den wirklichen Sohn der Gräfin, welcher seiner Frau, die Ammenstelle bei ihm vertrat, übergeben wurde, mit dem seinigen vertauscht.

»Ja, so ist es! bei den Wunden Christi kann ich es beeidigen: Otto ist Graf Güldenau — mein leiblicher Sohn aber liegt im Sarge und ich bin sein Mörder! — Willig biete ich meinen Hals dem Nachrichter dar, denn jetzt fühle ich's: ich habe mehr verdient als Henkerstod!« Mit diesen Worten schloß

der alte Jäger sein Bekenntniß; der Justitiarius aber fragte ihn nach einer Pause: »Wo hieltet Ihr Euch die Zeit über auf, die zwischen Eurer letzten Mordthat und Rudolphs Begräbnisse lag? — Eure Hütte war leer, als man den Leichnam fand; wo blieb Euer Weib? war Otto vielleicht Zeuge des Mordes?«

»Nein, mein Herr!« entgegnete Simon. »Otto war schon früher von uns gegangen, er eilte sehr, um vor einbrechender Nacht noch die Landstraße zu erreichen, die nach Weimar führt. Wo mein Weib, meine arme Sabine geblieben, weiß ich nicht. Sie war noch im Hause, als Rudolph angeritten kam; doch nachdem ich die schreckliche That vollbracht, lief ich tief in den Wald hinein und irrte drei Tage lang sinnlos, ohne Rast, ohne Nahrung zu mir zu nehmen, im dichten Gehölz herum, bis ich endlich gestern Abend mich wieder ins Freie wagte. Mir war's, als müßte mein Sohn noch leben, als müßte ich ihn zur Rede stellen, daß er mich so gemißhandelt — der helle Fackelschein ließ mich

das Schloß dicht vor mir erblicken, und so taumelte ich, noch immer irren Sinnes, hinein. Aber der Allbarmherzige, der seine Gnade auch an Unwürdige verschenkt, hat mir meine Vernunft wiedergegeben, auf daß ich zur Erkenntniß und Reue über meine Unthaten noch vor meinem Ende gelange. — Ich kann wieder denken, ich besinne mich auf Alles, und weiß recht gut, was ich spreche. Vertrauen Sie meiner Aussage, denn die letzte schreckenvolle That, die mich zum Mörder meines eignen Kindes machte, hat mein Herz zur Reue gewaltsam hingelenkt, und durch mein aufrichtiges Bekenntniß will ich, so viel noch möglich, an der Gräfin gut zu machen suchen, was ich früher, aus Rachsucht, Böses an ihr verübte. — Meine Richter mögen über mich verfügen nach Recht und Billigkeit; ich will nicht klagen, nicht murren, soll ich auch die härteste Strafe erdulden, die nur der Mensch ersinnen kann; aber Gott möge meiner Seele gnädig seyn — darum will ich ihn bitten, bis zu meinem letzten Gange!«

Der Juſtitiarius ging zur Gräfin, um ſie auf die frohe Nachricht, daß ſie nicht kinderlos, vorzubereiten, denn nun zweifelte er nicht mehr an der Ausſage des Verbrechers. Doch zu ſeinem Erſtaunen fand er ſie, die noch vor wenigen Stunden von wahrer Herzenstrauer tief gebeugt worden war, jetzt in der freudigſten Bewegung. An ihrem Buſen weinte Emma Freudenthränen, zu ihrer Rechten ſtand ein ehrwürdiger Franziskanermönch und zu ihren Füßen kniete Sabine. Dieſe, welche Zeugin geweſen von der Ermordung ihres Sohnes, war gleich, nachdem ſie ſich von ihrer Ohnmacht erholt, von Gewiſſensbiſſen und lange ſchon genährter Reue gefoltert, aus dem Hauſe geeilt und geradeswegs nach Erfurt gewandert. Früher war ſie öfters dorthin nach einem Franziskanerkloſter gewallfahrtet, in welchem ſich ein Muttergottesbild im Geruch beſondrer Heiligkeit befand. Sie hatte, wohl ſchon vor zehn Jahren, dem Pater Johannes in demſelben Kloſter den Kindertauſch gebeichtet, und dieſer ihr jede Abſolution verweigert, bis ſie ihr Verbrechen

durch ein, der Gräfin geleistetes, reuevolles Bekenntniß wieder gut gemacht. Doch ein furchtbarer Eid, den sie in die Hand ihres Gatten niedergelegt, vielleicht auch mütterliche Eitelkeit, ihren eigenen Sohn als Grafen im Besitz großer Reichthümer zu sehen, ferner die Furcht, Simons Rache gegen sich selbst zu erwecken, hatte sie bisher abgehalten, dies Bekenntniß zu thun. Doch schon am Allerheiligentage, nachdem sie schaudernd ihres Mannes Mordthat am Grafen, welche er ihr so viele Jahre lang verheimlicht, erfahren, faßte sie den Plan, ohne weitere Rücksichten nach Erfurt zu gehen, dort dem Pater Johannes nochmals zu beichten und ihn zu ersuchen, sie selbst nach Güldenau zu begleiten, um Zeuge ihres Bekenntnisses zu seyn. Nach dem Tode ihres Sohnes führte sie ohne Verzug diesen Entschluß aus, und Pater Johannes war sogleich bereit, sie zur Gräfin zu begleiten. — Zu den Füßen ihrer Herrin hatte sie nun reuevoll bekannt und fügte noch hinzu: »Erinnern Sie sich nicht eines Mals, gnädige Gräfin, welches Ihr Sohn in Ge-

ſtalt einer rothen Roſe auf der linken Bruſt trägt?«

»Allerdings!« erwiederte die Gräfin, »und als Ihr mir den Rudolph brachtet, ſagtet Ihr, das Mal ſey wunderbarer Weiſe verblichen; ich hegte damals nicht den mindeſten Verdacht —«

»Und dieſes Mal, welches noch deutlich auf Otto's linker Bruſt zu ſehen iſt, möge als Beweis für die Wahrheit meiner Ausſage dienen,« erwiederte Sabine.

Wer beſchreibt die Freude der Gräfin, welche jetzt, ſtatt des ungeliebten Verblichenen, den lebenskräftigen, an Herz und Geiſt wohlgebildeten Jüngling, der jetzt, von freudigem Staunen befangen, ins Zimmer trat, in ihre Arme ſchloß. Ohne Zurückhaltung umfing ihn auch Emma, und die drei Glücklichen weinten heiße Thränen der Freude, und noch in derſelben Stunde verlobte der Pater Johannes die Liebenden feierlich miteinander. Der reuigen Sabine aber ertheilte der würdige Geiſtliche, unter Auflegung einer lebenslänglichen, harten Buße, die Abſolution, und

auch die Gräfin zauderte nicht, ihr Verzeihung und Unterhalt bis zum Tode zuzusichern.

Simon aber starb, noch ehe das Gericht ein Urtheil über ihn ausgesprochen, in seinem Gefängnisse an einem hitzigen Fieber.